image
not
available

<36604272230019



Herzog Ferdinand von Braunschweig
Heerführer der Alliirten
im
siebenjährigen Kriege.

# Geschichte

des

# siebenjährigen Krieges in Deutschland

von

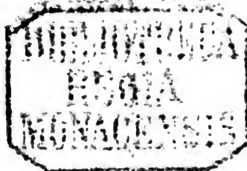
J. W. von Archenholtz
vormahls Königlich Preussischem Hauptmann.

2

Mit Bildnissen und einer illuminirten Charte.

Zweyter Band.

Berlin 1793.
bey Haude und Spener.




# Geschichte des siebenjährigen Krieges.

## Siebentes Buch.

— 1759 —

Nach allen den großen Unfällen, die Friedrich und seine Heere seit einigen Monaten betroffen hatten, war das Kriegs-Theater nun noch für den Rest des Feldzugs allein auf Sachsen eingeschränkt. Daun machte allerhand Entwürfe den Prinzen Heinrich von hier zu vertreiben; da aber durch des letztern Wachsamkeit und überlegene Kriegs-Talente alle Versuche vereitelt wurden, und er nicht allein Stand hielt, sondern auch Mittel fand, Leipzig und Wittenberg zu decken, so machte der Oesterreichische Feldherr einen neuen großen Entwurf. Er wollte den Preußischen Heer-

führer von diesen Städten abschneiden, und ihn selbst in seinem Lager einschließen. Daun theilte deshalb seine Armee in verschiedene Corps, die sich zu diesem Endzweck in Bewegung setzten. Das stärkste derselben commandirte der Herzog von Aremberg. Heinrich errieth etwas von dem Vorhaben des Feindes, und unter den Papieren eines Adjutanten dieses Herzogs, der gefangen wurde, fand man die weitern Nachrichten. Er schickte nun sofort die Generale Fink, Wedel, Wunsch und Rebentisch mit ihren Corps auf abgesonderten Wegen. Alle stießen auf den Feind, der sich beständig zurückzog. Endlich trafen die Preußen den 29sten October bey Pretsch ohnweit Düben auf das große Arembergische Corps, das auch in großer Verwirrung auf den Rückzug dachte, den der Kaiserliche General Gemmingen mit einem Grenadier-Corps decken sollte. Der Preußische General Platen aber, an der Spitze von Dragonern und Husaren, stürzte in Carriere auf die im Anschlag liegenden Oesterreichischen Grenadiere los, warf sie über den Haufen, machte 1500 Gefangene, und zerstreute die übrigen.

Der immer noch kranke König, ließ sich bald nachher nach Glogau bringen, wo er bis

zur Wiederherstellung blieb. Er schickte den General Hülsen mit dem größten Theil seiner Armee auch nach Sachsen, wo die Preußen nun so sehr das Uebergewicht bekamen, daß Daun für rathsam fand, das feste Lager von Plauen zu beziehn, um Dresden zu decken. Diese Stadt war nun noch von allen kürzlich gemachten Eroberungen der Oesterreicher in Sachsen allein in ihren Händen. Ihnen auch diesen so wichtigen Ort zu entziehn, war Friedrichs Hauptabsicht, so bald die Truppen aus Schlesien in Sachsen angekommen waren, und sich mit dem Prinzen Heinrich vereinigt hatten. Diesen Entwurf desto nachdrücklicher auszuführen, verließ der König, obgleich noch nicht völlig hergestellt, Glogau, und traf am 13ten November nach einer zwanzigtägigen Abwesenheit wieder bey der Armee ein. Alles kam darauf an, die Daunsche Armee, die ungeachtet des Besitzes von Dresden in einem Winkel von Sachsen eingeschränkt war, zum Rückzug nach Böhmen zu nöthigen. Dieser Rückzug wäre vielleicht von selbst erfolgt, allein der König wünschte ihn zu beschleunigen. Fink wurde deshalb mit 11,000 Mann nach Maxen im Gebirge geschickt, und der Oberst Kleist mußte mit einem Corps in Böhmen ein-

fallen. Diese letztere Expedition war auch nicht unglücklich; er machte Gefangene, brandschatzte und plünderte, um wegen der in Schlesien und der Mark verübten Grausamkeiten Repressalien zu gebrauchen.

Finks Stellung drohete dem Feinde die Zufuhr von Böhmen zu sperren; sie war aber selbst äußerst gewagt, und Fink, in der Entfernung vom Könige, mit seinem Corps von dem ganzen Kaiserlichen Heer umgeben. Diesem General ahnete seine critische Lage; er erdreistete sich daher, vor seinem Abmarsch dem Monarchen einige Vorstellungen zu thun; sie wurden aber ungnädig aufgenommen. Friedrich antwortete mit einem Machtspruch, der oft die unmöglich scheinendsten Dinge möglich gemacht hatte: „Er weiß, daß ich keine Dif„ficultäten leiden kann. Mache Er, daß er „fortkommt.„ Fink marschirte nun nach Maxen, und ließ den Paß von Dippoldiswalde durch den General Lindstädt mit 3000 Mann besetzen, wodurch die Gemeinschaft mit Freyberg offen blieb. Der König war aber mit dieser Disposition nicht zufrieden, und schrieb ausdrücklich: „daß es besser seyn würde, „wenn er das ganze Corps zusammenzöge, „weil er dadurch im Stande sey, den Feind

„mit mehrerem Nachdruck zu empfangen. „Ueberdies könnten die wenigen Bataillone „bey Dippoldiswalde bald über den Haufen „geworfen werden, weil der Feind gewiß mit „einer starken Macht ankommen würde, wenn „er etwas unternehmen wollte.„ Friedrichs Befehl wurde nun vollzogen, wobey Fink jedoch sogleich die Stellung der Feinde meldete, und daß ihnen nun der Weg ihn anzugreifen völlig offen sey. Die folgenden Briefe des Generals Fink an den König wurden alle von den Oesterreichern aufgefangen; und aus dieser Quelle entstand für Friedrich das große Unglück, ein so starkes Corps ganz zu verlieren.

Der 21ste November war der unglückliche Tag, der den Preußischen Kriegern unvergeßlich seyn wird. Fink wurde von 40,000 Mann von allen Seiten angegriffen. Er war größtentheils im Grunde, die Feinde aber auf Anhöhen postirt. Hiezu kam ihre große Uebermacht. Auf der einen Seite stand Daun mit der großen Oesterreichischen Armee, auf der andern der Herzog von Zweybrücken mit den Reichs-Truppen. Die Preußen fochten jedoch mit großer Tapferkeit. Das feindliche Feuer aber war ganz auf einen Punct gerichtet. Das mitten unter den Linien der Preußen liegende

Dorf Maxen wurde von den Angreifenden in Brand gesteckt. Hieraus entstand Unordnung. Auch richteten die Haubitz-Grenaden der Oesterreicher unter der Preußischen Wagenburg große Verwirrung an, und diese theilte sich bald der ganzen Infanterie mit. Der Rückzug war den Preußen abgeschnitten. Es fehlte ihnen endlich an Munition, nachdem man den ganzen Tag gefeuert, und alle Patronen verschossen hatte. Die Hoffnung dieser Truppen, vom König entsetzt zu werden, war sehr gering, weil er ihre Noth nicht kannte, ja nicht einmahl ahnete. Fink hatte sich bey so viel Gelegenheiten als ein kriegserfahrner Feldherr voll hohen Muths gezeigt; auch jetzt entfiel ihm der Muth nicht. Er wollte sich durchschlagen, und versammelte deshalb die Generale, denen er sein Vorhaben eröffnete. Allein die gänzliche Unmöglichkeit, mit Gewalt durch die stark besetzten Hohlwege durchzudringen, ließen keine Wahl übrig, als gänzliche Aufopferung aller Truppen, oder Gefangenschaft. Fink glaubte dem König durch das erstere keinen Dienst zu leisten, da so viele Oesterreichische Kriegs-Gefangene in Preußischen Händen waren, die folglich ausgewechselt werden konnten, und gab daher der

Menschlichkeit Gehör. Wunsch schlug vor, mit der Cavallerie einen Versuch zu machen in der Nacht zu entkommen, und brach auch wirklich auf. Die Infanterie aber konnte nicht folgen, und Fink, dieser Feldherr, von dem Friedrich gesagt, daß er ein zweyter Türenne werden würde, war nun gezwungen zu capituliren.

Daun wollte von keinen andern Bedingungen hören als Gefangenschaft, und bestand so gar darauf, daß Wunsch mit der Cavallerie zurückberufen werden und sich auch ergeben sollte. Vergeblich schützte Fink vor, daß dieser General ein abgesondertes Corps commandirte; der Oesterreichische Heerführer bestand darauf, und der bedrängte Fink mußte alles eingehn. Wunsch kehrte auf Befehl um, allein er unterschrieb die Capitulation nicht. Er wurde aber doch gefangen. Die Bagage der Preußen blieb ungeplündert. Dies war der Haupt-Artikel der Uebergabe; allein 71 Canonen, 24 Standarten und 96 Fahnen wurden den Oesterreichern zur Beute. Das ganze aus sechzehn Bataillons und fünf und dreyßig Schwadronen bestehende Corps streckte nun das Gewehr, neun Generale und 11,000 Mann Fußvolk und Reiter; nur einige Husaren entka-

men, und brachten dem König diese so schreckliche Nachricht.

Der Preußische Kriegsruhm schien dadurch in den Augen des Pöbels verdunkelt; allein ein ähnliches Schicksal traf die tapfersten Völker. Die Römer streckten die Waffen in geschlossenen Legionen bey Caudinum und bey Lerida; die Franzosen am Tage der Schlacht bey Hochstädt in Blenheim; die Sachsen bey Pirna; die Britten bey Saratoga, so wie jetzt die Preußen bey Maxen; alle durch die Ueberzeugung der Unmöglichkeit, mit Anstrengung aller Kräfte und aller menschlichen Tapferkeit in ihrer Lage etwas auszurichten.

Friedrich glaubte jedoch, daß dies Unglück hätte vermieden werden können; auch wurden nach geendigtem Kriege die Generale Fink, Rebentisch und Gersdorf vors Kriegsgericht gefordert, und da ihre Vertheidigung nicht hinreichend befunden ward, verdamnute dies militairische Tribunal unter dem Vorsitz des Generals Zieten alle drey zur Festungsstrafe. Rebentisch blieb noch einige Zeit im Dienst, allein die andern beiden verlohren sogleich ihre militairischen Würden. Fink starb als Ober-Befehlshaber der Dänischen Armee, und Rebentisch als General in Portugal.

Diesem Unglück folgte gleich darauf ein andres. General Dierke stand mit 3000 Mann am Elb-Ufer ohnweit Meißen. Der König rief diesen General zurück. Er mußte über den Fluß, der voller Eis war. Der General Beck, einer von Theresiens besten Feldherren, benutzte diesen Umstand, und rückte mit einem starken Corps an; nur wenige Fahrzeuge waren vorhanden, und diese wurden von dem angreifenden Feind bald zertrümmert. Nun mußte sich Dierke nach einem blutigen Gefecht mit allen den seinigen, die noch nicht über den Fluß gesetzt hatten, ergeben. Auf diese Weise fielen abermahls 1400 Preußen den Oesterreichern in die Hände.

Der sonst so behutsame Daun wurde durch diese erlangten Vortheile angefeuert, sich der so sehr geschwächten Armee des Königs zu nähern, in der Meinung, daß sie sogleich davonfliehen würde. Er fand sie aber in Bereitschaft ihn zu empfangen, und zog sich daher ruhig wieder zurück. Auch der Kaiserliche General Maquire wähnte, daß er sich nur zeigen dürfte, um das von den Preußen besetzte Freyberg in Besitz zu nehmen. Er rückte mit 16,000 Mann an, begleitet von einem ungeheuern Troß von Wagen und entbehrlicher Ba-

gage, der seine unbezweifelte Erwartung bewies. Die Preußen aber standen in Schlachtordnung, und zeigten ihm durch Canonen-Kugeln den Rückweg.

Die besten Hülfsquellen Friedrichs waren immer die Fehler seiner Feinde. Auch jetzt wurden die Erwartungen aller Menschen betrogen. Daun, anstatt seine großen Vortheile zu nutzen und vorwärts zu dringen, bezog wie ein Besiegter das feste Lager hinter dem Plauenschen Grunde. Friedrich hingegen, der fast die Hälfte seiner Armee, und zwar am Ende des Feldzugs, verlohren hatte, wo alle Regimenter ohnehin sehr geschwächt waren, und der jetzt wenig mehr als 20,000 Mann beysammen hatte, änderte seine Stellung dennoch nicht, sondern behauptete, außer dem kleinen Bezirk um Dresden, ganz Sachsen. Indessen ließ er, um der großen Ungleichheit der beiderseitigen Armeen einigermaßen abzuhelfen, 12,000 Mann von den alliirten Truppen kommen. Diese, unter Anführung des Erbprinzen von Braunschweig, stießen am Ende des Decembers bey Freyberg zum Könige. Kaum war diese Verstärkung angelangt, so rückte Friedrich ohne die rauhe Jahrszeit zu achten vorwärts, und verjagte alle voran postirte feind-

liche Truppen. Sein Vorsatz war, den General Maquire bey Dippoldiswalde anzugreifen; allein das feste durch Verschanzungen, Batterien, Felsen und Hohlwege gesicherte Lager der Oesterreicher, zeigte unübersteigliche Hindernisse, daher der König nach Freyberg zurückging.

Nun folgte eine sonderbare Winter-Campagne, die eine sehr große Menge Menschen wegraffte. Die Armee des Königs wurde in der Nachbarschaft von Dresden in die kleinen Städte und Dörfer verlegt, und zwar so gedrängt, daß nur ein geringer Theil der Soldaten unter Dach kommen konnte. Ganze Regimenter lagen die Hälfte des Winters in kleinen Dörfern, die sie nachher mit größern vertauschten. Die Officiere bewohnten die Stuben oder Kammern, und die Soldaten bauten sich Brandhütten, worin sie Tag und Nacht wie die Tatarn sich um das Feuer lagerten. Der Winter war dieses Jahr ungewöhnlich strenge, und der Schnee lag viele Wochen lang Knie tief. Das Holz wurde von den Soldaten selbst herbey geschleppt, oft aus einem entlegenen Walde. Diese Holz-Transporte dauerten wegen der entsetzlichen Kälte den ganzen Tag fort, so daß man immer große Haufen von

Lastträgern bey allen Dörfern herumziehn sah! Nach dem Maaß, daß die Kälte grimmig und das Holz selten wurde, folgte der Soldat dem Naturgesetz, das ihm seine Selbsterhaltung zur ersten Pflicht machte; er verschonte weder Ställe, Scheunen, noch Häuser. Die Spanier suchten in dem neu entdeckten America nicht eifriger nach Gold, als jetzt die Preußen nach Holz. Die Lebensmittel waren dabey gar nicht im Ueberfluß, und der Soldat auf sein Commis-Brot eingeschränkt, womit er unaufhörlich bey Tage und selbst des Nachts Wassersuppen machte. Die Wachen und Commandos kamen wegen der vielen Kranken sehr oft herum, und hatte der Soldat diese überstanden, so konnte er doch in dem kurzen Zwischenraum der Ruhe nicht pflegen. Wenn er kein Holz auf dem Rücken hatte, und mit keinen Eisschollen oder Schneewasser zum Kochen belastet war, so lag er der Länge nach in der Asche, um seinen Körper zu braten. Wenn aber das Feuer den Vordertheil des leicht bekleideten Leibes fast verzehrte, so erstarrte der Hintertheil vor Frost. Dies war aber noch nicht alles. Es stand ein kleines Lager bey Wilsdruf, eine Meile von Dresden. Der König wollte dies Lager nicht abbrechen lassen.

Vier Bataillone mußten es besetzen. Diese wurden alle vier und zwanzig Stunden abgelöst, so daß die ganze Infanterie bey der Königlichen Armee diese Rolle nach der Reihe beständig fortspielen mußte. Die Zelter blieben stehen; auch waren sie eingefroren, und die Leinwand den Brettern ähnlich. Die Oesterreicher waren durch dies Beyspiel gezwungen ein gleiches zu thun. Beide Heere also zeigten der Welt eine noch nie in den Jahrbüchern nordischer Kriege aufgezeichnete Handlung; in einer sehr geringen Entfernung von einander, in einem sehr harten Winter, trotzten sie dem kalten Clima und den Seuchen, und hielten unter leinenen Dächern das Feld, bis eine bessere Jahreszeit ihren Leiden ein Ende machte.

Da keine Vollkommenheit den Sterblichen eigen, und es der Geschichte unwürdig ist, bey jedem Fehler, bey jedem Eigensinn, bey jeder Laune eines großen Mannes, reiflich erwogene Plane und Weisheitsgründe vorauszusetzen, so mag es erlaubt seyn, durch die Natur der Dinge gerechtfertigt, an der Nutzbarkeit dieses Eislagers zu zweifeln, dessen Fortdauer wahrscheinlich mehr durch Laune als durch Absichten bestimmt wurde, weil man damit nicht das geringste gewann, noch je gewin-

nen konnte, da die menschlichen Kräfte in diesem Lager wie todt waren.

Die große Kälte war diesen Winter sehr anhaltend, und täglich erfroren den schlecht bekleideten Soldaten die Glieder *). Im Lager waren keine Brandhütten, die Feldwachen hatten nur brennende Holzhaufen, wenn es nicht auch an diesem so nöthigen Bedürfniß ganz fehlte, welches oft geschah, und für die Officiere waren bretterne Häuschen gebaut. Die gemeinen Soldaten, um ihr von der Kälte erstarrtes Blut flüssig zu machen, liefen entweder wie die Unsinnigen im Lager herum, oder uneingedenk des Kochens verkrochen sie sich in ihren Zeltern, wo sie auf einander lagen, um wenigstens einige Theile ihres Körpers an den Leibern ihrer Cameraden zu erwärmen. In dieser Lage war Angriff und Vertheidigung gleich unmöglich; und nie kehrte ein Regiment aus diesem Lager in die elenden Winter-Quar-

*) Der Verfasser befand sich damahls, so wie fast immer, bey der Armee des Königs. Er war ein Augenzeuge des hier erzählten; denn auch das Regiment von Forcade, bey welchem er stand, das in dem Dorf Costebaude, eine Meile von Dresden, sehr eingeschränkte Winter-Quartiere hatte, machte alle Woche einen Marsch ins Lager bey Wilsdruf zur Ablösung.

tiere zurück, ohne die Zahl ihrer Kranken zu vermehren. Schaarenweise wurden sie zu Grabe getragen; und dieser einzige Winter-Feldzug kostete dem Könige mehr Menschen, als zwey große Schlachten gethan haben würden. Der Verlust war indessen minder merkbar, weil der Abgang beständig durch Recruten ersetzt wurde. Die Oesterreicher hatten kein besseres Schicksal; sie lagen hinter dem Plauenschen Grunde in Dörfern zusammengedrängt, die durch den Tharandter Wald und durch eine Kette von Hohlwegen gegen den Angriff der Preußen gesichert waren. Dauns Behutsamkeit ging noch weiter; Schanzen wurden auf Schanzen gehäuft, und alle Wege und Fußsteige, selbst die, die auf die höchsten Berge führten, durch Verhacke unzugangbar gemacht. Diese elenden Cantonnirungs-Quartiere waren das Grab mehrerer Tausende von Theresiens Kriegern; es rissen Seuchen unter ihnen ein, so daß im Januar in der kurzen Frist von sechzehn Tagen 4000 Mann starben.

Die Recrutirung bey den Preußen wurde jedoch dermaßen betrieben, daß der König bereits im Februar die von dem Herzog Ferdinand erhaltenen Truppen wieder zurücksenden konnte. Dieser Umstand erregte gewaltiges

Aufsehn in Wien, weil er zum Beweise diente, daß der große bey Kunersdorf, bey Maxen, und bey so vielen andern Unfällen des vorigen Feldzugs erlittene Verlust trotz den allmählig versiegenden Hülfs-Quellen schon wieder ersetzt seyn müßte. In diesem Zeitpunct wurde der Preußische General Czettritz gefangen. Unter seinen Papieren fand man im Manuscript den geheimen Unterricht Friedrichs für seine Generale, der bald nachher von den Oesterreichern durch den Druck bekannt gemacht wurde.

Der Krieg gegen die Schweden hatte in diesem Feldzug, so wie immer, wenig auszeichnendes. Da der Preußische General Manteufel nach der Schlacht bey Kunersdorf zum Könige stoßen mußte, bekamen die Schweden, die jetzt der General Lantinghausen commandirte, freye Hand. Sie benutzten diese Gelegenheit, um einige von den Preußen schwach besetzte Oerter wegzunehmen, und acht Preußische bewaffnete Fahrzeuge zu erobern. Diese Fahrzeuge hatte man in Stettin ausgerüstet, mit Pöllern versehn, und mit Land-Miliz besetzt, um die Küsten und Mündungen der Oder gegen die Landungen der Schweden zu sichern. Es waren deren überhaupt eilf von

ver-

verschiedener Größe, die theils nach den vornehmsten Personen des Königlichen Hauses genannt wurden, theils Griechische Götternahmen führten. Ihr Nutzen wurde bald bemerkt, und die armen Küsten-Bewohner waren nicht länger den Plünderungen einzelner Schwedischer Schiffe ausgesetzt. Die Vertilgung dieser Flotille wurde daher von den Schweden beschlossen; sie griffen solche mit neun und zwanzig Schiffen an, und durch diese Uebermacht erreichten sie für jetzt ihren Zweck; denn nur drey von den Preußischen Fahrzeugen entkamen ihren Händen.

Die Schwedische Land-Armee war indessen bis Prenzlau vorgedrungen. Manteufel aber zog bald ein kleines Corps zusammen, und trieb sie aus Anclam, aus Prenzlau und über den Pena-Fluß zurück. Er ließ ihnen keine Ruhe, sondern drang unter beständigen Gefechten bis Greifswalde, wobey er viele Gefangene machte, und in Demmin die Schwedische Kriegs-Casse erbeutete, endlich aber wegen der großen Kälte den Winter-Feldzug endigen mußte. Die Schweden rächten sich an diesem thätigen General, sie überfielen ihn in der Nacht in Anclam, und obgleich sie von der Garnison mit ansehnlichem Verlust zurückgeschlagen wur-

den, so fiel doch der in der Dunkelheit der Nacht sich verirrende Manteufel in feindliche Hände.

Der König hatte noch ein Regiment schwarzer Husaren errichtet, commandirt von dem Oberst Belling, die sich bey dieser Expedition, so wie überhaupt in allen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und in der Ukermark sehr auszeichneten; sie spielten auf diesem kleinen Kriegs-Theater eine große Rolle, und es verging fast kein Tag, wo sie nicht Schweden als Gefangene einbrachten, deren Anzahl sich jetzt überhaupt auf 3000 belief.

Der Feldzug der Alliirten war im ganzen genommen mit großem Glück geführt worden. Die Britten nahmen jetzt an dem Landkrieg den thätigsten Antheil, und das Parlament hatte dazu 1,900,000 Pfund Sterling bewilligt, ohne die ungeheuern Transport-Kosten ihrer Truppen nach Deutschland zu rechnen, die zu den See-Operationen gehörten. Die Franzosen fingen indeß ihre Unternehmungen durch einen kühnen Streich an. Sie überrumpelten mitten im Winter Frankfurt am Main. Diese freye Reichsstadt, die ihr Contingent an Truppen und Gelde getreulich dem Reiche entrichtete, glaubte daher von den Bundsge-

nossen des Reichs nichts zu besorgen zu haben. Sie hatte den Franzosen schon Durchmärsche, allein nur in einzelnen Schaaren bewilligt. Der Vorwand dazu war immer der Uebergang über den Main. Es wurde jetzt abermahls ein solches Ansuchen gethan, und auch unter den bekannten Bedingungen gestattet. Der Neujahrstag war zur Ausführung des Entwurfs bestimmt; auch hatte sich schon ein ansehnliches Corps Franzosen vor der Stadt versammelt, als die Neujahr wünschenden Frankfurter Trommelschläger durch ihr großes Getöse bey dem Prinzen Soubise den Verdacht erregten, daß sein Vorhaben entdeckt sey; es wurde daher bis zum folgenden Tag verschoben. Die Frankfurter, ohne jedoch etwas davon zu ahnen, waren sehr auf ihrer Huth. Man beschloß, nur ein Regiment Franzosen auf einmahl in die Stadt herein zu lassen, wobey das Thor so lange gesperrt bleiben sollte, bis das Regiment die Flußbrücke passirt seyn würde.

Die ganze Besatzung war in Waffen; theils um die Franzosen zu begleiten, theils waren sie auch an das Gefahr drohende Thor postirt, um den Befehlen des Magistrats den gehörigen Nachdruck zu geben. Dies hinderte

aber nicht, daß diese wichtige Stadt ohne alles Blutvergießen eingenommen wurde. Die Französischen Truppen schlossen sich an das einmarschirende Regiment an, warfen die Thorwache, die sich widersetzen wollte, über den Haufen, flößten den übrigen Stadtsoldaten, die in Reihen aufmarschirt standen, Schrecken ein, und nun drangen sie auf die Wälle, bemächtigten sich der Artillerie und aller Thore, während daß andre die öffentlichen Plätze und vornehmsten Straßen besetzten; so daß in wenig Augenblicken das Reichs-verbundene Frankfurt in den Händen der Franzosen war, die in den ersten Tagen darin wie in einer eroberten Stadt hauseten. Ihr Feldherr Soubise verfügte sich aufs Rathhaus, und machte seine Befehle bekannt, die man in der Betäubung ehrfurchtsvoll annahm; dabey versprach dieser Heerführer im Nahmen seines Königs, die Stadt bey ihrer Religion, bey ihrer Freyheit und ihren Vorrechten zu schützen. Alle Straßen waren indeß mit Soldaten und brennenden Holzhaufen bedeckt, die die große Kälte nothwendig machte. Die Einwohner durften ihre Häuser nicht verlassen, ja sich nicht einmahl an den Fenstern zeigen, und die Stadtsoldaten wurden entwaffnet.

Frankfurt wurde nun das Haupt-Quartier der Franzosen, die dadurch völlige Communication mit den Kaiserlichen und Reichs-Truppen erhielten; dabey konnten sie auf dem Rhein und dem Main mit allen Bedürfnissen versehn werden. Diese erlangten Vortheile den Franzosen zu entreißen, war Ferdinands Hauptentwurf bey Eröffnung des Feldzugs. Es verzögerte sich damit bis zum April, weil die Reichs-Truppen, wie auch ein Corps Oesterreicher und Franzosen, in Hessen und andre benachbarte Länder eingefallen waren, und erst wieder vertrieben werden mußten. Dies geschah auch von dem Erbprinzen von Braunschweig mit so gutem Erfolg, daß die Reichs-Truppen in verschiedenen kleinen Gefechten geschlagen, in Meinungen ein ganzes Regiment Cuirassier, ein Bataillon Wirtemberger, und zwey Chur-Cölnische Grenadier-Bataillone zu Gefangenen gemacht, und die verbundenen Provinzen geschwind wieder von den Feinden befreyt wurden. Ferdinand ließ nun 12,000 Mann zurück, um Hannover und Hessen zu decken, und marschirte mit 30,000 Mann auf Frankfurt los. Der Herzog von Broglio, der jetzt die dortige Französische Armee commandirte, bemächtigte sich eines starken Postens

bey dem Dorfe Bergen, in der Nähe von Frankfurt, der nothwendig erst von Ferdinand weggenommen werden mußte, ehe er seinen Endzweck ausführen konnte.

Es war am 13ten April, als beide Armeen an diesem Ort auf einander trafen. Das Dorf Bergen wurde zuerst mit großem Ungestüm angegriffen. Hier standen acht Bataillone von den Deutschen Truppen im Dienst Frankreichs, und hinter dem Dorfe mehrere Brigaden Französischer Infanterie, die ein sehr lebhaftes Feuer machten. Das Sächsische Corps hatte die gegen die Nidda laufenden Anhöhen besetzt. Der Prinz von Ysenburg, der die Stärke des vor sich habenden Feindes nicht kannte, und überhaupt unglücklich im Kriege war, that den Angriff abgesondert von den übrigen Truppen mit vier Bataillons Grenadiere, wobey er den sonderbaren Befehl gab, daß sämmtliche Wundärzte mit in die Glieder treten sollten. Diese Leute, deren Bestimmung es ist, den Truppen zu folgen, aber nicht wehrlos Batterien zu stürmen, wollten alle davongehn, und nur auf die Vorstellungen eines einzigen unter ihnen, eines Patrioten, Nahmens Eckermann, gehorchten sie dem Befehl, den einige mit Wunden, andre mit dem Tode bezahlten.

Die Franzosen, die alle Vortheile des Terrains auf ihrer Seite hatten, behaupteten indeß ihren Posten gegen einen Feind, der mit vielen natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Vor dem Dorfe waren Hohlwege, die die Hessen nur in kleinen Haufen passiren konnten, desgleichen Zäune und Hecken, wo sie herüberklettern mußten. Der Erbprinz von Braunschweig rückte nun mit seiner Division zu ihrer Unterstützung an, und fiel den Franzosen in die linke Flanke. Die Hessen, dadurch aufgemuntert, erneuerten den Angriff mit verdoppelter Wuth, und schon wichen die Franzosen, als ihr Heerführer Broglio durch eine sehr geschickte Bewegung in die Flanke der Alliirten fiel. Die Hessen wurden zurückgeschlagen, und ihr Anführer, der Prinz von Ysenburg, getödtet. Einige Französische Regimenter, durch ihre Hitze verleitet, verließen nun in großer Unordnung ihre Posten, um den weichenden Feind zu verfolgen. Hiedurch bekam die Cavallerie der Alliirten Gelegenheit mit vielem Nachdruck einzuhauen. Eine Menge Franzosen und Sachsen fielen unter ihren Streichen. Alles hing jedoch von dem Besitz des Postens bey Bergen ab. Der Angriff wurde daher innerhalb drey Stunden drey-

mahl erneuert, allein ohne Erfolg. Nun blieb Ferdinand nichts übrig, als ein wohlgeordneter Rückzug im Angesicht eines überlegenen Feindes. Die List mußte den Mangel an Macht ersetzen. Es war noch kaum Mittag, und nur die Nacht konnte den Rückzug decken. In dieser Verlegenheit stellte sich Ferdinand, als ob er das Treffen erneuern wollte; er theilte seine Infanterie in zwey Haufen, stellte die Cavallerie in die Mitte, und eine kleine Colonne Fußvolk vor dieselbe, und so machte er Miene das Dorf Bergen, so wie einen Wald auf dem linken Flügel zugleich anzugreifen, und beide wurden auch lebhaft beschossen. Dies dauerte, bis die Nacht einbrach, da sich denn die alliirte Armee bis Windecken zurückzog. Sie hatte 2000 Mann und fünf Canonen verlohren.

So gering auch dieser Verlust war, so nachtheilig war doch der mißlungene Sieg für die Alliirten. Die Franzosen blieben in dem Besitz von Frankfurt, das in Ferdinands Händen eine Quelle der größten Vortheile geworden wäre; sie konnten ihre Operationen jetzt mit größern Hoffnungen erneuern, da hingegen Ferdinand vertheidigungsweise gehen mußte. Indessen blieb er doch Meister von der Weser, aller Versuche der Franzosen unge-

achtet ihn von diesem Fluß zu entfernen. Sie rückten nun vorwärts, nahmen Cassel weg, und überrumpelten Minden, da der Commandant an einen andern Ort, nach der Weser-Seite zu, seine Truppen zusammengezogen hatte, und hier den Angriff erwartete; er wäre auch von dieser Seite geschehn, wenn nicht ein verrätherischer Bauer den Feinden eine Barke verschafft, und eine Furth durch den Fluß für die Cavallerie gezeigt hätte. Die in Minden eindringenden Franzosen begingen nun die schrecklichsten Ausschweifungen, die der Herzog von Broglio und die andern vornehmen Befehlshaber vergebens zu steuern versuchten, und so wurde die unglückliche Stadt großentheils ausgeplündert. Sie bemächtigten sich hier großer Magazine, und nahmen über 1400 Mann gefangen. Auch Münster eroberten sie nach einer förmlichen Belagerung, und nöthigten die 4000 Mann starke Besatzung sich zu Kriegs-Gefangenen zu ergeben. Dieser Sieg bey Bergen, der in Frankreich durch ein großes Dankfest gefeyert wurde, den die Höflinge mit den größten Schlachten verglichen, die Dichter besangen, die Poissarden bejauchzten, und die Pariser Damen durch einen Kopfputz à la Bergen verherrlichten, verschaffte Broglio die

Würde eines Reichsfürsten, womit ihn der Kaiserliche Hof belohnte.

Der Entwurf der Franzosen war nun, ins Hannöversche einzudringen, und die Alliirten von der Weser abzuschneiden. Ferdinand aber vereitelte alle ihre Maaßregeln. Er hatte durch List die Reichsstadt Bremen überrumpelt, wodurch er Meister von der Weser bis nach Stade war. Nicht allein der Besitz von Hannover, sondern das Glück des ganzen Feldzugs hing jetzt von einer Schlacht ab. Der Verlust von Minden vermochte Ferdinand diese zu beschleunigen. Um den Feind dazu zu vermögen, ließ er dessen im Rücken habende Magazine durch zwey ausgesandte Corps bedrohen. Der Erbprinz von Braunschweig commandirte eins derselben, womit er nach Hervorden zu marschirte, um den General Drewes zu unterstützen, der auf Osnabrück losging, die Thore aufsprengte, die Besatzung zur Flucht nöthigte, und das dasige Magazin wegnahm. Hier legte Ferdinand nun sein Haupt-Magazin an. Die Alliirten waren vortheilhaft postirt, und die Franzosen in Gefahr, von ihrer Zufuhr abgeschnitten zu werden. Contades wurde bange, und ließ eine Brücke nach der andern über die Weser schla-

gen, um die Gemeinschaft mit der jenseits dieses Flusses stehenden Armee des Broglio zu erleichtern. Er hielt am 31sten Julius des Abends Kriegsrath, und der Schluß fiel dahin aus, noch die Nacht zu marschiren, und den Feind mit Anbruch des Tages anzugreifen. Broglio mußte nun mit seiner Armee zum Hauptheer stoßen. Bey Ferdinand war eine Schlacht ein bloßer Wunsch, um Vortheile zu erkämpfen, bey den Franzosen aber ein dringendes Bedürfniß. Ihre Uebermacht und die von einander abgesonderten Corps der alliirten Armee schienen die vortheilhafteste Gelegenheit zu einem glänzenden Siege darzubieten. Indessen, um gegen widrige Zufälle nicht unvorbereitet zu seyn, hatte der Französische Feldherr über einen Bach, der nach der Weser zu ging, neunzehn Brücken schlagen lassen, und auch den Gebrauch dieser Brücken zu einem Rückzuge öffentlich bey der Armee bekannt gemacht. Die Franzosen marschirten in neun Colonnen. Eine derselben, unter Broglio's Anführung, sollte den Angriff auf das Corps des Generals Wangenheim thun, der in einiger Entfernung von der Haupt-Armee bey dem sehr befestigten Dorfe Tonhausen mit 10,000 Mann so wohl Fußvolk als Reiterey

und zwey großen Batterien postirt war. Ferdinand erhielt von dem feindlichen Entwurf erst um drey Uhr des Morgens durch Ueberläufer Nachricht. Sie war ihm höchst angenehm, da er eine Schlacht so eifrig wünschte, und schon selbst zum Angriff sich entschlossen hatte. Er brach also ohne Verzug auf.

Broglio langte inzwischen bey Wangenheims Lager an. Der Erfolg seiner Unternehmung hing von der raschen Ausführung ab. Man verlohr aber kostbare Augenblicke, durch ein unzeitiges Haltmachen und durch Unentschlossenheit. Die Franzosen gaben hier einen großen Beweis, wie weit sie bey allen ihren tactischen Theorien in der Ausübung zurück waren. Unbekannt mit der Kunst, sich in der Geschwindigkeit zu formiren, anstatt mit Tages-Anbruch der Ordre gemäß anzugreifen, mußten sie erst ihre zerstreuten Haufen sammeln, und ihre Colonnen ordnen; daher Broglio, der überdem von Contades neue Verhaltungs-Befehle erwartete, nicht früher als um fünf Uhr mit seinen Truppen in Schlachtordnung stand. Wangenheim bekam dadurch Zeit, sich in Vertheidigungs-Stand zu setzen, und Ferdinand, ihm zu Hülfe zu kommen. Durch die meisterhafte Bewegung und Schlachtord-

nung dieses Feldherrn wurde der ganze Plan des Contades zerstört. Wangenheim verließ sein Lager, und schloß sich an die Haupt-Armee an. Die Franzosen befanden sich nun in einer gefährlichen Stellung, umgeben von der Weser, von einem Morast, und von dem feindlichen Heere. Es mußte indessen geschlagen seyn. Broglio setzte den Angriff mit großer Lebhaftigkeit fort; seine Truppen aber litten außerordentlich durch die Artillerie der Alliirten, die in kurzer Zeit die Französische ganz zum Schweigen brachte.

Die Schlachtordnung der Franzosen war so, daß der Kern ihrer Cavallerie im Mittelpunct des Treffens stand. Diese so widersinnige Anordnung, die im Jahr 1704 die große Niederlage der Franzosen bey Hochstädt bewirkt hatte, und wodurch man alle Grundsätze der Tactik aus den Augen setzte, war für die Alliirten die Losung des Siegs. Ferdinand ließ auf dies Centrum die Englische und Hannöversche Infanterie losgehn, während der Prinz von Bevern den linken Flügel der Franzosen angreifen sollte. Diese Colonnen rückten muthig auf die feindliche Reiterey an, ohne das große Canonen-Feuer zu achten, das in einer schiefen Richtung auf ihre Flanken

gemacht wurde. Die Französische Cavallerie wollte den Angriff nicht erwarten, sondern brach los, und fiel die anrückende Infanterie von allen Seiten mit dem größten Ungestüm an. Diese aber setzte der Wuth der Franzosen eine unbezwingbare Standhaftigkeit entgegen; sie blieben in Ordnung, und sandten einen so anhaltenden Kugel-Regen auf die Cavallerie, daß diese endlich in der größten Verwirrung die Flucht nahm. Andere Cavallerie-Regimenter erneuerten den Angriff, sie hatten aber eben das Schicksal, zurückgeschlagen zu werden; neue Corps traten an ihre Stelle, die auch nicht glücklicher waren. Endlich rückten die Gens d'armes und Carabiniers an, die auch wirklich in die Englische Infanterie einbrachen, allein doch zurückgeworfen wurden, und so ging es viermahl.

Die alliirte Infanterie behauptete nicht allein ihren Posten, sondern rückte vorwärts, und ließ alle Reiter-Anfälle abprallen. Die Sächsischen Truppen bey der Französischen Armee zeichneten sich an diesem Tage aus. Durch ihren muthigen Anfall kamen die Engländer in Unordnung; die letztern aber setzten sich bald wieder, und schlugen die Sachsen zurück. Die Flucht der ganzen Französischen Ca-

vallerie hatte die Linie zerrissen; die nächst der Reiterey stehenden Brigaden von der Französischen Infanterie waren ohne Unterstützung, und ihre Flanken entblößt. Broglio bemühte sich mit seinem geschlagenen Corps in diesen Mittelpunct zu rücken, wo nichts als Verwirrung herrschte. Dies war der critische Augenblick, die Französische Armee ganz zu vernichten. Kriegskunst und Tapferkeit hätten ihn erzeugt, und die größte Niederlage der Franzosen in diesem Jahrhundert, größer als die Tage von Hochstädt, Turin, Ramillies und Malplaquet, schien völlig entschieden zu seyn, als die Treulosigkeit eines Englischen Generals die Franzosen von ihrem gänzlichen Untergange rettete.

Die Infanterie der Alliirten hatte alles gethan, und nun war die Reihe an der Cavallerie, das Werk zu vollenden. Ferdinand sandte deshalb schleunig die nöthigen Befehle an Lord Sackville, der die Englische und Deutsche Cavallerie commandirte. Dieser Britte, unwürdig seines Volks, dem es nicht an Klugheit, noch an persönlichem Muth fehlte, hegte eine niedrige Eifersucht gegen den Herzog Ferdinand. Er war der einzige im Heer, der die erkämpften Vortheile dieses Tages ungerne sah,

weil sie mit seinen geheimen Absichten stritten. Diese gingen dahin, Ferdinands Kriegsruhm zu schmälern, und, obgleich ohne militairische Talente, sich den Weg zum Haupt-Commando zu bahnen. Sein Patriotismus wich dem Neide. Er gab vor, die deutlichsten Ordres des Feldherrn nicht zu verstehn. Drey Adjutanten hinter einander, davon zwey Engländer waren, brachten ihm vergebens die gemessensten Befehle anzurücken. Er that es nicht, ließ die kostbaren Augenblicke verstreichen, und ritt endlich selbst den Herzog aufzusuchen, um eine Erklärung zu hohlen, die ihm der niedrigste seiner Reiter gegeben haben würde. Ferdinand, voller Ungeduld und Erstaunen, seine Befehle nicht vollzogen zu sehn, sandte noch vor Sackville's Ankunft eine ähnliche Ordre an den Marquis von Granby, den nächst folgenden Brittischen Befehlshaber, der das zweyte Treffen der Cavallerie commandirte. Dieser gehorchte auch sogleich. Sackville setzte sich zwar nachher selbst an die Spitze; allein der glückliche Zeitpunct war vorüber, den alle Reichthümer Britanniens nicht wieder zurückrufen konnten. Broglio nutzte diesen Verzug aufs beste. Er zog sich in ziemlicher Ordnung zurück, und die übrigen

Fran-

Französischen Truppen des linken Flügels folgten ihm.

Während dieser Zeit war es auf dem rechten Flügel der Alliirten auch sehr hitzig hergegangen. Die Preußische, Hannöversche und Hessische Cavallerie hatte die Französische Infanterie über den Haufen geworfen, eine große Menge niedergehauen, und einige Tausend Gefangene gemacht. Alles suchte nun seine Rettung in der Flucht. Broglio deckte bey diesem Unglück den vom Französischen rechten Flügel unternommenen Rückzug nach Minden, und die Sachsen, die ungeachtet ihres großen Verlustes noch ziemlich Ordnung hielten, beschirmten die Flüchtlinge des linken Flügels.

Die Franzosen verlohren in dieser Schlacht 8000 Todte, Verwundete und Gefangene, dreyßig Canonen und viele Fahnen und Standarten; einige Tage nachher aber einen großen Troß ihrer schweren Bagage, einen Theil der Kriegs-Casse, die Bagage der vornehmsten Befehlshaber, und das Kriegs-Archiv. Hiezu kamen noch die Magazine von Osnabrück, Minden, Bielefeld, Paderborn, und andre. Die Alliirten zählten nur 1300 Todte und Verwundete. Der Marschall Contades schrieb gleich nach der Schlacht an den Herzog Ferdi-

nand, nannte ihn Sieger, und bat um Sorgfalt für die blessirten Franzosen; eine Bitte, die das große Herz des Deutschen Feldherrn ganz überflüssig machte.

Ferdinand erhielt für diesen Sieg den Brittischen Orden vom Hosenbande; dabey sandte ihm der König Georg 20,000 Pfund Sterling, die jedoch von dem großmüthigen Feldherrn nicht gespart wurden; denn jetzt, so wie immer, theilte er unter seine Truppen, die sich vorzüglich brav gehalten, sehr ansehnliche Geschenke aus. Das Preußische Dragoner-Regiment Holstein, das vier Bataillone gefangen gemacht, und zehn Canonen erobert hatte, erhielt allein einige Tausend Thaler. Dabey sagte er allen Generalen, und nahmentlich allen Regimentern den rührendsten Dank für ihr tapferes edles Betragen während der Schlacht. Ein jeder Befehlshaber wurde mit seinem Nahmen angeführt, und erhielt also vor dem Angesicht des ganzen Heers, nach dem Verhältniß seiner Thaten, die ihm gebührenden Lobsprüche. Ferdinand war zu edelmüthig, um durch einen eben so öffentlich aufgestellten Tadel Sackville's schändliches Verfahren nach Würden zu schildern. Er überließ diesen General seinem Schicksal, und begnügte sich, un-

ter allen den größern und kleinern Lobeserhebungen, die sämmtlichen Generalen zu Theil wurden, den Nahmen dieses strafbaren Britten nicht zu berühren. Desto stärker aber strömten seine Empfindungen bey Granby's Lobsprüchen; wobey er öffentlich bey der Parole sein Bedauern zu erkennen gab, bey einem so viel versprechenden Siege diesen General nicht an der Spitze der Brittischen Reiterey gehabt zu haben.

Sackville wurde nun nach England zurückberufen, wo er zitternd erschien. Er fürchtete das Schicksal des Admirals Bing, der drey Jahr zuvor arquebusirt worden war, weil das Englische Volk ein Opfer verlangte, und die Minister zu ihrer Sicherheit rathsam fanden, ihn als das Opferthier zu wählen, und dasselbe mit ihren Staatssünden zu belasten. Bing mußte sterben, unter dem Vorwand, nicht alles Mögliche gethan zu haben, dem Feinde zu schaden, und Minorca zu retten. So fiel ein schuldloser Befehlshaber gegen den obgleich etwas späten Protest des ganzen Kriegsgerichts, zu dessen tragischem Ende Sackville, als Mitglied des geheimen Conseils, kräftig mitgewirkt hatte. Dieser General aber war in einer ganz andern Lage; er durfte nicht auf sei-

ne Unschuld trotzen, denn sein strafbares Betragen redete von selbst; auch waren dabey alle Beschönigungs-Künste verlohren. Die ganze Nation war gegen ihn aufs äußerste erbittert. Der Pöbel drohete ihn in Stücken zu reißen; die bessern Volksclassen betrachteten ihn als einen Nichtswürdigen, selbst seine Freunde flohen ihn, und der König Georg der zweyte wollte seinen Nahmen nicht nennen hören. Er entsetzte ihn seiner Militair-Würden, und ließ sich das Buch geben, worin seine geheimen Räthe aufgezeichnet waren; hier strich er mit eigner Hand den Nahmen des Sackville aus. Sein Betragen wurde sodann vor einem Kriegsgericht untersucht, und nun krönte er seine Niederträchtigkeit durch seine Vertheidigung. Er gab vor, der große Feldherr hätte seine Kriegs-Talente beneidet, und ihm widersprechende Befehle zugeschickt, um ihn zu verderben. Eine Menge Zeugen aber, Britten, zum Theil von vornehmer Geburt und von hohem Range, kamen von der Armee nach London, die alle Ferdinands erhabenen Character priesen, und Sackville's schändliches Betragen in der Schlacht vor Gericht außer Zweifel setzten. Er wurde schuldig befunden, und für unfähig erklärt, je in England wieder

Kriegs-Würden zu bekleiden. Das Kriegsgericht konnte diese Unfähigkeit nicht auf die Civil-Dienste ausdehnen, und der König, der ihn für völlig außer Stand gesetzt hielt, je dem Staat zu schaden, unterließ diesen Zusatz aus besonderer Achtung gegen den Vater des Generals, den alten Herzog von Dorset. Als dieser Greis bald nach dem Vorfall zum erstenmahl bey Hofe erschien, und mit kummervollen Blicken sich dem König näherte, betrachtete ihn der Monarch eine Zeit lang stillschweigend mit gerührtem Herzen. Endlich umarmte er ihn, und sagte: „Ich bedaure Sie, Mylord, „daß Sackville Ihr Sohn ist.„

Es ist indeß nicht unschicklich hier zu bemerken, daß dieser in der Deutschen und Britischen Kriegsgeschichte mit Schande gebrandmarkte, und in England unter Georg dem zweyten förmlich entehrte Lord Sackville, eben derjenige ist, der unter der Regierung George des dritten sich durch Intriguen ans Staatsruder drängte, ein Haupt-Urheber des Americanischen Bürgerkriegs war, und unter dem Nahmen Lord Germaine Kriegs-Minister wurde. In diesem Posten entwarf er die Kriegs-Operationen in America, wodurch der General Bourgoyne, durch bestimmte Befehle ge-

zwungen, in den Wüsten von Saratoga mit seinem Corps das Opfer eines unwürdigen Ministers ward. Dies Unglück entschied über America; denn kaum war davon die Nachricht nach Europa gekommen, so erklärte Frankreich die Brittischen Unterthanen in America für unabhängig.

An dem nämlichen Tage des Sieges bey Minden wurde ein andrer von dem Erbprinzen von Braunschweig bey Gohfeld erfochten. Ferdinand beging eine Handlung, die Freunde und Feinde in Erstaunen setzte. Im Begriff, sich mit einer weit stärkern Armee zu schlagen, hatte er dennoch die seinige um 10,000 Mann geschwächt, mit denen der Erbprinz auf den Herzog von Brisac losging. Er mußte, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, die Werra passiren, die nicht mehr als eine, und zwar schmale Brücke hatte; nur ein Theil seiner Truppen konnte herüber gehn, die übrigen alle wadeten durch den Fluß, um keine Zeit zu verlieren. Die Disposition des Angriffs war so wohl gemacht, daß der zum Treffen nicht vorbereitete Feind sich früh Morgens auf einmahl umringt sah, und nach einem sehr blutigen Gefecht seine Rettung mit Hinterlassung aller Bagage in einer schleunigen Flucht suchen

mußte. Eine Menge Todte blieb auf dem Wahlplatz liegen, mit deren Beerdigung 2000 Bauern drey Tage lang zu thun hatten. Der Verlust der Alliirten in diesem Treffen war 300 Mann.

Das Betragen eines Feldherrn nach einer Schlacht ist der richtigste Maaßstab seiner militairischen Größe. Ferdinand zeigte sich auch hier seines großen Ruhms würdig; daher die Folgen dieses durch zwey Siege ausgezeichneten Tages für die Franzosen sehr nachtheilig waren. Contades mußte sofort seinen vortheilhaften Posten bey Minden verlassen, Hessen räumen, über die Weser gehn, beständig verfolgt und harassirt von dem Feinde ein mit Proviant schlecht versehenes Land durchziehn, und kurz, alle in diesem Feldzug erlangte Vortheile fahren lassen. Der General Armentieres, der Lippstadt blokirt gehalten hatte, hob die Blokade auf, und eilte zur Französischen Haupt-Armee zu stoßen. Minden ergab sich den Alliirten. Ansehnliche Magazine wurden weggenommen, und allenthalben eine Menge Gefangene gemacht. In Detmold fiel das bewegliche Französische Hospital nebst der 800 Mann starken Escorte in die Hände der siegenden Deutschen. Der Prinz von Holstein nahm

mit seiner Preußischen Cavallerie auf einmahl ein ganzes Bataillon der so genannten Königlichen Grenadiere gefangen. Nun folgten mehrere große Gefechte, die alle zum Vortheil der Alliirten ausfielen. Das Fischersche Frey-Corps wurde von dem Erbprinzen bey dem Städtchen Wetter überfallen, und theils niedergehauen, theils gefangen genommen; nur wenige retteten sich mit ihrem Anführer. Ein andres Corps bey Elnhausen wurde von dem berühmten Befehlshaber der leichten Truppen, dem Obersten Luckner, angegriffen, und mit ansehnlichem Verlust geschlagen. Die Hauptstadt Cassel ergab sich mit Capitulation an den Hannöverschen Partey-Gänger Freytag, der auch die ganze Feld-Equipage des Marschalls Contades, des Prinzen von Conti, des Herzogs von Brisac, des Grafen St. Germain, und überhaupt aller Französischen Generale ohnweit Detmold erbeutete. Marburg, mit 900 Franzosen besetzt, wollte sich nicht ergeben; es wurde daher belagert; allein am fünften Tage nach Eröffnung der Laufgräben erfolgte die Uebergabe. Auch nahm man die mit 300 Franzosen besetzte Festung Ziegenhayn ein.

Unter der erbeuteten Bagage des Marschalls Contades fand man dessen Portefeuille

mit den geheimen Briefen und Instructionen seines Hofes, die auf Befehl des Königs von England bekannt gemacht wurden. Sie enthielten unter andern die bestimmten Gebote die Länder zu verwüsten, die man nicht behaupten könnte. Noch außerordentlicher aber, als diese Befehle, war die Französische Gegen-Erklärung, worin man die Aechtheit dieser Briefe zwar nicht leugnete, den Ausdrücken aber, ob sie gleich nichts weniger als dunkel waren, eine andre, nicht so wohl sophistische, als vielmehr lächerliche Auslegung gab. Dabey hieß es: daß manche für die Französischen Minister ehrenvolle Stellen aus den gefundenen Briefen beym Abdruck derselben ausgelassen wären. Eine derselben hätte wörtlich so gelautet: „Dahin zu sehen, daß das Land nicht verwüstet, „daß nichts durch Plünderung, oder durch irgend eine andre Art von Erpressung beygetrieben würde, und überhaupt sich dahin zu „bestreben, daß jedermann vergnügt „sey.„ In dieser den gesunden Menschenverstand verspottenden Erklärung wurde jedoch das wunderbare Räthsel nicht gelößt, wie mitten unter den größten Gewaltthätigkeiten, die Tausenden von Familien Tag und Nacht Thränen erpreßten, die so viele Menschen zur Ver-

zweiflung brachten, und ganze Provinzen gränzenlos elend machten, dies allgemeine Vergnügen bewirkt werden könne.

Nun wurde auch der General Imhof nach Münster abgeschickt. Er blokirte die Stadt eine Zeit lang, und schritt sodann zu einer förmlichen Belagerung. Auf das Anrücken des Französischen Generals Armentieres hob er sie zwar auf; allein nach einer erhaltenen Verstärkung fing er die Belagerung von neuem an. Die Franzosen näherten sich abermahls zum Angriff, blieben aber unthätig, da denn die Besatzung sechs Tage nach eröffneten Laufgräben capitulirte. Sie erhielt einen freyen Abzug, allein alles Geschütz, Munition, Proviant und Kriegsgeräthe wurde eine Beute der Eroberer. Dies geschah am 20sten November, an eben dem Tage, da die Preußen das Unglück bey Maxen erlebten, und der Englische Admiral Hawke die Französische Flotte während eines schrecklichen Sturms, der seiner Natur nach allein fähig ist, den Geist des Menschen ganz zu beschäfftigen, an den Küsten Frankreichs zertrümmerte; eine Seeschlacht, die von allen je auf dem Elemente des Wassers erfochtenen die außerordentlichste war.

Imhof fand die Festungs-Werke von Münster in so schlechtem Zustande, daß der Ort ihm kaum haltbar schien. Er besetzte ihn jedoch mit 5000 Mann, und kehrte zur Haupt-Armee zurück. Der Feldzug war noch nicht zu Ende, so sehr auch die späte Jahreszeit daran erinnerte. Es erfolgte nun die Ueberrumpelung von Fulda, wo sich der Herzog von Wirtemberg mit seinen Truppen befand. Dieser hatte 12,000 Mann in Französischen Sold gegeben. Das Wirtembergische Lager war nahe bey der Stadt. Der Herzog ahnete keinen Feind, und hatte die Fuldaer Damen zu einem Ball eingeladen, der eben anfangen sollte, als der gegen ihn ausgesandte Erbprinz von Braunschweig mit den Husaren und Dragonern seines Corps vor den Thoren erschien. Er drang in die Stadt; eine Menge Feinde wurde niedergehauen, die draußen befindlichen zerstreut, und über 1200 Gefangene gemacht. Der Herzog selbst war so glücklich, zu entkommen. Seine Truppen zogen sich in großer Verwirrung aus Fulda heraus, und die Damen dieses geistlichen Hofes, die sich schön geschmückt hatten und tanzfertig waren, mußten für diesmahl die Hoffnung zum Ball aufgeben.

Der Erbprinz ging bald nach dieser Expedition nach Sachsen, um den König von Preußen zu verstärken, wodurch bey den Franzosen die Idee erzeugt wurde, die geschwächte Armee der Alliirten in ihren Cantonnirungs-Quartieren zu überfallen. Der Marschall Contades war jedoch wegen der Niederlage von Minden mit Broglio in großer Uneinigkeit. Einer schob die Schuld auf den andern. Der über den Verlust der Schlacht bestürzte und wegen dieses Zwists beunruhigte Hof zu Versailles schickte den Marschall Etrees mit großer Vollmacht zur Armee ab, um im Nahmen des Königs den Streit zu schlichten, und die nöthigen Entwürfe zu den künftigen Operationen zu machen. Etrees war jedoch so großmüthig, zu erklären, er sey nicht gekommen das Commando zu übernehmen, sondern unter Contades zu dienen, ihm seinen Rath zu ertheilen, wenn er ihn brauchte, sonst aber würde er seine Befehle befolgen. Die Bemühungen des alten Feldmarschalls, eine Aussöhnung zwischen beiden Rivalen zu bewirken, waren jedoch fruchtlos. Der Hof machte endlich der Sache ein Ende; Contades wurde zurückberufen, und Broglio erhielt das Commando der Französischen Haupt-Armee, und zugleich den Mar-

schallsstab. Der neue Ober-Befehlshaber wünschte sich dieses Königlichen Geschenks durch eine unerwartete That würdig zu zeigen. Die strenge Jahreszeit hielt ihn daher nicht ab, den 25sten December den Versuch eines Ueberfalls zu machen. Ferdinand aber, der Gießen blokirt hielt, und seine Truppen in die Cantonnirungs-Quartiere verlegt hatte, war auf seiner Huth. Er empfing die Franzosen so nachdrücklich, daß sie sich nach einer starken Canonade wieder zurückziehen mußten. Das Unglück bey Maxen, das Hülfstruppen in Sachsen erforderte, und durch deren Absendung die alliirte Armee so sehr geschwächt wurde, hinderte Ferdinand, von seinem glücklichen Feldzuge alle gehoffte Vortheile zu ziehen.

Die Alliirten, die durch den Französischen Ueberfalls-Versuch nun einmahl in Bewegung waren, thaten dem Feinde allen nur möglichen Abbruch, wobey sich die Partey-Gänger Luckner und Scheiter sehr auszeichneten. Ueberhaupt waren die leichten Truppen der Deutschen in allen diesen Feldzügen sehr thätig und glücklich, aber nicht so die leichten Truppen ihrer Feinde. Der Umstand ist merkwürdig, daß die Franzosen weder jetzt noch je auf dem Theater des kleinen Kriegs eine große Figur mach-

ten, so oft sie auch auf demselben erschienen, und so sehr sie auch ihre Kräfte anstrengten, um hier so wie auf dem Schlachtfelde zu glänzen. Die von jeher gemachten Plane der Befehlshaber zu solchen militairischen Operationen, das Betragen so wohl der Anführer als der gemeinen Soldaten bey diesen Vorfällen, und die schlecht überdachten Ausführungen der Entwürfe, alles scheint zu beweisen, daß diese Art mit Feinden zu kämpfen nicht dem Character der Nation angemessen sey, weil die Kaltblütigkeit und die beständige Aufmerksamkeit auf die Wendung des Gefechts, zwey höchst nöthige Eigenschaften der Heerführer solcher Parteyen, mit der diesem Volk eignen Lebhaftigkeit nicht leicht zu vereinbaren ist. Desto stärker fühlten die Franzosen die Thätigkeit der Deutschen Partey-Gänger, die ihnen nie Ruhe ließen. Auch jetzt wurde dieser kleine Krieg mit dem besten Erfolg fortgesetzt. Beständig wurden Detachements Franzosen angegriffen, ihre Quartiere beunruhigt, ihre Magazine bedroht, ihre Transporte weggenommen, und eine Menge Gefangene eingebracht, bis endlich die große Kälte Winter-Quartiere und Ruhe durchaus nothwendig machte.

Die Alliirten befanden sich jetzt wieder im Besitz aller Provinzen und aller Oerter, wie vor Anfang des Kriegs. Ferdinand nahm seine Winter-Quartiere in Cassel und Westphalen, die Franzosen aber die ihrigen in den Gegenden von Frankfurt am Main. Es schien, als ob die Nationen ihre Natur vertauscht hätten; denn während daß so wohl hier wie in Sachsen Deutsche und Franzosen mitten im Winter gegen einander zu Felde lagen, befanden sich die Russen und Schweden schon zwey Monate in ihren Winter-Quartieren.

Es wurden nun wieder einige Versuche zum Frieden gemacht. England hatte jetzt viel gewonnen, und Preußen wenig verlohren. Sachsen ersetzte Friedrich hinreichend den Verlust der noch bis jetzt vom Feinde besetzten Provinzen, und im Felde war er trotz allen erlittenen Unglücksfällen so furchtbar als jemahls; auch hatte er jetzt außer Dresden alle Länder und Plätze wieder im Besitz, wie im vorigen Winter. In dieser Lage konnte er wahrlich noch sein Glück preisen. Das Glück seiner Bundsgenossen aber war außer den Feldzügen in Deutschland noch weit größer gewesen. Die Engländer hatten in America und in Indien große Eroberungen gemacht, und die Französi-

sche Seemacht beynahe vernichtet. Noch grö-
ßere Vortheile auf Kosten der Franzosen waren
bey Fortsetzung des Kriegs zu erwarten. Den-
noch trugen jetzt beide verbündete Monarchen
an, Friede zu machen. Diese Aeußerung ge-
schah im Haag, und der König Stanislaus,
der jetzt in einer philosophischen Ruhe die zwey-
mahl erhaltene und zweymahl verlohrne Pohl-
nische Krone so leicht entbehrte, bot seine Resi-
denz Nancy zum Friedens-Congreß an. Frie-
drich und Georg waren auch damit zufrieden.
Ersterer schrieb aus seinem Haupt-Quartier
aus Freyberg: „Ich verehre dies Anerbieten
„mit dem größten Dank, und würde es gerne
„annehmen. Alle Handlungen, welche unter
„Ew. Majestät Obhuth vollzogen werden, müs-
„sen glücklich ablaufen. Allein nicht jeder-
„mann hegt so friedliche Gesinnungen. Die
„Höfe von Wien und Petersburg haben auf
„eine besondre Art die Vorschläge verworfen,
„die der König von England und ich gethan
„haben. Vermuthlich werden diese Höfe auch
„den König von Frankreich zur Fortsetzung des
„Kriegs bewegen, von dem sie sich den glück-
„lichsten Erfolg versprechen. Sie werden also
„auch allein Schuld an dem Blute seyn, wel-
„ches noch fließen wird. Hörten doch alle Für-
„sten,

„sten, wie Ew. Majestät, die Stimme der „Menschenliebe, der Güte und der Gerechtig„keit! Die Welt würde nicht länger ein „Schauplatz der Verheerungen und des Mor„dens seyn.„

Die Gegner gaben auf diesen Antrag nur sehr unbestimmte Antworten. Man schlug sodann Breda und endlich Leipzig zum Friedens-Congreß vor, allein ohne Erfolg. Die Feinde Friedrichs hofften alles von ihrem großen Bündniß, daher sie jetzt auch nicht einmahl Miene machten an dem Frieden arbeiten zu wollen. Sie nutzten vielmehr den Winter ihre Heere zu verstärken, und den Abgang des verflossenen Feldzugs zu ersetzen. Friedrich that ein gleiches, hatte aber mit ungleich größern Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Gegner beherrschten neunzig Millionen Menschen, und die Anzahl aller seiner Unterthanen war kaum fünf Millionen. Das Königreich Preußen und andre Provinzen seiner Staaten waren in feindlichen Händen. Von hier aus konnte er also seine Heere nicht ergänzen. Sachsen ersetzte jedoch größtentheils auch diesen Verlust; es war für den König die wohlthätigste Quelle, die ihm immerfort Geld, Proviant und Soldaten verschaffte. Die Lieferungen an

Landes-Producten und Menschen, die mit der außerordentlichsten Schärfe in diesem unglücklichen Staat und in Thüringen erpreßt wurden, waren ungeheuer, und mußten aus politischen Gründen immer voraus geleistet werden. Die Lieferungen der Stadt Erfurt für das Jahr 1760 waren 100,000 Reichsthaler, 400 Recruten und 500 Pferde; Naumburg mußte 200,000 Reichsthaler liefern; Merseburg 120,300 Reichsthaler, 631 Mann, theils Recruten, theils Wagenknechte, und 423 Pferde. Was an der Zahl fehlte, wurde in Gelde bezahlt, für jedes Pferd funfzig, und für jeden Menschen 150 Reichsthaler. Zwickau mußte 80,000, Chemnitz 215,000, die sämmtlichen Städte in Thüringen 930,000, und der ganze Thüringer Kreis 1,375,841 Reichsthaler erlegen. Die Contribution der Stadt Leipzig allein war 1,100,000, und des ganzen Leipziger Kreises zwey Millionen Thaler an Gelde, 10,000 Recruten, einige hundert tausend Scheffel Getreide, und viele tausend Pferde, nebst einer großen Menge Schlachtvieh. Dabey wurden die besten Wälder umgehauen, und das Holz an unternehmende Capitalisten verkauft.

Der Torgauer Wald, der schönste in Deutschland, hatte auch dies Schicksal. Die

Lage desselben an den Ufern der Elbe erleichterte die Unternehmung. Alles wurde den Fluß herunter nach Hamburg geschafft. Auch die Churfürstlichen Pächter mußten die Pachtgelder auf ein Jahr voraus bezahlen. An Gelde fehlte es daher dem Könige von Preußen bey diesen Anstalten ganz und gar nicht, wohl aber an Menschen. Der Abgang bey Friedrichs Heeren war wegen der Menge der Ueberläufer zu groß, um ihn durch Sächsische Recruten und eigne Unterthanen völlig zu ersetzen. Dies erzeugte ein Werbungs-System, das seiner Natur und Ausdehnung nach nie auf Erden seines Gleichen gehabt hat. Gefangene Soldaten feindlicher Heere wurden mit Gewalt zu Preußischen Soldaten gemacht. Man fragte nicht, ob sie dienen wollten, sondern sie wurden zu den Preußischen Fahnen geschleppt, mußten Treue schwören, und so gegen ihre Landsleute fechten. Das ganze Deutsche Reich wurde mit heimlichen Preußischen Werbern überschwemmt. Der größte Theil derselben waren keine wirkliche Officiere, sondern gedungene Abentheurer, die sich alle nur ersinnliche Künste erlaubten Menschen zu haschen. Der Preußische Oberst Colignon, ein zu diesem Geschäfft von der Natur geformter Mann, war

ihr Befehlshaber, und belehrte sie durch sein Beyspiel. Er reiste in allerhand Kleidungen und Gestalten umher, und beredete die Menschen zu Hunderten in Preußische Dienste zu treten. Er versprach nicht allein, sondern er gab so gar Patente, worin junge Laffen, Studenten, Kaufmannsdiener und andere von ihm zu Lieutenants und Capitains der Preußischen Armee ernannt wurden; bey der Infanterie, bey den Cuirassieren, bey den Husaren, gleich viel; sie durften nur wählen. Der Ruhm der Preußischen Waffen war so groß und allgemein gegründet und mit der Idee von reicher Beute verbunden, daß Colignons Patenten-Fabrik unaufhörlich beschäfftigt war. Er durfte für keinen Transport sorgen, und konnte das Handgeld sparen; denn seine Recruten reiseten größtentheils auf eigne Kosten. Viele ungezogene Söhne in Franken, in Schwaben und am Rhein bestahlen ihre Väter; Kaufmannsdiener ihre Herren; Verwalter ihre Cassen, um die großmüthigen Preußischen Officiere aufzusuchen, die Compagnien wie Kreutzer wegschenkten. Sie eilten mit ihren Patenten nach Magdeburg, wo man sie als gemeine Recruten in Empfang nahm, und mit Gewalt unter die Regimenter steckte. Hier galt kein

Widerstreben; der Stock wurde so lange gebraucht, bis eine vollkommene Unterwürfigkeit erfolgte. Auf diese und andre Weise verschaffte Colignon nebst seinen Helfern dem Könige in dem Laufe des Kriegs 60,000 Recruten.

Die Thätigkeit Friedrichs, der Diensteifer seiner Officiere, und die allezeit fertigen Gelder, besiegten also die Schwierigkeiten, die man in Wien und Petersburg für unüberwindlich hielt. Anfangs ranzionirte man die Gefangenen von allen Seiten, wie denn noch eine Auswechselung zwischen den Preußen und Oesterreichern in Jägerndorf im April 1758, und die letzte zwischen den Preußen und Russen im October 1759 geschah; wobey ein Feldmarschall für 3000 Mann, oder 15,000 Gulden, ein Oberster für 130 Mann, oder 650 Gulden, und ein Gemeiner für fünf Gulden gerechnet wurde. Allein man nahm bald ein anderes System an. In der Ueberzeugung, daß der Mangel an Menschen Friedrichs Thaten ein Ziel setzen würde, erschwerte man ihm auch diese Auswechselung der Gefangenen an beiden Kaiserlichen Höfen, und endlich wurde sie ganz verweigert. Dennoch ging alles seinen Gang fort, und bey Eröffnung eines jeden Feldzugs

befanden sich die Preußischen Regimenter größtentheils vollzählig. Diejenigen Truppen, deren Cantons sich nicht in der Gewalt der Feinde befanden, waren es ganz. Kein Mann, Kranke und Commandirte ausgenommen, durfte hier bey der Musterung fehlen, die immer im Frühling geschah, bevor man die Winter-Quartiere verließ. Da bey Maxen ganze Regimenter verlohren gegangen waren, so wurden eben diese Regimenter aus den sonst dazu gehörigen commandirt oder krank gewesenen Soldaten, aus den Selbst-Ranzionirten und den Angeworbenen, wieder neu errichtet. Auf diese Weise machte Friedrich das Ganze vollständig, und vertilgte zugleich bey dem Heer die Spur des erlittenen Unglücks.

Im August dieses Jahres starb der König von Spanien, Ferdinand der sechste. Der König von Neapel, Carl, bestieg nun den Spanischen Thron, und sein achtjähriger Sohn, Ferdinand der vierte, den Neapolitanischen. Das Oesterreichische Haus hatte auf die Königreiche Neapel und Sicilien große Ansprüche, die man nur nothgedrungen hatte aufgeben müssen; noch größer waren diese Ansprüche auf Parma und Piacenza, und nie war die Gelegenheit bequemer sie geltend zu machen: der

Monarch ein Kind, die Regierung in unsichern Händen, die Staatsmänner ohne feste Grundsätze, die Finanzen in schlechtem Zustande, die Truppen in geringer Anzahl und ohne Disciplin. Es war kein Feldzug, sondern nur eine Besitznehmung erforderlich, und alle Umstände versprachen wenigstens für jetzt eine ungestörte Ruhe in diesem Besitz. Spanien kannte seinen neuen Monarchen noch nicht, und war überdem zu einem solchen Kriege unvorbereitet. Frankreich aber befand sich ganz entkräftet, hatte selbst mächtige Feinde zu bekämpfen, und war folglich unfähig Armeen nach Italien zu senden. Auch kam die Sache im geheimen Rath der Kaiserin wirklich aufs Tapet. Da aber damahls am Wiener Hofe die Staatsklugheit ganz den Privat-Leidenschaften untergeordnet war, so wurde die Hoffnung auf die höchst ungewisse Eroberung von Schlesien der unfehlbaren Eroberung der beiden so wichtigen Königreiche Neapel und Sicilien vorgezogen, die nicht so wie ehemahls der Oesterreichischen Monarchie wegen der Entfernung entbehrliche Staaten, sondern jetzt in Verbindung mit ihren andern Italienischen Provinzen der Kaiserin Maria Theresia und ihren Nachkommen die Herrschaft in

Italien auf viele Zeitalter verschafft haben würden.

Der König von Sardinien hatte auch Ansprüche auf einen Theil dieser kostbaren Erbschaft. Friedrich, der einen Krieg in Italien sehnlich wünschte, um die Macht seiner Feinde zu theilen, schickte den Flügel-Adjutanten Cocceji nach Turin, die Gesinnungen des Königs zu erforschen; allein dieser ehemahls so kriegerische Monarch hatte den Degen mit dem Rosenkranz vertauscht. Er war jetzt alt, und der Andächteley ergeben; sein einziger Ehrgeitz war, sich in Bußübungen hervorzuthun. Dieser Versuch Friedrichs schlug also fehl, so wie die meisten seiner Versuche sich durch Unterhandlungen Luft zu verschaffen. Frankreich wünschte sehr mit England Friede zu machen, allein ohne den König von Preußen mit einzuschließen. Dieser Monarch schickte einen Abgeordneten nach Paris, in der Hoffnung, dem Französischen Hofe doch endlich über seine eignen Vortheile die Augen zu öffnen, ihn von dem so unpolitischen Bündniß abzuziehn, und den Ministern in Versailles begreiflich zu machen, wie nachtheilig Preußens Untergang ihrem Staate seyn würde. Alle diese Vorstellungen aber waren vergebens; denn dieser Hof, den, au-

ßer der Marquisin Pompadour, der ganz der Kaiserin Theresia ergebene Herzog von Choiseul jeßt beherrschte, wollte von nichts hören. Man nahm den Abgeordneten, einen Hofmann, Baron Edelsheim, erst höflich auf, hernach warf man ihn in die Bastille, um sich seiner Papiere zu bemächtigen. Friedrich schickte auch einen Edelmann nach Petersburg, der vom Englischen Ministerio nachdrücklich unterstüßt und reichlich mit Gold versehn auftrat, allein Elisabeths Haß gegen den König von Preußen war unversöhnlich; auch hoffte sie das eroberte Preußen zu behalten. Ihre Günstlinge und Minister hatten ähnliche Gesinnungen, daher waren alle Bemühungen zum Frieden ganz fruchtlos.

In dieser Lage Friedrichs zeigte sich ihm ein Bundsgenoß in der Ferne. Der König von Dännemark fürchtete die Nachbarschaft der Russen, die sich jeßt zur Belagerung von Colberg vorbereiteten, und nach Eroberung dieser Stadt Herren des Baltischen Meeres zu werden droheten. Diese Furcht wurde vermehrt durch die Ansprüche des Russischen Thronfolgers auf Schleswig, und wegen seines Hasses gegen Dännemark. Der Hof zu Copenhagen that daher dem König von Preußen den An-

trag, die Vertheidigung von Pommern zu übernehmen. Die nähere Rücksicht aber auf Friedrichs verzweifelte Lage machte die Dänen bald unentschlossen, und endlich abgeneigt ihren eignen Antrag zu befolgen. Man fand bald einen Vorwand die Unterhandlungen abzubrechen. Der König von Dännemark verlangte solche Bedingungen, von denen er überzeugt war, daß Friedrich sie nicht eingehen würde. Und nun war das Geschäfft auf einmahl geendigt. Der König von Preußen hatte also nichts zu hoffen, als was ihm sein Muth, sein Schwert und sein Glück gewähren würde.

---

# Achtes Buch.

— 1760 —

Der Operations-Plan der mächtigen Verbündeten hatte jetzt zum Endzweck, den König von Preußen zu zwingen, entweder Sachsen oder Schlesien preiszugeben. Dieser Entwurf wurde erst nach vielen Berathschlagungen von den Höfen zu Wien und Petersburg genehmigt; denn jeder Theil dachte vorzüglich auf seine Privat-Vortheile. Die Franzosen wünschten, daß die Russen Stettin belagern möchten; Soltikow aber wollte den Krieg in Pommern längs dem See-Ufer führen, und bestand darauf, erst Danzig wegzunehmen; August bat, Sachsen so bald als möglich zu befreyen; die Oesterreicher hingegen dachten nur bloß auf die Eroberung Schlesiens. Endlich gewannen die Vorschläge der letztern die Oberhand, und Soltikow erhielt Befehl, mit der Russischen Haupt-Armee in diese Provinz einzudringen, und Breslau zu belagern. Diesen Plan hielt man in Petersburg für vortrefflich und unverbesserlich, so sehr auch die fehlenden Kriegsbedürfnisse bey den Russen

eine solche Unternehmung unmöglich zu machen schienen. Den Kriegs-Verständigen mußte es natürlich ein Räthsel seyn, daß man eine große Stadt an der Oder belagern wollte, wozu das Geschütz aus Böhmen, die Armee aber von der Weichsel herkommen sollte.

Friedrich übernahm selbst Sachsen zu vertheidigen; seinen Bruder Heinrich schickte er mit einem großen Corps, die Russen zu beobachten, und der Prinz von Wirtemberg erhielt ein kleines Corps, um gegen die Schweden zu marschiren. Dieser Prinz war kurz zuvor nebst dem Markgrafen von Schwedt von den Cosaken gefangen, aber gegen einen Revers wieder freygelassen worden, womit man in Petersburg sehr unzufrieden war. Um die Armee in Sachsen zu verstärken, wurden die beiden Preußischen Dragoner-Regimenter von der alliirten Armee abgerufen. Der König machte allen Generalen bekannt, daß er in diesem Jahr mehr wie gewöhnlich genöthigt seyn würde starke Märsche zu machen, um den Feind zu einer Schlacht zu bringen. Er befahl ihnen dabey, die Truppen aufzumuntern, um die zu erwartenden Beschwerlichkeiten mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen, und sie zu erinnern, sich bey allen

Gefechten des Preußischen Nahmens würdig zu zeigen.

Schlesien war im Anfang dieses Jahres nur schwach besetzt. Der König begnügte sich die dortigen Festungen durch Truppen zu verstärken, dabey das Pommersche Infanterie-Regiment von Manteufel einen außerordentlichen Beweis von Tapferkeit gab. Es verließ die Cantonnirungs-Quartiere ohnweit Neiße, worin es entfernt von andern Truppen gelegen hatte. Laudon wartete nur auf diesen Augenblick, um sich mit vier Cavallerie-Regimentern zu nähern. Er sandte einen Officier ab, und ließ dem Regimente den Antrag thun, sich gefangen zu geben, wobey Hohe und Niedrige ihre ganze Bagage behalten, im Vertheidigungs-Fall aber von seiner Cavallerie sämmtlich niedergehauen werden sollten. Der Befehlshaber des Regiments erwiederte: der Officier möchte die Antwort von den Soldaten selbst hören. Er nahm ihn mit sich vor die Fronte, und nun erklärte er seinen Kriegern in Plattdeutscher Sprache Laudons Antrag und Drohung, und fragte um ihren Entschluß. „Wir wollen — — — —„ war in Pommerscher Mundart die sehr unhöfliche aber kernhafte Antwort der wackern Preußen, die

wie ein Lauffeuer durch alle Reihen lief, und aus jedem Munde ertönte. Nun gab Laudon den Befehl zum Einhauen. Die ganze Cavallerie stürzte also in geschlossenen Schaaren auf dies im freyen Felde isolirte Regiment los, wurde aber durch einen Kugel-Regen zurückgeworfen, worauf sich das Regiment in Marsch setzte. Immer geschahen neue Angriffe mit verdoppelter Gewalt, und gleich schlechtem Erfolg, in einer Strecke von zwey Meilen, worauf denn endlich das Cavallerie-Corps, der unmächtigen Versuche müde, nach einem ansehnlichen Verlust zurück trabte.

Laudon führte jetzt aus, was die Oesterreicher in vier Feldzügen nicht hatten thun können; er eröffnete den Feldzug in Feindes Land. Der Preußische General Fouquet deckte Schlesien mit 13,000 Mann. Er stand bey Landshut in einem verschanzten Lager auf vielen Bergen ausgedehnt. Da der Feind sich immer mehr verstärkte, so war dies Lager der Preußen gefährlich; auch wünschte Fouquet es für jetzt zu ändern, und wagte deshalb die ernstlichsten Vorstellungen; allein Friedrich wollte nichts davon hören, weil er auf des Schlesischen Ministers Schlaberndorf Anrathen die einträglichen Gebirgs-Städte nicht unbeschützt

lassen wollte. Er sandte daher wiederhohlt an Fouquet ausdrückliche Befehle, diesen Posten nicht zu verlassen. Laudon wartete, bis dieser Feldherr sich eben durch Detachements noch mehr geschwächt hatte, und nur 8000 Mann stark war, und nun griff er ihn mit 31,000 Mann in fünf besondern Corps, und an fünf Orten zugleich an. Nachdem er einige Schanzen erstiegen hatte, ließ er den Preußischen Befehlshaber, wie bey einer Festung, förmlich auffordern sich zu ergeben; Fouquet antwortete durch Kugeln, und zog sich unter beständigem Gefecht von Anhöhe zu Anhöhe bis ins Thal. Hier sprach er den Soldaten Muth ein, und formirte ein Viereck, womit er sich immer fortbewegend mit der seltensten Tapferkeit vertheidigte, bis seine von allen Seiten eingeschlossenen Truppen, nachdem sie in einem achtstündigen Treffen fast alles Pulver verschossen, und sich nicht mehr gehörig wehren konnten, endlich der Uebermacht unterliegen mußten. Fouquet selbst wurde gefährlich am Kopfe verwundet, und stürzte mit seinem unter ihm zugleich todtgeschossenen Pferde zu Boden. Mehrere seiner tapfersten Soldaten versuchten ihren Feldherrn zu retten, umringten ihn, und fochten bis sie neben ihm hinsan-

ken. Er bekam noch zwey Säbelhiebe im Arm und im Rücken, und ein Oesterreichischer Reiter war eben im Begriff ihm vollends den Rest zu geben, allein die seltne Treue eines gemeinen Reitknechts, Namens Trautschke, rettete diesen Helden. Er warf sich auf seinen Herrn, und fing mit seinem Leibe die demselben zugedachten Wunden auf. Sie waren nicht tödtlich, der Mann wurde wieder hergestellt, und seine Treue durch ein mangelfreyes bequemes Leben belohnt.

Fouquet würde dennoch ein Opfer des Todes geworden seyn, allein auf das Schreyen des Trautschke: „Wollt ihr den commandiren„den General umbringen?„ sprengte der Oberst Voit von den Löwensteinschen Dragonern herbey, und rettete ihn. Der von Blut triefende Feldherr, der alles gethan hatte, was Klugheit, Kriegserfahrung und Tapferkeit in seiner Lage nur zu bewirken vermochten, und der wie Leonidas gefallen war, flößte den Feinden Ehrfurcht ein. Hohe und niedere Officiere neigten sich vor ihm, und wetteiferten ihm durch Handlungen ihre große Hochachtung zu bezeigen. Der Oberst Voit ließ sein Parade-Pferd herbeyführen, und bat Fouquet es zu besteigen. Der General weigerte sich dessen,

und

und sagte: „Ich werde das schöne Sattelzeug „mit meinem Blute verderben.„ Voit erwiederte: „Es wird unendlich gewinnen, wenn „es mit dem Blut eines Helden gefärbt wird.„ Nur ein einziger Oesterreichischer Officier war niedrig genug, den gefangenen Feldherrn wegen seiner Niederlage ins Angesicht zu verspotten. Dies Betragen wurde aber auf der Stelle durch Vorwürfe von allen Zungen geahndet. Fouquet unterbrach sie aber, und sagte: „Lassen Sie ihn sprechen, meine Her„ren! Das geht so im Kriege. Heute mir, „morgen dir.„

Noch war ein kleiner unbesiegter Haufen von Preußischer Infanterie übrig, an deren Spitze sich der Oberst Below befand. Er formirte ein Viereck in der Ebene, schlug alle Anfälle der Reiterey zurück, und bot eine Zeit lang der großen Macht der Sieger Trotz. Die Croaten aber kamen den Dragonern und Husaren zu Hülfe, und griffen die Preußen von vorne, in den Flanken, und im Rücken zugleich an, die nun das Gewehr streckten und Pardon riefen. Aber welch eine schreckliche Scene! Der größte Theil dieser braven jetzt wehrlosen Krieger fiel demungeachtet durch das Schwert der wüthenden Feinde.

Fouquet wurde nun mit 4000 Mann fast lauter Infanterie zu Kriegs-Gefangenen gemacht. Sechshundert Preußen waren auf dem Wahlplatz geblieben, und 1800 verwundet worden. Die Reiterey hatte sich durchgeschlagen, und auch ein kleiner Theil des Fußvolks war entkommen, das unter dem Schutz der Cavallerie glücklich Breslau erreichte. Die Oesterreicher zählten an 3000 Todte und Verwundete. Laudon befleckte jedoch seinen Sieg durch die schändliche Plünderung von Landshut. Diese Stadt, ein offner und durch den Leinwandshandel blühender Ort, wurde von den Oesterreichern wie eine mit Sturm eroberte Festung behandelt, und die zügellosesten Schandthaten darin ausgeübt. Durch dies barbarische Mittel wollte man die Tapferkeit der Soldaten belohnen, und sie zu künftigen Thaten aufmuntern.

Die wichtigste Folge des Treffens bey Landshut war die Eroberung von Glatz. Diese Festung, nächst Magdeburg die wichtigste in den Preußischen Staaten, und mit Munition und Proviant im Ueberfluß versehn, hatte nur eine Besatzung von 2400 Mann, größtentheils Ueberläufer und Ausländer; hiezu kam ein unwürdiger Commandant, ein Italiäner, Nah-

mens d'O, der durch Zufall zu diesem Posten gekommen war; und dies Uebel wurde noch durch die Entfernung des Königs erhöht. In dieser mißlichen Lage befand sich die Hauptfestung Schlesiens, als sie im Julius vom General Harsch belagert wurde. Die Oesterreicher hatten nur wenige Batterien errichtet; sie verließen sich auf das Einverständniß mit den Jesuiten und andern Mönchen des Orts, die eine Anzahl catholischer Soldaten gewonnen hatten. Kaum also zeigte sich der Feind, so verließen die Preußen gleich einige Außenwerke. Die Croaten nahmen solche in Besitz, und durch diese schleunigen Vortheile aufgemuntert, stürmten sie auch die Hauptwerke sechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Die bunt zusammengesetzte Besatzung machte einen Aufruhr, ganze Compagnien warfen das Gewehr weg, und in vier Stunden war die Festung und alles dazu gehörige, ohne die geringste Capitulation in den Händen der Oesterreicher. Die Vertheidigung einer kleinen Anzahl wackerer Soldaten war fruchtlos. Das alte Fort wurde mit dem Schwert in der Faust eingenommen, und das neue ergab sich auf Discretion. Die Sieger fanden hier ungeheure Magazine, und erlangten durch diese Erobe-

rung einen festen Fuß in Schlesien. Ueberhaupt stand ihnen nun diese ganze von Preußischen Truppen entblößte Provinz völlig offen, und Laudon konnte frey wählen, welche Festung er hier zuerst belagern wollte.

Friedrich, der von diesen gehäuften Unfällen noch nichts wußte, aber dennoch für Schlesien sehr besorgt war, wünschte dahin zu marschiren, ohne jedoch die Daunsche Armee in Sachsen zurück zu lassen. Dagegen aber mußte er auch fürchten, wenn er sie nach sich zöge, und Laudon ihm entgegen rückte, zwischen zwey Feuer zu kommen; überdem waren die Reichs-Truppen nach Sachsen im Anmarsch. Die Blokade von Glatz, die Laudon noch vor dem Treffen von Landshut angefangen hatte, und wovon Friedrich Nachricht erhielt, hob jedoch alle Zweifel. Er brach auf, ging über die Elbe, schlug einen Theil des Lascyschen Corps, und rückte nun auf das Haupt-Corps selbst los, um es anzugreifen. Lascy wartete dies nicht ab; er zog sich eiligst zurück, und nun ging auch Daun über die Elbe. Beide Heere setzten sich jetzt neben einander in Marsch nach Schlesien. Die Hitze war so drückend, daß an einem Tage, den sechsten Julius, hundert und fünf Preußen mitten in ihren Gliedern todt zu

Boden stürzten. Alles schmachtete nach Wasser, das man den so schwer bepackten von Schweiß triefenden Soldaten zu trinken nicht gestatten wollte. Kaum aber wurden diese einen Brunnen, einen Bach, einen Teich, oder eine Pfütze gewahr, so siegte der wüthende Durst über alles, selbst über die sie zu erwartenden Prügel. Sie sprangen aus ihren Gliedern, schöpften das Wasser mit ihren Hüten, und labten sich so mitten unter den Schlägen, die während des Trinkens auf sie los regneten. Die Officiere, bey denen das Selbstgefühl sprach, die aber höhere Befehle befolgen mußten, ließen bey dieser Gelegenheit die Preußische Disciplin schweigen, nach welcher der Ungehorsam nicht bloß mit Schlägen, sondern auf der Stelle gleich mit dem Tode bestraft wird.

Die Daunsche Armee war der Königlichen immer zur Seite, und Lascy mit seinem großen Corps der letztern im Rücken. Dies erzeugte bey Friedrich, der jetzt auch das Unglück bey Landshut vernommen hatte, den Entwurf, über Lascy mit seiner ganzen Macht herzufallen. Er wandte sich also plötzlich um, nahm seinen Marsch zurück nach Bautzen, und so gerade auf Lascy los, der sich in größter Eil zu-

rückzog, und endlich durch Dresden über die Elbe ging. Der König beschloß jetzt diese Residenz zu belagern, woran er zuvor nicht gedacht hatte. Er war überzeugt, daß der behutsame Daun nicht mit seiner Armee allein nach Schlesien gehn, und Lascy im Stich lassen würde. Friedrich erfuhr auf diesem Marsch Fouquets Niederlage, die ihm das Freudenfeuer der Oesterreicher verkündigte. Sein Entwurf auf Dresden wurde dadurch bestärkt. Daun hatte indessen seinen Marsch fortgesetzt; er wünschte nichts so eifrig, als dem König in Schlesien zuvorzukommen. Seiner Einbildung nach hatte er einige Märsche gewonnen; sie waren aber vielmehr verlohren. So bald er jedoch des Königs Bewegungen hörte, und dessen Absicht ahnete, trat er auch sogleich den Rückzug an.

Mittlerweile wurde Dresden berennt; ein Ort als Festung sehr unbedeutend; denn die Altstadt hatte keinen bedeckten Weg, keine Raveline, nur schmale Gräben, und die Neustadt bloß durch Palisaden geschützte Erdwälle, ohne alles Mauerwerk. Hier war die Bestürzung so wohl der Einwohner als der Besatzung unaussprechlich. In wenig Stunden waren die Oesterreicher aus dem großen Königlichen

Garten und den benachbarten Vorstädten von den Preußen vertrieben, und vielleicht hätte ein kühn gewagter Sturm in diesen critischen Augenblicken das Schicksal von Dresden ganz kurz entschieden. Es ist wahrscheinlich, daß die mit einer stürmenden Eroberung verknüpften Greuel, und zwar in einer Königsstadt, den verneinenden Entschluß Friedrichs bestimmten. Er hoffte, diesen so wichtigen Ort in der Geschwindigkeit durch Capitulation zu bekommen; allein die Oesterreicher, die sich sehr bald auf der andern Seite der Elbe eine Gemeinschaft mit der Stadt eröffneten, und eine Menge Truppen hereinwarfen, vernichteten diese Erwartung; auch waren die Reichs-Truppen in der Nähe von Dresden angelangt. Die Antwort des Commandanten, General Maquire, auf die Aufforderung war daher: er würde sich bis auf den letzten Mann wehren. Es kam nun zu einer förmlichen Belagerung, die unter die merkwürdigsten Begebenheiten dieses außerordentlichen Krieges gehört.

Die Preußen fingen den 14ten Julius an, die Stadt an beiden Seiten der Elbe zu beschießen. Noch am nämlichen Tage steckte die Besatzung das am Ufer des Flusses aufgethürmte Brennholz in Brand, damit die Preußen es

nicht zur Ausfüllung des Stadtgrabens gebrauchen möchten. Das Feuer griff um sich, und legte viele benachbarte Häuser in die Asche. Das schwere Preußische Geschütz war noch nicht angekommen, daher bediente man sich zuerst nur der zwölfpfündigen Canonen, der Haubitz-Grenaden, und der Feuerkugeln. Der häufig entstehende Brand wurde jedoch noch zur Zeit durch gute Anstalten gelöscht, wozu man vorzüglich die in der Stadt wohnenden Juden brauchte. In der Hoffnung, daß die Gefahr der Einäscherung einer Königlichen Residenz, und zwar von einem Bundsgenossen, dessen Länder man beschützen wollte, auf die Oesterreicher wirken würde, wurden gleich anfangs die Schüsse mehr auf die Stadt, als auf die Wälle gerichtet. Der Commandant, durch höhere Befehle geleitet, ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen; er vertheidigte sich, unterstützt von der ganzen Oesterreichischen Armee, die wenig Tage nachher ankam, und deren Truppen, wie in einem unbelagerten Ort, in der Neustadt beständig aus- und einzogen; sie hatten nämlich das schwache Corps der Preußen, das unter dem Commando des Prinzen von Holstein an dieser Seite der Elbe in einer beträchtlichen Entfernung von der

Königlichen Armee stand, mit Verlust vertrieben. Dieser Vortheil der geöffneten Communication war so außerordentlich, daß alle Operationen der Belagerer dadurch vereitelt werden mußten. Es rückten nun ganze Corps Oesterreicher in die Stadt, die Ausfälle thaten, während daß die Besatzung ruhete. Friedrich, der das Innere der Städte Prag und Olmütz bey seinen Belagerungen so viel wie möglich verschont hatte, nahm nun ein andres System an. Er wollte versuchen, ob nicht die Gewißheit, Dresden in wenig Tagen in einen Schutthaufen verwandelt zu sehn, den Abzug der Oesterreicher veranlassen würde.

Die schwere Artillerie kam indeß aus Magdeburg an, und nun wurden unaufhörlich Bomben in die Altstadt geworfen. Die Einwohner klagten erbärmlich, und wußten nicht, wo sie sich in der Angst hinwenden sollten. In den Häusern waren sie in Gefahr zerschmettert zu werden, zu verbrennen, oder zu ersticken, und auf den Straßen droheten die umherfliegenden Kugeln ihnen auch den Tod. Dergleichen Unglücksfälle geschahen fast stündlich, so daß man sich nur nothgedrungen aus den Häusern wagte. Die Vorstadt vor dem Wilsdruffer Thore, die bey der vorigen

Belagerung verschont geblieben war, wurde jetzt von den Preußen in Flammen gesetzt, um den Wällen desto näher zu seyn. Das Feuer wüthete nun entsetzlich in und außer der Stadt; viele der vornehmsten Straßen brannten von einem Ende zum andern. Prächtige Palläste, die jede Stadt Europens würden geziert haben, wurden ein Raub der Flammen. Wo man hinblickte, stürzten Häuser von vielen Stockwerken ein, die Sitze der Indüstrie und des Wohlstandes. Oft wurden die armen Einwohner unter dem Schutt begraben, oder sie flohen, und ließen alles im Stich.

Was dies Elend noch vermehrte, war das Betragen der Oesterreichischen Besatzung, deren Raubbegier den unglücklichen Dresdenern mehr Schaden, als Bomben und Flammen that. Eine Menge Keller und unterirdische Gewölbe in dieser Residenz war bombenfest. Hieher brachten viele hundert Familien alles, was sie nur kostbares hatten. Die Zugänge und Oeffnungen wurden sorgfältig verrammelt, mit großen Schlössern versehn, oder vermauert, und nun gaben diese bedrängten Einwohner das übrige preis. Sie retteten sich auf die nahe liegenden Weinberge, oder in die benachbarten Städte und Dörfer.

Umsonst war ihre Vorsicht, und vergebens ihre Erwartung, den besten Rest ihres Eigenthums wiederzusehn. Ihre Bundsgenossen, die Oesterreicher, erbrachen diese bombenfesten vermauerten Keller, und raubten alles. Jede noch so künstlich verwahrte Oeffnung wußten sie auszuspähen. Viele dieser Bösewichter wurden hingerichtet, allein es half nichts. So schlecht war die Mannszucht, und so wild das Betragen in einer Stadt, die man beschützen wollte. Auch die gelehrte Welt verlohr bey dieser Zügellosigkeit. Einige wichtige vollendete Manuscripte des vortrefflichen Satyren-Schreibers Rabner, die gleichfalls in einem solchen Keller aufbewahrt wurden, fielen in die Fäuste der Croaten, die den Druck unbesorgt ließen. Rabner klagte bitter über diesen Verlust, und nie wollte er auf das Zureden seiner Freunde sich entschließen, die nämlichen Materien wieder zu bearbeiten. Er sagte: „Er wolle den Narren die Freude nicht verderben, die ihnen die Belagerung von Dresden gemacht habe.„

Das Bombardement wurde indessen immer fortgesetzt. Eine Anzahl Bomben fiel auf die Kreutzkirche, eine der ältesten und schönsten Kirchen in Sachsen. Der fest gebaute

Thurm that langen Widerstand, endlich aber drangen die Eisenmassen ein, zerschmetterten das Dach der Kirche, und zerstörten das Innere des Gebäudes, so wie die umliegenden Häuser. Die wüthenden Flammen vollendeten das Werk. Auf diesem Thurm standen einige Canonen, die man zu Folge eines alten Gebrauchs an Feyertagen abfeuerte. Man war so unvorsichtig gewesen, sich derselben auch jetzt bey der Belagerung gegen die Feinde zu bedienen; obgleich nur einigemahl, und ohne Wirkung, mehr zum Versuch als planmäßig. Diese wenigen von den Belagerern so wie von den Einwohnern kaum bemerkten Schüsse waren jedoch entscheidend, weil nun die Preußen die Kirche wie eine Batterie betrachteten, die man zerstören müsse. Da gefühllose Verheerung ohne weitere Rücksicht nun einmahl die Losung war, und keine Befehle zur Schonung der andern Kirchen gegeben wurden, so fuhr man mit diesem grausamen Geschäffte fort, und nahm die emporragenden Gebäude besonders zum Augenmerk; da denn auch der gewölbte prächtige Thurm der Frauenkirche den Bombardirern oft zum Ziel diente; allein die Bomben prallten immer von der Kuppel ab, und verursachten bloß Risse.

Die persönliche Rettung war jedoch die Haupt-Angelegenheit der unglücklichen Einwohner aller Stände. Die häufigen Nachrichten von ganzen Familien, die unter den Trümmern ihrer Wohnungen elendiglich umkamen, und die Hungersnoth, die sich einstellte, setzte alles in Bewegung. Da man nach eröffneter Communication in der Neustadt vor den Bomben gesichert war, so lagen die Menschen in den dortigen Häusern bis unter die Dächer auf einander gehäuft; noch mehrere aber verließen die Stadt gänzlich. Die Landstraßen wimmelten von Menschen. Greise und Matronen, durch Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren Stäben fort, oder lehnten sich auf den Arm ihrer Söhne und Töchter, die große Bündel trugen, und selbst kaum fortkonnten. Mütter, von ihrer Kindheit an mit allen Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, wanderten zu Fuße, mit ihren Säuglingen an der Brust, und seufzten zum Himmel. Erwachsene Kinder weinten, und kleine schrien. Viele dieser Flüchtlinge fanden eine Linderung ihres Unglücks im Gebet, und beteten laut. Einer tröstete den andern. Der Anblick der rauchenden Stadt aber, der nagende Hunger, und der Prospect ei-

nes künftigen Elends, machten jedoch diesen Trost sehr unwirksam. Da es an Pferden mangelte, schleppten viele an Wohlstand und Ueberfluß gewöhnte Personen ihre geretteten Habseligkeiten selbst auf dem Rücken fort. Man sahe wohlgebildete reitzende Frauenzimmer, die in dieser Residenz so häufig sind, von feinen Sitten und zarter Leibes-Beschaffenheit, wie die Lastthiere bepackt. Die schwächlichen und kranken dieses Geschlechts wurden von ihren männlichen Freunden auf Schubkarren gefahren. Alle angenommene Begriffe von Anstand und Schicklichkeit, alle kleine Vorurtheile der höhern Volks-Classen von Ehre und Schande, alle Regeln der Höflichkeit und Galanterie, hörten in diesen schrecklichen Stunden auf; alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wurden geschwächt, oder aufgelößt.

Die Belagerten waren im Ueberfluß mit Artillerie versehn, die auch wohl bedient wurde; allein sie konnten das Feuer der Preußen nicht zum Schweigen bringen, da diese ihre Bomben-Batterien hinter Schutthaufen abgebrannter Häuser aufgeführt hatten. Den 19ten Julius, an einem einzigen Tage, wurden über 1400 Bomben und Kugeln in die Stadt

geschleudert; es brannte in allen Winkeln. An kein Löschen wurde mehr gedacht; auch war es nicht möglich, da die Belagerer das den Einwohnern so nöthige Röhrwasser abgeschnitten hatten. Ein Ausfall folgte dem andern. Manche fielen für die Belagerten gut aus, die, immer von frischen Truppen unterstützt, mit ausgedehnter Gewalt angreifen konnten. Sie trieben die Preußen bisweilen aus den Laufgräben, vernagelten Canonen, und brachten Gefangene nach Dresden zurück.

Friedrich, durch diese Unfälle aufgebracht, ahndete sie an dem Regiment von Bernburg, das sich in den Laufgräben nicht lange genug gewehrt hatte, und der Uebermacht gewichen war. Die Strafe war in den Preußischen Kriegs-Annalen beyspiellos. Die gemeinen Soldaten mußten ihre Seitengewehre, und die Unter-Officiere so wohl als die Officiere ihre Hut-Tressen ablegen. Beides war sehr entbehrlich; der Soldat marschirte leichter, und der Officier vermißte kaum diese fehlende Zierde an seiner Uniform. Indessen war es als Abzeichen hinreichend, bey ehrgeitzigen Kriegern die größte Wirkung zu erzeugen. Das Regiment, das, von dem berühmten Fürsten Leopold von Dessau selbst gebildet, nicht

selten Proben von Tapferkeit und guter Kriegs-Disciplin gegeben hatte, wurde aufs tiefste gebeugt. Fast alle Officiere desselben, reiche und arme, überzeugt, nach den Umständen ihre Pflicht gethan zu haben, verlangten ihren Abschied, der ihnen jedoch sämmtlich verweigert wurde. In Frankreich und andern Ländern verläßt der Officier den Dienst, wenn er will; bey den Preußischen Heeren hingegen, wo die oberen und untern Befehlshaber keinen Kriegern der Welt an Ehrsucht nachstehn, und wo alles zu der Kriegs-Maschine gehörige auf sie ankommt, war unter Friedrichs des Großen Regierung der Zwang Sitte, der sich so wenig mit dem Fantom von Ehre verträgt; ein Schattenbild, das jedoch bey unsrer hohen Cultur mehr als Substanz gilt. Man ist zu sehr geneigt, sich jede Verfahrungsart eines großen Mannes als das Resultat tief durchdachter Staats-Maximen vorzustellen, indessen dürfte es wohl erlaubt seyn, dieses mit Vernunft und Erfahrung streitende Zwang-System unter Friedrichs Launen zu setzen, die der Zufall erzeugte, und die hernach zu Grundsätzen wurden. Die Geschichte dieses Monarchen ist voll von solchen Beyspielen, die der Lobredner übersieht, der Philosoph ungern sammelt,

melt, und der Troß der Geschichtschreiber nicht zu brauchen weiß.

Wir kehren nun zur Belagerung von Dresden zurück, die jetzt bloß Ehren halber noch fortgesetzt wurde. Die Oesterreicher wünschten sehnlich solche bald geendigt zu sehn, und machten daher in Verbindung mit den Reichs-Truppen einen Versuch, die Königliche Armee zu überfallen, die das Belagerungs-Corps deckte. Das Haupt-Quartier war in einem Vorwerk nahe bey dem schwach besetzten, und bloß durch Vorposten bedeckten Dorfe Gruna, in einiger Entfernung vom Lager; dies schien eine feindliche Unternehmung zu begünstigen. Man schmeichelte sich den König gefangen zu nehmen, und überhaupt die Scene von Hochkirch zu erneuern. Mit anbrechendem Tage sollte es geschehn. Dieser Entwurf aber mißlang, so rasch man auch dabey verfuhr. Die leichten Truppen der Oesterreicher drangen vor, die Preußischen Feldwachen zogen sich zurück, und der König hatte kaum Zeit sein Pferd zu besteigen, um das Dorf zu verlassen. Dies Dorf war die Gränze der anrückenden Krieger; denn mit einer Geschwindigkeit, die allen Glauben übersteigt, stand das Preußische Heer in Waffen da. In Zeit von drey Minuten

sahe man bey so vielen Tausenden den seltsamen Uebergang von der größten Ruhe zur größten Thätigkeit. Es lag alles, Infanterie, Cavallerie und Artillerie in ihren Zeltern im tiefen Schlaf; über die ganze Linie war eine todte Stille verbreitet, und auf einmahl stand alles in Schlachtordnung. Die Sonne warf eben die ersten Strahlen am Horizont, und verkündigte einen schönen Sommertag, als das gräßliche Geschrey: „zum Gewehr! zum Gewehr!„ von vielen tausend Stimmen wiederhohlt, durchs ganze Lager tönte *). Die Soldaten stürzten halb angezogen aus ihren Zeltern, stellten sich in Reihen und Glieder, und so rückte das ganze Treffen in geschlossener Linie dem Feind entgegen, der sich nun eilfertig zurückzog, weil Daun eine förmliche Schlacht gar nicht wünschte.

Die Uhlanen thaten sich bey dieser Gelegenheit sehr hervor, und verdienen hier nähere Erwähnung. Sie gehörten zu einer besondern in Pohlen wohnenden nicht zahlreichen Völkerschaft, die ihre Sitten und Gebräuche beybehalten, und überdem noch jetzt, obgleich von Christen umringt, ihre eigne Religion hat. Sie zeichneten sich immer durch ihre Treue ge-

*) Der Verfasser redet hier als Augenzeuge.

gen die Republik und durch ihre Tapferkeit aus; sie fochten in allen Kriegen der Pohlen und ihrer Könige; auch jetzt standen sie im Solde Augusts, und wurden von einem verdienstvollen Sächsischen Officier, dem Major Schiebel, angeführt. Sie waren nach Türken Art gekleidet, leicht beritten, und mit Lanzen bewaffnet. Ueberall, wo diese Uhlanen sich befanden, neckten sie die Preußischen Vorposten und Arriere-Garden, und fochten fliehend, so wie die alten Parther.

Der Versuch des Ueberfalls erzeugte eine Veränderung in der Stellung der Königlichen Armee. Das Preußische Lager wurde von dem so genannten großen Garten entfernt, und um nun die linke Flanke der neuen Stellung zu sichern, machte man aus dem Garten einen Verhack. Die hohen majestätischen Bäume, ehrwürdig durch ihr Alter, und unschätzbar wegen ihrer Seltenheit, die in schönster Ordnung gestellt die herrlichsten Alleen bildeten, wurden jetzt umgehauen, und überhaupt der ganze, zur Ergötzlichkeit der Einwohner immer offen stehende Garten, der durch Größe, Kunst und Pracht, sich so sehr auszeichnete, der eine Zierde Deutschlands, und eines mächtigen Monarchen würdig war, in wenig Stunden in

die schrecklichste Einöde verwandelt. Die marmornen Bildsäulen, die den Garten schmückten, hatten die Sachsen vor der Belagerung weggeräumt, und die Sammlung der Königlichen Antiken, diesseits der Alpen eine der vortrefflichsten, in eben diesem Garten vergraben, den man zerstörte. Die Preußen hatten hievon keine Spur, und diese Denkmähler der Kunst wurden für die Sachsen erhalten.

Die Belagerung wurde seit dieser veränderten Stellung nur schwach fortgesetzt. Alle Hoffnung zur Eroberung von Dresden war nun verschwunden. Zu den vielen andern Hindernissen kam noch der Verlust eines beträchtlichen Preußischen Transports von Munition und Getreide, womit acht aus Magdeburg kommende Schiffe beladen waren, die sämmtlich den Oesterreichern in die Hände fielen; auch fingen die Lebensmittel an den Preußen zu fehlen, denn die Feinde waren Meister von der Elbe, und machten alle Zufuhr höchst unsicher.

Eben da Friedrich im Begriff war die Belagerung aufzuheben, kam die Nachricht von der Einnahme von Glatz an. Die Belagerten verkündigten solche durch Freudenfeuer, und schossen rings um die Stadt mit Kugeln Victoria. Der König erfuhr diese unglückli-

che Zeitung von dem bey einem Ausfall gefangenen Oesterreichischen General Nugent. Seine Bestürzung war anfangs überaus groß; denn dies Unglück war ihm wegen der großen Festigkeit des Orts ganz unerwartet; doch faßte er sich bald wieder und sagte: „Mag es „doch seyn! Wenn Friede wird, werden sie „ihn uns wohl wiedergeben. Wir müssen nach „Schlesien gehn, damit wir nicht alles ver„lieren.„ Der thätige Laudon wollte die erlangten Vortheile aufs beste nutzen, und belagerte Breslau. Diese Nachricht beschleunigte den Aufbruch des Königs. Es war am 30sten Julius, in einer sehr regnigen stürmischen Nacht, als die Preußen von Dresden abzogen. Durch einige Canonen mußte das Feuer in den Laufgräben unterhalten werden; es wurde immer schwächer, und endlich hörte es gar auf. Der König verließ nun sein Lager, und marschirte mit seiner Armee nach Meißen zu.

So endigte sich die Belagerung von Dresden, die den Preußen 1478 Todte und Verwundete gekostet hatte, dabey waren 261 gefangen worden. Sechs Kirchen in dieser Residenz, und 416 größtentheils hohe schöne Häuser, Palläste und öffentliche Gebäude lagen

in der Asche, und 115 waren beschädigt. Eine Menge Einwohner hatten ihr Leben verlohren, oder waren verstümmelt worden, und noch mehrere, deren Loos zuvor Wohlstand gewesen, waren nun bettelarm. Viele hundert Familien, die durch die Indüstrie zahlreicher Generationen empor gekommen, und die Früchte derselben als ihr Erbtheil in stiller Ruhe genossen hatten, sahen jetzt, nach wieder erlangter Besonnenheit, mit verstärktem Gram, daß unwiederbringlich ihr Alles verlohren war. Blutsverwandte, durch die Bande der Zärtlichkeit und Liebe an einander gefesselt, trennten sich jetzt. Die vom männlichen Geschlecht nahmen den Wanderstab in die Hand, verließen ihr unglückliches Vaterland, und suchten Brot unter einem fremden Himmel. Mädchen, im Ueberfluß erzogen, und sonst von vielen Händen bedient, entsagten nun allen ihren genossenen Bequemlichkeiten, dem gewohnten Wohlleben, ihren angenehmen jetzt verschwundenen Aussichten, und wurden selbst dienende Personen, um ihr Leben zu fristen. Die schreckliche Wirkung dieser unglücklichen Belagerung ist jetzt, nach dreyßig Jahren, noch sehr fühlbar. Das Land hat sich erhohlt, aber die, nicht von dem Handel, sondern bloß durch

die Arbeitsamkeit der Einwohner sich nähren-de Hauptstadt, ist zurückgeblieben. Man hat den Schutt aufgeräumt; man siehet Häuser und Palläste auf den Brandstätten, allein verschwunden ist der hohe Wohlstand einer vormahligen Königsstadt, wo Künste und Pracht mit einander wetteiferten, wo ausgezeichnete Kunsttalente die höchste Aufmunterung fanden, wo feine Sitten in Verbindung mit Reichthum und großer Indüstrie herrschten, und wo man durch die ausgesuchtesten Ergötzlichkeiten den größten Weltstädten das Muster gab. Von diesem Dresden sind wenig Spuren mehr vorhanden.

Mit dieser unglücklichen Unternehmung auf Dresden schloß sich die Kette von Unglücksfällen, die seit zwölf Monaten ununterbrochen auf Friedrich losgestürmt hatten. So wie der Feldzug vom Jahr 1757 in der Geschichte der Kriege ohne Beyspiel ist, eben so beyspiellos ist es, daß ein Monarch in einem so kurzen Zeitraum so viel auf einander gethürmtes Kriegsunglück erfuhr, ohne ganz unterzuliegen. Die gegen die Russen verlohrne Schlacht bey Kai im Julius 1759 führte den Reihen, und war das traurige Signal eines ununterbrochenen widrigen Schicksals; ihr

folgten die schreckliche Niederlage bey Kunersdorf, und der Verlust von Dresden. Fink wurde mit seinem großen Corps bey Maxen, Dierke mit seinem kleinen bey Meißen gefangen; sodann der tödtende Winter-Feldzug mit seinen Seuchen; das unglückliche Treffen bey Landshut, die feindliche Eroberung von Glatz, und jetzt die mißlungene Belagerung von Dresden.

Nun ging der Marsch des Königs nach Schlesien, den Daun Sorge getragen hatte den Preußen so beschwerlich als möglich zu machen. Seine leichten Truppen mußten alle Brücken über die Röder, Spree, Neiße und Queis verbrennen, und alle nach Schlesien führende Wege durch Verhacke unbrauchbar machen. Friedrich überwand jedoch diese Schwierigkeiten, und setzte seinen Zug fort, Breslau zu entsetzen, das von Laudon belagert wurde. Diese Begebenheit stellt ein erstaunenswürdiges Beyspiel dar. Friedrich, der mit dem Adlerblick des Genie's seine Heerführer zu wählen wußte, wandte diese Sorgfalt sehr selten bey der Wahl von Commandanten in seinen Festungen an. Er überließ es gewöhnlich der Rangordnung oder dem Zufall, ob ein d'O, oder ein Heyden darin das Com-

mando führte. Friedrich kannte beide nicht, und war gleich erstaunt über das schändliche Betragen des erstern, als über das bewundernswürdige Verhalten des letztern, der, bey seinem Garnison-Regiment nicht zum Dienst im Felde bestimmt, noch weniger durch seinen Rang zum Befehlshaber erkohren, mit ganz begränzten Aussichten in Rücksicht auf militairischen Ruhm, in einer kleinen Stadt unbemerkt seine Tage durchleben sollte, dessen seltener Muth aber zu wiederhohltenmahlen die großen Entwürfe der Russen zerstörte.

Diesmahl war Friedrich auch von seinem guten Genius wohl bedient worden. Die Königliche Leib-Garde hatte seit der Schlacht bey Kollin, wo sie größtentheils aufgerieben, hernach aber wieder vollzählig gemacht wurde, in Breslau ihr Kriegs-Quartier, und ihr Befehlshaber, der General Tauenzien, wurde durch diesen Umstand Commandant der Hauptstadt Schlesiens. Dieser General, in der Potsdammer Kriegsschule erzogen und grau geworden, verband mit den höchsten Begriffen von Ehre, großen Muth, Einsicht und militairische Talente. Alles dieses in einem hohen Grade vereinigt, war auch durchaus in einer Lage erforderlich, die vielleicht nie ihres glei-

chen gehabt hat. Laudon stand mit 50,000 Oesterreichern vor der Stadt, und innerhalb der Mauern waren 9000 Oesterreichische Kriegsgefangene im Begriff zu revoltiren. Allen diesen Feinden von innen und außen hatte Tauenzien in einer großen Stadt nur 3000 Mann entgegen zu stellen, und von dieser so schwachen Besatzung waren 2000 entweder Ueberläufer, oder gezwungene Soldaten, oder Invaliden. Nur auf die ungefähr 1000 Mann starke Garde des Königs konnte er sich verlassen, und auch diese bestand größtentheils aus Ausländern, wovon die mehresten der gemeinen Soldaten bey ihrem geringen Sold nur ungerne dienten, und bloß durch Grundsätze von Ehre und Disciplin bey ihren Fahnen gehalten wurden. Vorfälle dieser Art bezeichnen den militairischen Geist der Preußen, und unsers Zeitalters überhaupt, auf eine sehr auffallende Weise; Vorfälle, die aufs beste bewährt, dem Philosophen ein Problem scheinen, und die der scharfsinnige Geschichtschreiber wegen des Unwahrscheinlichen kaum anzuführen wagt. Dies Wunder, mit einer geringen Anzahl größtentheils unzufriedner und unbrauchbarer Soldaten, eine Armee in der Stadt im Zaum zu halten, und einer andern

außerhalb der Mauern Widerstand zu thun, und alles dies in einem großen von vielen tausend zur Empörung geneigten Bürgern bewohnten, nicht außerordentlich befestigten Ort, ein solches Wunder konnte nur die Macht der Preußischen Kriegs-Disciplin bewirken; und wenn bey der spätesten Nachwelt militairische Tugenden von Geschichtschreibern gepriesen, und von Dichtern besungen werden, so wird Hochkirch und Breslau wegen des Triumphs der Disciplin bey ihnen ewig ein Gegenstand der Bewundrung seyn.

Laudon war nicht ohne Besorgniß durch herbeyeilende Preußische Armeen an seinem Vorhaben gehindert zu werden, das er ohne Beyhülfe der Russen auszuführen wünschte. Die möglichste Geschwindigkeit war daher bey dieser Unternehmung erforderlich. Er war weder mit Belagerungs-Geschütz, noch mit der dazu nöthigen Munition versehn. Die mit Wasser angefüllten Festungsgräben gestatteten ihm auch keinen Sturm; nichts blieb ihm also übrig, als Unterhandlung und Feuer. Er forderte den Commandanten auf, sich zu ergeben, und bediente sich der Gründe: „Breslau sey eine Handelsstadt, und keine Festung; es wäre daher wider Kriegsgebrauch,

„selbige gegen große Uebermacht zu vertheidi„gen; der König sey jenseits der Elbe, und der „Prinz Heinrich ohnweit der Warthe; die „Russen würden in zwey Tagen mit 75,000 „Mann erscheinen; er glaube, daß die Stadt „lieber Oesterreicher, als Russen einnehmen „würde; er wolle der Besatzung die Bedin„gungen der Capitulation überlassen; würde „aber die Uebergabe verweigert, so solle die „Stadt aus fünf und vierzig Mörsern in „Brand gesteckt werden.„ Tauenzien antwortete kurz: „Breslau sey eine Festung, und er „würde den Feind auf den Wällen erwarten, „wenn auch die Häuser in Asche verwandelt „werden sollten.„ Laudon versuchte nun, die Bürgerschaft wider den Commandanten aufzubringen, und ließ an den Präsidenten des Stadt-Magistrats, Conradi, schreiben. Der Brief war voll von Mitleid gegen die unschuldigen Einwohner, wobey die Nachricht von den fünf und vierzig zum Brande fertig stehenden Feuer-Mörsern, so wie die 75,000 im Anzuge befindlichen Russen, nicht vergessen wurden. Dies Schreiben aber konnte keine Wirkung in einer Stadt haben, wo ein General wie Tauenzien Commandant war; auch blieb es unbeantwortet. Laudon wiederhohlte

seine Aufforderung, und verstärkte seine Drohungen. Es hieß: das Kind im Mutterleibe sollte nicht verschont werden. Tauenzien antwortete: „Ich bin nicht schwanger, und mei„ne Soldaten auch nicht.„ Hierauf fing das Bombardement an. Der Commandant nahm dabey seine Maaßregeln so weislich und so nachdrücklich gegen die Feinde, so wohl innerhalb als außerhalb der Stadt, daß alle feindliche Versuche fehl schlugen; und da Laudons Haupt-Quartier aus Feldschlangen mit forcirten Ladungen erreicht werden konnte, so ließ er diesem Feldherrn keine Ruhe, und zwang ihn durch Kugeln, die in seine Wohnzimmer fielen, sich weiter zurückzuziehn.

Da jedoch Tauenzien des Entsatzes nicht gewiß, und von seiner Schwäche überzeugt war, so versammelte er die Officiere der Königlichen Garde, stellte ihnen seinen Zustand und die Möglichkeit vor, daß die Stadt noch vor Ankunft des Königs von den Feinden mit dem Schwert in der Faust erobert werden könnte; in diesem Fall nun wollte er mit der Garde auf den Wällen einen Abschnitt machen, und sich sodann bis auf den letzten Blutstropfen wehren; damit, wie er sagte, die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebte, die ganze Leibwa-

che Friedrichs kriegsgefangen zu sehn. Die Officiere, von kriegerischem Ehrgeitz und Vaterlandsliebe beseelt, stimmten diesem edeln Vorsatz bey, und waren entschlossen fechtend zu sterben. Glücklicher Weise kam es nicht zu dieser verzweifelten Scene; denn der Prinz Heinrich nahte sich mit starken Märschen, und nun war Laudon selbst gezwungen den General Soltikow, der neun Meilen von Breslau stand, zu bitten, seinen Marsch zu beschleunigen. Noch aber machte er einen letzten Versuch, den Commandanten zur Uebergabe zu bewegen, und erbot sich alle Bedingungen, die er nur verlangen würde, zu unterzeichnen. Der abgesandte Kaiserliche Oberst Rouvroi zeigte dabey die Lage des entfernten Königs im übelsten, und die Nähe der verheerenden Russen im schrecklichsten Lichte; hiezu die Vortheile eines freyen Abzugs, mit andern ehrenvollen Bewilligungen; alles Dinge, die, wie er sagte, des Commandanten Ehre in den Augen der Welt und seines Königs rechtfertigen würden. Tauenzien antwortete: „Ich habe keinen Begriff von der Ehre eines Commandanten, der „eine Festung übergiebt, ehe Bresche geschossen ist. Unerlaubt ists, die Belagerung einer „Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anzu-

„fangen. Der Brand hat meine Gesinnun„gen nicht geändert, vielmehr befestigt.„ „Wenn das ist,„ erwiederte Rouvroi, „so wer„den wir gleich förmlich die Laufgräben eröff„nen.„ „Dies habe ich schon längst erwar„tet,„ versetzte der Commandant, und nun schieden sie von einander.

Mit dieser Drohung hatte die ganze Expedition ein Ende; denn am folgenden Tage hob Laudon die Belagerung auf; eine Unternehmung, die selbst die Freunde dieses Feldherrn für unüberdacht hielten, und behaupteten, er habe sie bloß auf das große Vertrauen auf sein Waffenglück gegründet. Sie hatte nur fünf Tage gewährt, allein in dieser kurzen Frist viel Schaden angerichtet. Der König schenkte den Einwohnern zur Vergütung ihres Verlusts 50,000 Reichsthaler. Man hat bey dieser Belagerung als merkwürdig aufgezeichnet, daß dabey das schönste Frauenzimmer in der Stadt, und der schönste Soldat von der Königlichen Leibwacht getödtet, die größte Canone gesprungen, und der schönste Pallast eingeäschert wurde; auch das Wohngebäude des Königs war im Feuer aufgegangen.

Heinrichs schleunige Ankunft rettete nicht allein Breslau, sondern ganz Schlesien; denn

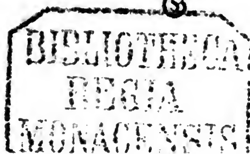
die Russische Haupt-Armee befand sich auch schon im Mittelpunkt dieser Provinz, eine Meile von der Hauptstadt, und der Plan ihres Heerführers war, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Er hatte auf die gewisse Eroberung von Breslau gerechnet, und auf das hier befindliche große Magazin, das seine Armee den noch übrigen Feldzug verpflegen sollte. Diese Erwartungen aber wurden durch die klugen Maaßregeln des Prinzen Heinrich für jetzt vereitelt, so daß Soltikow es nicht wagte über die Oder zu gehn. Die Zeit war beiden Theilen überaus kostbar; denn auch Friedrich, der für Breslau besorgt war, näherte sich mit starken Schritten. Er hatte Hülsen mit einem ansehnlichen Corps in Sachsen zurückgelassen, und war im Angesicht der Oesterreichischen Haupt-Armee über die Elbe, die Spree, die Neiße, die Queiße und die Bober gegangen. Er war zwischen durch die Corps von Riedesel und Lascy passirt, letzteres folgte ihm nachher beständig in einer Entfernung von drey Meilen, dagegen die große Oesterreichische Armee vor ihm herzog. „Ein Fremder,„ sagt der König in seiner Geschichte, „der den Marsch dieser verschiedenen Armeen „beobachtet hätte, würde sich leicht geirrt und

„ge-

„geglaubt haben, daß sie alle einem Herrn „gehörten. Er würde die Armee des Feld„marschalls Daun für die Avant-Garde, die „Armee des Königs für das Haupt-Corps, „und die Armee des Generals Lascy für die „Arriere-Garde gehalten haben.„

Obgleich der König einen Zug von zweytausend Proviant-Wagen bey sich hatte, und die Brücken zerstört waren, so legte er doch in fünf Tagen zwanzig Meilen mit seiner Armee zurück, und erreichte ohne Verlust die Schlesische Gränze. Daun vermied alle Gelegenheit zur Schlacht, und vereinigte sich endlich mit der Laudonschen Armee, um wo möglich den König von seinem Bruder Heinrich abgesondert zu halten, und ihn auch von Schweidnitz und Breslau abzuschneiden. Friedrich und Daun blieben jedoch in der Nähe, und nur allein die Katzbach, ein kleines Wasser, trennte beide Armeen. Die gar zu große Ueberlegenheit der feindlichen Heere, die über 100,000 Mann seinen 30,000 Mann entgegen stellten, nöthigte den König das Betragen eines Partey-Gängers nachzuahmen, und oft seine Stellung zu verändern, um dem Feinde auszuweichen, und sich durch Thätigkeit und Wachsamkeit gegen dessen Unternehmungen zu





sichern; dabey aber blieb er den feindlichen Armeen immer ganz nahe zur Seite, damit sie sich nicht gegen den Prinzen Heinrich wenden möchten, der die Russen beobachtete. Bey Goldberg erbeuteten die Preußischen Husaren einen großen Theil der feindlichen Bagage, worunter sich auch die ganze Equipage des Generals Lascy befand. Der König befahl, diese letztere nicht zu berühren; er schickte sie dem Feldherrn zu, von einem Trompeter begleitet, der zugleich ein sehr schönes, artiges, zum Gefolge des Generals gehöriges Tyroler Mädchen demselben zurückführen mußte. Nur allein eine große sauber gezeichnete Charte von allen Oesterreichischen Lägern in den Feldzügen von 1758 und 1759 behielt Friedrich von der Beute zurück, und da Lascy auch um diese Charte ansuchte, erfolgte die Antwort, er sollte sie haben, so bald sie copirt seyn würde.

Die Russen, die sich noch auf der andern Seite der Oder ohnweit Breslau befanden, waren gar nicht mit den behutsamen Bewegungen der Oesterreicher zufrieden. Sie glaubten, daß, da man den König nicht gehindert habe, über die Elbe, Spree und Bober zu gehn, es ihm auch jetzt nicht verwehrt werden würde, die Oder zu passiren, sich mit dem Prin-

zen Heinrich zu vereinigen, und sodann mit seiner ganzen Macht auf sie zu fallen. „Es „kostet dem König nur einen seiner gewöhnli„chen starken Märsche und Kunstgriffe,„ sagte der Feldmarschall Soltikow, „um dieses zu be„wirken.„ Er erklärte dabey ausdrücklich, daß er, so bald man den König über die Oder gehen ließe, sich nach Pohlen zurückziehn würde.

Diese Drohung nöthigte Daun eine Schlacht zu wagen, um den König aufzuhalten. Den 15ten August sollte das Preußische Lager bey Liegnitz angegriffen werden. Die Lage desselben war nicht vortheilhaft, und der feindliche Entwurf vortrefflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich ein Seitenstück zu Hochkirch liefern. Die weitere Absicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuschneiden, ja selbst den Rückzug nach Glogau zu versperren. Man war im Oesterreichischen Lager von dem glücklichen Erfolg zum voraus so sehr überzeugt, daß die Soldaten daselbst sagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen, und ihn sodann zuschnüren würde. Der König erhielt zufällig erst am Abend vor der Ausführung von diesem Vorhaben Nachricht; auch

erfuhr er die vorgedachte Prahlerey. Er erzählte sie selbst bey der Tafel, und fügte hinzu: „Die Oesterreicher haben nicht ganz un„recht; aber ich denke in dem Sack ein Loch „zu machen, das sie Mühe haben werden aus„zubessern.„ Er war seiner übeln Stellung halber, des Ueberfalls bey Hochkirch eingedenk, nicht ohne Sorge gewesen, allein dennoch hatte er wegen gewisser Proviant-Maaßregeln aufgeschoben, das unvortheilhafte Lager zu verlassen. Die Nacht am 14ten war dazu bestimmt. Der Englische Gesandte Mitchel, voll der Besorgniß eines schrecklichen Angriffs, verbrannte einen Theil seiner Papiere, wollte sich aber nicht entfernen.

Auf die erhaltene Nachricht bereitete sich Friedrich zur Schlacht, und sogleich war sein Entwurf gemacht. Mit Anbruch der Nacht verließ er mit der Armee das Lager, dessen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden; desgleichen mußten Husaren-Patrouillen alle Viertelstunden das nächtliche Lager-Geschrey fortsetzen. Eben dies geschah auch im Lager der Oesterreicher, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieser Truppen gemäß durch zurückgelassene Tamboure um Mitternacht die Schaarwache

geschlagen; so daß beide Heere zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel ihre Feinde zu täuschen suchten, und beide, durch einen sonderbaren Zufall, mit Schatten kämpften. Nun zog sich Friedrich auf die Anhöhen bey Liegnitz, und stellte sich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung *). Es war eine ungemein schöne Sommernacht. Der gestirnte Himmel hatte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehe-

*) Der Verfasser befand sich bey dieser Schlacht, und bestätigt daher die Meinung derjenigen, die da behaupten, der König habe die Laudonsche Armee hier erwartet, einen Angriff beschlossen, und sich dazu bereit gemacht; denn wozu sonst, wenn man die Schlacht als zufällig annehmen wollte, das schlachtmäßige Aufmarschiren der Truppen auf den Anhöhen? Wozu das Haltmachen von Mitternacht bis Tagesanbruch, da nichts den Marsch aufhielt? Hiedurch wären ja die Vortheile des verdeckt gebliebenen Aufbruchs ganz vereitelt worden. Durch diesen höchst unnützen Zeitverlust (eine Handlungsart, die Friedrich nie eigen war) hätten ja die feindlichen Armeen die höchst erwünschte Gelegenheit bekommen, die zögernden Preußen einzuhohlen, und entweder sie bey Tage mit aller ihrer Macht anzugreifen, oder doch ihren weitern Marsch, und ihre fernere Subsistenz auf alle nur mögliche Weise zu hindern. Die Armee stand, bey Tagesanbruch, in völliger Schlachtordnung; nur als der Angriff geschah, wurden in der Stellung einiger Regimenter des zweyten Treffens, und mit einem Theil der Cavallerie vom rechten Flügel einige Aenderungen gemacht.

te. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich zwar mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein sie waren munter, und da sie nicht singen durften, so unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Officiere gingen spatzieren, und die Generale ritten herum, um alles Nöthige zu beobachten. Der König saß auf einer Trommel, ganz nach dem erhabenen Bilde eines großen Dichters, der in den Preußischen Kriegsliedern singt:

„Auf einer Trommel saß der Held
„und dachte seine Schlacht,
„den Himmel über sich zum Zelt,
„und um sich her die Nacht.„

Es fing eben an zu dämmern, als sich Laudon näherte, der mit seiner 30,000 Mann starken Armee den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen sollte, von welchem er, der vorigen Stellung nach, sich noch entfernt zu seyn glaubte. Bald aber wurde er mit Erstaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor sich hatte, dessen zweytes Treffen auf ihn sogleich losfiel, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erste Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns bestimmt, der seinem rechten Flügel gegen über stand. Laudon, der sich auf

die Unterstützung seines Ober-Feldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, sondern bot den Preußen die Spitze, und überließ den Ausgang der Tapferkeit seiner Truppen, und dem ihn so oft begleitenden Glück. Er ließ seine Cavallerie auf die Preußische einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräste getrieben wurde, wo sie sich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte; und nun rückte die Preußische Infanterie vor, und schlug auch nach einem hartnäckigen Kampf die Oesterreichische Infanterie aus dem Felde. Die letztere machte jedoch noch einen Versuch mit einer ganzen Colonne durch das vor der Preußischen Fronte liegende Dorf Panten zu rücken, allein die Preußen steckten es durch Haubitz-Grenaden in Brand, und zwangen die Feinde das Gefecht auf den linken Flügel einzuschränken. Die Hoffnung der letztern auf Hülfe wurde vereitelt; denn Daun erfuhr erst spät den Angriff des Königs, da die obwohl nur eine halbe Meile entfernte Oesterreichische Haupt-Armee wegen eines eben entstandenen widrigen Windes nichts von dem Knallen des Geschützes hören konnte; überdem wußte ihr Feldherr bey seiner Ankunft ins verlassene Preußische Lager gar nicht, wo die Armee, die man so gut als

geschlagen glaubte, hingekommen war, und da er sich endlich dem Kampfplatz näherte, so konnte er wegen des Terrains nicht anders als mit großem Nachtheil das ihn erwartende erste Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Versuche vorzudringen, allein sie mißglückten. Laudon, der alles gethan, und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von 10,000 Mann, drey und zwanzig Fahnen, und zwey und achtzig Canonen; 6000 Oesterreicher waren gefangen, und 4000 waren todt oder verwundet. Bey Friedrichs Heere hingegen zählte man 1800 Todte und Verwundete.

Es war ein sehr schöner Morgen. Die Sonne beschien den blutigen Wahlplatz, die Leichen und Sterbenden; allein sie beleuchtete auch eine angenehme rührende Scene. Das Regiment von Bernburg, das, wie oben erzählt, bey Dresden ausgezeichnet herabgesetzt war, ging mit dem Vorsatz in die Schlacht, die verlohrne Ehre wieder zu erkämpfen, oder sich dem Kriegs-Dämon aufzuopfern. Dieser Entschluß, der ohne Unterschied des Ranges oder des Alters in jeder Brust Wurzel faßte, und dessen Keime die tiefgebeugten Officiere sorg-

fältig entwickelten, erzeugte eine bewundrungswürdige Tapferkeit, ganz des Preußischen Nahmens würdig. Dem König blieb sie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit bey dem Regiment vorbey. Die Officiere schwiegen, in der stillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit; vier alte Soldaten aber fielen ihm in Zügel, umfaßten seine Knie, beriefen sich auf ihre gethane Pflicht, und fleheten um die verlohrne Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja Kinder! Ihr sollt sie „wieder haben, und alles soll vergessen seyn.„ Noch den nämlichen Tag erhielt das Regiment die entzogenen militairischen Waffen und Zierathen, und Friedrich machte selbst bey der Parole das tapfere Verhalten des Regiments, und die völlige Begnadigung desselben bey der ganzen Armee bekannt.

Diese Schlacht bey Liegnitz dauerte nur zwey Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäischen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben lag, und die arbeitenden Volks-Classen sich erst von ihrem Nachtlager erhoben, waren hier bereits große Thaten geschehn und vollendet. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Russen und Oesterreicher hin-

derte, und alle ihre auf die Schlesischen Festungen gemachten Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und sodann setzte er sich sogleich in Marsch; ein Marsch, der durchaus einzig in seiner Art und erstaunenswürdig war; der Aufzeichnung so sehr werth, wie irgend eine große Begebenheit des gegenwärtigen Kriegs; denn diese von der Blutarbeit abgemattete und von zahlreichen Heeren umringte Armee mußte ohne Rast und ohne allen Zeitverlust fortrücken, und dabey alles eroberte Geschütz, alle Gefangene, und auch alle Verwundete mitnehmen. Man packte die letztern auf Mehl- und Brotwagen; auch andre Wagen und Chaisen nahm man dazu, sie mochten gehören wem sie wollten; selbst der König gab die seinigen her. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmen Befehlshaber wurden hergegeben, um die Verwundeten, die noch reiten konnten, fortzubringen. Die ledigen Mehlwagen schlug man in Stücken, und spannte die Pferde vor die erbeuteten Canonen. Von den feindlichen Gewehren mußte ein jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen. Nichts wurde zurückgelassen oder vergessen, erheblich oder unerheblich; es war

Beute. Auch nicht ein einziger Verwundeter blieb zurück, weder von den Preußen, noch von den Oesterreichern, so daß um 9 Uhr, vier Stunden nach geendigter Schlacht, dies so unvorbereitet neu belastete Heer, mit dem ganzen ungeheuern Troß, schon im vollen Marsch war.

Alle diese mannigfaltigen vortrefflichen Anstalten wurden in der größten Geschwindigkeit von dem General Saldern gemacht, einem Mann, der die seltenste Thätigkeit mit der ausgebreitetsten Kriegskenntniß und einem unbesiegbaren Muthe verband, und der von Friedrich sehr oft zu Rathe gezogen wurde. Er schien zum Feldherrn gebohren, und ob er gleich wegen seines Ranges als General-Major keine Armee anführte, so gehörte er doch zu den größten militairischen Genies dieses Jahrhunderts. Sein Aeusseres war das Bild des Kriegsgottes, groß, sehr wohl gebildet, voll Majestät und Würde. Immer bey der Armee des Königs gegenwärtig, leistete er ihm die wichtigsten Dienste, so wohl durch Ausführung sehr schwieriger und verwickelter Aufträge, als durch sein Commando in der Linie des Treffens.

Der Zug der so außerordentlich belasteten Armee ging den nämlichen Tag noch drey Mei-

len, und zwar nach Parchwitz zu, in dessen Nähe Czernichef mit 20,000 Russen die Oder deckte. Der König befand sich jedoch ungeachtet seines Sieges in einer schrecklichen Lage. Die Proviant-Wagen waren leer. Er hatte den 16ten August nur noch auf einen Tag Brot, außer dem kleinen Vorrath, den die Soldaten auf ihrem Rücken trugen. Wenn die Russen ihren Posten behaupteten, so konnte er nichts aus seinen Magazinen in Breslau ziehen; und um nach Schweidnitz zu marschiren, mußte er sich zuvor mit allen Oesterreichischen Armeen vereinigt schlagen. Wollte er auch dies mit seiner so sehr ungleichen Truppenzahl wagen, so war ein glücklicher Erfolg doch kaum denkbar, wegen des Transports von 6000 Gefangenen, von den erbeuteten Canonen, und von einigen tausend Verwundeten, die man während der Schlacht bedecken mußte. Die Russen machten jedoch dieser Unruhe bald ein Ende. Die Haupt-Armee dieser Nation zog sich über die Oder zurück, wobey die Befehlshaber zu ihrer Rechtfertigung sagten, daß, da sie in fünf Tagen keine Nachricht von den Oesterreichern erhalten hätten, so müßten sie entweder eine gänzliche Niederlage, oder eine völlig abgeschnittene Communication ver-

muthen; jetzt also war der Weg nach Breslau den Preußen völlig offen. Der Russische General Czernichef stand aber noch mit einem Corps diesseits der Oder. Um auch seinen Rückzug zu beschleunigen, bediente sich der König folgender List: Er schrieb an den Prinzen Heinrich, meldete ihm seinen Sieg über die Oesterreicher, und seinen Entschluß die Oder zu passiren, um auch die Russen anzugreifen, wobey er seinen Bruder erinnerte, deshalb die verabredeten Bewegungen zu machen. Dieser Brief wurde einem Bauer gegeben, mit dem nöthigen Unterricht, wie er von den Russen aufgefangen werden könnte. Die List hatte den besten Erfolg, und kaum hatte Czernichef den Brief gelesen, so eilte er über den Fluß zu kommen. Nun hatte des Königs bedenkliche Lage ein Ende, die nie, selbst nicht vor der Schlacht bey Leuthen, so gefährlich gewesen war, als jetzt vor der Schlacht bey Liegnitz; denn damahls war von der rauhen Jahreszeit noch manche Hinderniß für die Sieger zu erwarten, auch waren die Russen nach ihrem Lande gezogen; jetzt aber war der Winter noch sehr entfernt, und die Russische Haupt-Armee in der Nähe; hiezu die ganze Macht Oesterreichs. Der Sieg über Laudon wandte

alle diese Gefahren ab. Nie war der König vergnügter. Er konnte sich nun mit seinem Bruder Heinrich vereinigen. Das Kriegsglück, das ihn einige Zeit her so sehr verfolgt hatte, schien ihn jetzt wieder anzulächeln. Er hatte eine Schlacht gleichsam auf dem Marsch gewonnen, und zwar auf eben dem Felde, wo im Jahr 1241 zwischen den christlichen Nationen und den Tatarn ein großes blutiges Treffen geliefert wurde. Ein wenig Tage darauf an den Marquis d'Argens geschriebener Brief des Königs zeigt seine damahligen Gesinnungen:

„Ehedem," schrieb Friedrich, „mein lieber Marquis, würde die Schlacht vom 15ten „August viel entschieden haben; jetzt aber ist „es nur eine kleine Balgerey. Eine große „Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen, und alsdann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für „uns vortheilhaft ist. Ich danke Ihnen indessen für den aufrichtigen Antheil, den Sie „an diesem Vorfall nehmen. Es waren nicht „wenig Künste erforderlich, um die Dinge bis „zu diesem Punct zu führen. Sprechen „Sie doch nicht von Gefahren. Diese letzte

„Schlacht hat mir nur ein Kleid und ein
„Pferd gekostet; das heißt den Sieg wohlfeil
„erkauft. Ich habe den Brief nicht empfan-
„gen, den Sie anführen. Unsre Correspon-
„denz ist wie blokirt; denn die Russen stehn
„auf der einen Seite der Oder, und die Oe-
„sterreicher auf der andern. Es wurde ein
„kleines Gefecht erfordert, um dem Adjutan-
„ten Cocceji den Weg zu bahnen. Ich hoffe,
„daß er Ihnen meinen Brief eingehändigt ha-
„ben wird. Nie in meinem Leben bin ich in
„einer so critischen Lage gewesen, als in die-
„sem Feldzuge. Glauben Sie gewiß, daß
„noch eine Art von Wunder erforderlich ist,
„um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen,
„die ich vorhersehe. Ich werde ohnfehlbar
„meine Pflicht thun; aber erinnern Sie Sich
„beständig, mein lieber Marquis, daß ich nicht
„das Glück leiten kann, und daß ich verbun-
„den bin, sehr viel auf den Zufall bey mei-
„nen Entwürfen zu rechnen, da mir die Mit-
„tel fehlen, sie selbstständig zu machen. Es
„sind Hercules-Arbeiten, die ich endigen soll,
„und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich
„verlassen, wo die Kränklichkeit meines Kör-
„pers zunimmt; und, um die Wahrheit zu
„sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost

„der Unglücklichen, selbst anfängt mir zu feh-
„len. Sie sind nicht genug von den Angele-
„genheiten unterrichtet, um Sich eine deutli-
„che Vorstellung von allen den Gefahren zu
„machen, die den Staat bedrohn. Ich kenne
„sie, und verhehle sie. Ich behalte alle Be-
„sorgnisse für mich, und theile der Welt nur
„die Hoffnungen, oder die wenigen angeneh-
„men Neuigkeiten mit, die mir zu Gute kom-
„men. Wenn der Streich, den ich im Sinn
„habe, glückt, alsdann, mein lieber Mar-
„quis, wird es Zeit seyn, sich der Freude zu
„überlassen. Ich führe hier das Leben eines
„kriegerischen Mönchs. Meine Angelegenhei-
„ten beschäfftigen nicht wenig meinen Geist; die
„übrige Zeit widme ich den schönen Wissen-
„schaften, die mein Trost sind, so wie sie es
„jenem großen Consul, dem Vater seines Lan-
„des und der Beredsamkeit, waren. Ich weiß
„nicht, ob ich diesen Feldzug überleben werde;
„geschieht es, so bin ich fest entschlossen, mei-
„ne übrigen Tage in der Entfernung von Un-
„ruhen, im Schooß der Philosophie und der
„Freundschaft zuzubringen. Noch weiß ich
„nicht, wo wir unser Winter-Quartier haben
„werden. Mein Haus in Breslau ist durch
„das letzte Bombardement in die Asche gelegt.
„Un-

„Unsre Feinde beneiden uns so gar das Licht „des Tages, und die Luft, die wir athmen; „dennoch müssen sie uns einen Ort übrig las„sen, und wenn er sicher ist, so werde ich mich „freuen, Sie dort zu sehn. Was wird aus „dem Frieden zwischen Frankreich und England „werden? Sie sehn, mein lieber Marquis, „daß Ihre Landsleute blinder sind, als Sie „glaubten; sie verlieren Canada und Pondi„chery, um der Königin von Ungarn und der „Czarin von Rußland gefällig zu seyn. Gebe „doch der Himmel, daß Prinz Ferdinand sie „für ihren Eifer belohnen möge.„

Der regierende Herzog von Wirtemberg, der nicht bloß als Reichsstand die bestimmte Reichshülfe an Soldaten lieferte, sondern persönlichen Antheil an diesem Kriege nahm, war mittlerweile mit 12,000 Mann seiner eignen Truppen nach Sachsen gekommen. Vorher agirte dieser Fürst gemeinschaftlich mit den Franzosen; jetzt wollte er sein Kriegsglück in Verbindung mit den Oesterreichern versuchen, wobey er keine Subsidien verlangte, sich aber die Brandschatzungs-Gelder vorbehielt, die er in den feindlichen Ländern erpressen würde; auch wurden die von ihm betretenen Preußischen und Hessischen Provinzen mit großer

Strenge behandelt. Die Stadt Halle mußte an ihn 75,000 Reichsthaler erlegen. Im August stieß er zur Reichs-Armee, die 35 Bataillone Infanterie, und sieben Cavallerie-Regimenter stark war, wozu noch von den Oesterreichern unter Haddicks Anführung sieben Infanterie- und sechs Cavallerie-Regimenter, nebst 2000 Croaten kamen. Hülsen, der bey Meißen stand, verließ diesen Posten bey Annäherung einer so großen Uebermacht, und bezog ein verschanztes Lager bey Strehlen. Hier wurde er den 18ten August von allen Seiten angegriffen. Man hoffte die Scene von Maxen zu erneuern. Die Preußen aber behaupteten ihre Stellung, schlugen den Feind nach einem sehr lebhaften Gefecht zurück, und machten 1300 Gefangene. Nach diesem Treffen marschirte Hülsen nach Torgau, um seine Magazine zu decken. Hier verschanzte er sich, und behauptete sein Lager sechs Wochen lang, bis ihn der Mangel an Subsistenz nöthigte diesen Posten zu verlassen. Er machte nun einen meisterhaften Rückzug nach Brandenburg. Auf diese Weise war ganz Sachsen bis auf Torgau und Wittenberg abermahls von den Preußen geräumt, die jedoch beym Abschiede versprachen bald wiederzukommen.

So war die Lage der Preußischen Angelegenheiten in Sachsen. In Schlesien war Daun durch den Rückzug der Russen, und durch die meisterhaften Bewegungen des Königs genöthigt worden, sich nach der Schlacht bey Liegnitz in die Gebirge zu ziehn, um nicht von Böhmen abgeschnitten zu werden. Friedrich machte deshalb einen sehr verwegenen Marsch, und ging trotz des heftigsten Canonen-Feuers mit seiner ganzen Armee ganz nahe am feindlichen Lager vorbey. Soltikow hatte jetzt auch alle Entwürfe zur Vereinigung mit den Oesterreichern aufgegeben, und wurde durch den Preußischen General Goltz beobachtet, der mit einem Corps von 12,000 Mann bey Glogau stand, nachdem die übrigen Truppen zum König gestoßen waren. Verschiedene große für die Preußen glückliche Scharmützel bestätigten die Rückkehr des Glücks auf die Seite Friedrichs. Bey Hohen-Friedberg trieb Ziethen den überlegenen Feind bis unter die Canonen von Laudons Lager, und machte 400 Gefangene. Ohnweit Reichenau wurde das Becksche Corps angegriffen, wobey 800 Croaten den Preußen in die Hände fielen, und in Wahlstadt nahm der General Krokow 300 Oesterreicher gefangen. Bey Hohen-Giersdorf

in den Gebirgen kam es im Angesicht beider Armeen zwischen abgesonderten Kriegsschaaren zu einem großen Gefecht, wobey die Oesterreicher 600 Grenadiere und vierzehn Canonen verlohren. Die Canonade dauerte achtzehn Stunden. Sämmtliche Heere rückten immer tiefer in die Gebirge, und standen endlich so nahe an einander, daß man mit Canonen die beiderseitigen Läger bestreichen konnte. Es wurde jedoch unterlassen, weil es nichts gefruchtet hätte; selbst das Schießen mit dem kleinen Gewehr bey den Vorposten war verboten, so daß alles das Ansehn eines Waffen-Stillstands hatte; die äußersten Vorposten und Patrullen beider Theile sprachen mit einander, und wenn die letztern zusammenstießen, und eine Partey in der Nacht von ihrem Wege abgekommen war, so wurde sie von der andern freundlich zurecht gewiesen.

Diese Methode, dem Feind nahe unter die Augen zu rücken, die der König oft gebrauchte, setzte die Oesterreichischen Feldherren gewöhnlich in Verwirrung, veränderte ihre Plane, und machte sie in ihren Unternehmungen unschlüssig. Eine solche Dreistigkeit, wodurch man sich über alle gebräuchliche Regeln wegsetzte, erzeugte überdem noch andre Vor-

theile; allein seit Cäsars Zeiten hatte kein Heerführer in Europa sich dieses trefflichen Mittels bedient, bis Friedrich, der die Thaten dieses Größten der Römer, den er selbst für seinen Meister in der Kriegskunst erkannte, unablässig studirte, es auch bey seinen Feldzügen anwandte. Es war auch jetzt von großer Wirkung; denn Daun gab alle seine Entwürfe für die gegenwärtige Zeit auf, verkroch sich bey aller seiner Uebermacht in die Gebirge, und war nur auf die Erhaltung seines Heeres bedacht.

---

# Neuntes Buch.

Die in Pommern befindlichen Russen waren indessen nicht müßig. Eine Russische Flotte, commandirt von dem Admiral Mischakow, war im August auf den Küsten dieser Provinz angekommen, und nun wurde Colberg von sieben und zwanzig Russischen Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardier-Galliotten zu Wasser, und von 15,000 Mann zu Lande förmlich belagert. Hiezu kam noch eine Schwedische Escadre von sechs Linienschiffen und zwey Fregatten, die zu der Russischen Belagerungs-Flotte stießen. Der General Demidow, der 8000 Russen auf Schiffen herbey geführt hatte, die sich mit den andern von der Haupt-Armee vereinigten, commandirte die Belagerung zu Lande, die von drey Seiten zugleich geschah. In vier Tagen warf man über sieben hundert Bomben in die Stadt, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Alles war auch zum Sturm bereitet. Dieser Versuch der Belagerung aber gelang nicht besser, als der vorige. Heyden wehrte sich abermahls aufs tapferste, ohne auf den

Feuer-Regen zu achten, der die Stadt verheer- te; auch seine Bürger sahen ohne Murren ih- re Häuser im Rauch aufgehn. Ihr Muth blieb unerschüttert, bis der General Werner aus Schlesien zum Entsatz herbey eilen konnte. Er hatte nur 5000 Mann bey sich, allein mit diesen marschirte er vierzig Meilen in zwölf Tagen, und so kam er den 18ten September am 26sten Tage der Belagerung bey Colberg an, wo er die Russen sogleich mit dem Säbel in der Faust überfiel. Diese, durch die große Entfernung der Preußischen Armeen sicher ge- macht, träumten nicht die Möglichkeit eines Entsatzes, daher war das kleine Corps des Werner vermögend, ein solches Schrecken un- ter ihnen zu verbreiten, daß sie nicht allein so- fort die Belagerung aufhoben, sondern auch mit der größten Uebereilung davonflohen. Sie gaben dabey ihre Canonen, Munition, Zelter, Fourage, Bagage, und selbst ihren nothdürf- tigen Proviant preis, um sich vor den anrü- ckenden Preußen in Sicherheit zu setzen. Ein Theil rettete sich auf die Schiffe, die andern entflohen zu Lande. Werner machte einige hundert Gefangene, und nun zeigte er sich als Sieger am Ufer des Baltischen Meers. Das Schrecken bemächtigte sich nun auch der See-

leute auf eine unerhörte Weise; sie glaubten sich auf ihren Kriegsschiffen vor den Preußischen Husaren nicht sicher. Die Flotte hob die Anker, und eilte in die hohe See. Die Patrioten ließen eine Denkmünze auf diese außerordentliche Begebenheit schlagen, bezeichnet mit den Worten Ovids: Res similis fictae, und Ramler besang diese Befreyung seiner Vaterstadt in einer vortrefflichen Ode.

Werner, der eine so schöne Unternehmung ausgeführt, und keine Russen mehr zu besiegen hatte, wandte sich nun gegen die Schweden. Er überfiel sie in der Vorstadt von Pasewalk, nahm ihnen acht Canonen weg, hieb 300 Mann nieder, und machte 600 Gefangene. Die Stadt selbst wäre erobert worden, allein der Feind machte Miene sie in Brand zu stecken, welches Werner zum Schaden der Preußischen Einwohner nicht veranlassen wollte. Er ging nach Mecklenburg, und trieb hier Kriegssteuern ein, bis ihn die Bewegungen der Russen wieder nach Pommern riefen. Die so oft erprobte Tapferkeit der Wernerschen Husaren veranlaßte den König, ohne Rücksicht auf die festgesetzte Ordnung und Anzahl, dem General zu bewilligen, sein Regiment so stark zu machen als er selbst wollte und konnte.

Nach seiner jedesmahligen Angabe geschahe die Verpflegung.

Dieser General, ein gebohrner Ungar und Protestant, hatte den Oesterreichischen Dienst verlassen, wo man nach den damahligen dunkeln Begriffen mehr auf seine Religion, als auf seine Verdienste sah, und daher seine Beförderung verzögerte. Zu dieser Zurücksetzung kam der ihn verfolgende Haß des Generals Nadasti, und nun ging Werner in Preußische Dienste, wo ihn der König mit Vergnügen aufnahm. Ehrgeitz, Haß und Rache, vereinigten sich jetzt bey diesem General, um den Feinden Preußens, die nun auch die seinigen waren, seinen Werth und ihren Verlust zu zeigen. Vorzüglich war Nadasti sein Augenmerk; ihn gefangen zu nehmen, war der größte seiner Wünsche. Rastlos verfolgte er ihn auf Märschen und in Quartieren, wo er ihm oft in der Nacht auf ungebahnten Wegen im Rücken erschien, und ihn unaufhörlich beunruhigte, ja mehr als einmahl auf dem Punct war seinen großen Wunsch erfüllt zu sehn. Vielleicht wäre es ihm endlich doch gelungen, wenn der mit dem Hofe unzufriedene Nadasti nicht das Oesterreichische Heer verlassen hätte.

Der Sommer war zu Ende. Die unfreundliche Jahreszeit näherte sich, und so wohl Oesterreicher als Russen fingen an auf ihre Winter-Quartiere zu denken. Indessen war die Idee, mit so zahlreichen und überlegenen Heeren in dem ganzen Feldzug nichts ausgeführt zu haben, nicht wenig demüthigend für Friedrichs Feinde. Hiezu kam die üble Lage Dauns in den Gebirgen, wo die Zufuhr so beschwerlich, und das Vorrücken fast unmöglich war, daher ihm nichts als ein Rückzug nach Böhmen übrig blieb. Man sann auf alle nur erdenkliche Mittel, den König zu entfernen. Ein Marsch der Russen nach Berlin schien dazu die wirksamste Maaßregel zu seyn. Um Soltikow dahin zu vermögen, erbot sich Daun die Unternehmung durch ein Hülfs-Corps zu unterstützen. Zwanzig tausend Russen unter Czernichef, und funfzehn tausend Oesterreicher unter Lascy und Brentano, traten daher ihren Marsch nach Brandenburg an, den Soltikow mit seiner ganzen Macht in der Entfernung deckte. So anziehend war der Prospect der Beute in einer Königlichen Residenz, daß die sicher dahin ziehenden Oesterreicher, ohne Rasttag zu halten, so starke Märsche thaten, als man bey ihnen sonst nicht gewohnt war; sie legten vierzig Meilen

in zehn Tagen zurück. Der Russische General, Graf Tottleben, ein Deutscher, der lange in Berlin gelebt hatte, führte den Vortrab des Russischen Corps, und da hier alles von dem Erstkommenden abhing, so eilte er dermaßen, daß er den 3ten October, am sechsten Tage nach dem Abmarsch von Beuthen in Schlesien, mit 3000 Mann vor den Thoren von Berlin stand.

Diese ungeheure Königsstadt ohne Wälle und Mauern war nur mit 1200 Mann Garnison-Truppen besetzt, und folglich ganz außer Stande sich zu vertheidigen. Der Commandant, General Rochow, eben derjenige, der zwey Jahr zuvor einen Besuch von den Oesterreichern gehabt hatte, wurde jedoch von Männern, die Ehrfurcht verdienten, zur Gegenwehr aufgemuntert. Dies war der Rath des alten Feldmarschalls Lehwald, und des verwundeten großen Generals Seydlitz, die sich beide damahls nebst dem General Knoblauch in Berlin befanden, und aus Patriotismus sich herabließen, kleine Schanzen vor den Stadtthoren in Person zu vertheidigen. Alles ergriff die Waffen, selbst Invaliden und Kranke. Auf die abgeschlagene Aufforderung erfolgte noch am nämlichen Tage der Ankunft ein Bom-

bardement mit Feuerkugeln und Haubitz-Grenaden, und in der Nacht wurden zwey Thore heftig bestürmt. Die Flammen brachen an verschiedenen Orten aus; sie wurden aber bald gelöscht, und die Stürmenden muthig zurückgeschlagen. Das edle Beyspiel mit Ruhm gekrönter Feldherren, die hier ihres Ranges und Alters uneingedenk Subalternen-Dienste thaten, stählte den Muth eines jeden Streiters, und ersetzte die fehlende Anzahl der Soldaten. Die Russen gaben den Sturm auf. Den folgenden Tag kam der Prinz Eugen von Wirtemberg mit 5000 Mann der Stadt zu Hülfe. Er war neun Meilen in einem Tage marschirt, und wurde mit seinen Kriegern in Berlin wie vom Himmel gesandte Erretter empfangen. Die Bürgerschaft schaffte in der Geschwindigkeit eine Menge Ochsen und andre Schlachtthiere an, die nebst vielen hundert Tonnen Bier und Branntwein an diese Truppen vertheilt wurden. Kaum hatten sie sich ein wenig erhohlt, so griff der Prinz, ihr Anführer, den General Tottleben an, und trieb ihn bis Cöpenick zurück.

Nun aber zeigte sich das Corps des Czernichef. Dieser Feldherr war jedoch im Begriff sich ohne Kampf auch zurück zu ziehn, al-

lein die schon so oft wirksam gewesene Bered-samkeit des Französischen Abgeordneten, Montalembert, verhinderte es. Tottleben wurde ansehnlich verstärkt, und nun rückte er abermahls vor, da denn die Preußen wegen Uebermacht sich zurückziehn mußten. Mittlerweile traf aber auch Hülsen mit seinem Corps aus Sachsen in Berlin ein. Nun war man stark genug, sich vor den Thoren der Königsstadt zu behaupten, und wäre dieses nur einige Tage lang geschehn, so war Berlin gerettet; denn Friedrich selbst war schon in vollem Anzuge aus Schlesien, und der Rückmarsch der beiden großen Corps, so wohl der Oesterreicher als der Russen, war bereits in einem Kriegsrath förmlich beschlossen, noch ehe man die Stadt im Besitz hatte. Die Preußischen Befehlshaber aber glaubten zu viel zu wagen, da sie erfuhren, daß die Haupt-Armee der Russen schon in der Gegend von Frankfurt an der Oder angekommen, und der General Panin mit sieben Regimentern unterwegs war, um zu Czernichef zu stoßen. Ueberdem schien es fast unmöglich, mit 14,000 Mann eine offene Stadt zu vertheidigen, die mehr als zwey Meilen im Umfang hat, und durch Bomben unaufhaltbar verwüstet worden wäre. Im freyen Felde wollte

man auch kein Treffen wagen, weil nach einer Niederlage Berlin eine nichts verschonende Plünderung zu erwarten hatte. Beide angekommene Preußische Corps marschirten daher nach Spandau, und überließen diese Königsstadt ihrem Schicksal.

Dies Schicksal war minder schrecklich, als man erwarten konnte. Die Stadt capitulirte nun ohne Verzug, und ergab sich an Tottleben, der hier eine Menge alter Freunde fand, sich der angenehmen hier verlebten Tage erinnerte, und daher die Residenz mit einer Gelindigkeit behandelte, die mit den gewöhnlichen Grausamkeiten der Russen sehr contrastirte. Am meisten aber trug zu dieser günstigen Behandlung ein Berliner Kaufmann bey, Nahmens Gotzkowsky, einer von den seltnen Menschen, die mit Tugenden, Fähigkeiten und Starkmuth ausgerüstet, bisweilen zum Wohl ganzer Staaten gebohren und dann durch Zufälle in die Lage gesetzt werden, jene glänzenden Eigenschaften zu zeigen. Dieser würdige Patriot, den das Glück mit Reichthum gesegnet hatte, wovon er den edelsten Gebrauch machte, war hier der Schutzgeist Berlins; er rettete nicht allein die Königsstadt in diesem critischen Zeitpunct, sondern seine Rathschläge,

seine Handlungen, seine Aufopferungen hatten großen Einfluß auf den ganzen Krieg. Er bestimmte den Magistrat der Stadt, sich den Russen, die doch nur Hülfsvölker bey der großen Fehde waren, und nicht den Oesterreichern zu ergeben, von welchen letztern als von Hauptfeinden man keine Schonung hoffen konnte. Die Großmuth, mit welcher Gotzkowsky nach der Zorndorfer Schlacht viele von den gefangenen Russischen Officieren unterstützt hatte, war bey den Armeen der Russen nicht unbekannt geblieben, und verschaffte ihm die Hochachtung der jetzigen Befehlshaber in Berlin, so wie auch die Freundschaft des Ober-Befehlshabers Tottleben. Er benutzte diese aufs thätigste zum Vortheil der Stadt. Stündlich erschien er mit Bitten und Vorstellungen sowohl fürs gemeine Beste, als für Privat-Personen, die, bekannt oder unbekannt, alle zu ihm ihre Zuflucht nahmen, ja mit ihren Effecten in sein Haus als eine Freystätte flüchteten. Um seine Bitten annehmlich zu machen, so waren sie immer mit kostbaren Geschenken an Gold und Juwelen begleitet, die er nie der Stadt berechnete.

Tottleben verlangte vier Millionen Reichsthaler Contribution, und war anfangs unbe-

weglich bey allen Vorstellungen. Er berief sich auf die vom General Fermor erhaltene ausdrückliche Ordre, diese Summe, und zwar nicht in den schlechten circulirenden Münzsorten, sondern in altem Gelde einzutreiben, oder zu plündern. Alle Einwohner von Berlin waren in Verzweiflung. Endlich gelang es dem patriotischen Kaufmann, allein durch Aufopferung großer Summen seines eignen Vermögens, die verlangte Contribution bis auf 1,500,000 Reichsthaler, und 200,000 Reichsthaler als ein Geschenk für die Truppen, zu vermindern; auch wurde anstatt des alten Geldes das neue damahls gangbare von geringerm Gehalt angenommen. Mit dieser Nachricht flog Gotzkowsky aufs Rathhaus, wo ihn der versammelte Magistrat wie einen Engel empfing. Die Douceur-Gelder wurden gleich bezahlt, so wie 500,000 Reichsthaler von der Contributions-Summe; für die restirende Million aber wurden von der Kaufmannschaft Wechsel gegeben.

Die Russen wollten mit niemand als mit Gotzkowsky zu thun haben, der Tag und Nacht auf den Straßen zubrachte, jeden Unfug den Befehlshabern anzeigte, viel Unglück verhinderte, und die Leidenden tröstete. Fermors

Befehl

Befehl war, daß alle Königliche Fabriken geplündert, und hernach zerstört werden sollten; wobey das so genannte Lagerhaus, das den Preußischen Truppen das Tuch liefert, und die Gold- und Silber-Manufactur ausdrücklich genannt waren. Der 10te October war zu dieser Zerstörung bestimmt. Gotzkowsky erfuhr es in der Nacht, eilte zu Tottleben, und stellte ihm vor, daß diese so genannten Königlichen Fabriken nicht dem Könige gehörten, daß deren Ertrag in keine einzige seiner Cassen flösse, sondern ganz zum Unterhalt des großen Potsdamschen Waisenhauses verwandt würde. Gotzkowsky mußte diese Versicherung schriftlich mit einem Eide bestätigen, und nun waren diese Fabriken gerettet.

Auf diese Weise hing es ganz von Tottleben ab, dem König von Preußen unersetzlichen Schaden zuzufügen. Berlin, dies neuere Palmyra, wo prachtvolle Werke der Baukunst in zahlloser Menge sich mitten aus einem Sandmeer erheben, und unabsehbare Straßen anfüllen, war die größte Manufactur-Stadt in Deutschland, der Mittelpunct aller Kriegsbedürfnisse, ja die große Nährerin der Preußischen Heere. Hier befand sich ein ungeheurer Vorrath von Bagage, Uniformen, Waffen,

und von Kriegsgeräthe aller Art, und viele tausend Menschen waren unaufhörlich in ihren Werkstätten beschäfftigt, diesen Vorrath zu vermehren, oder den Abgang zu ersetzen. Nie blühete der Handel in Berlin so sehr als damahls. Man fand hier Kaufleute, die in Ansehung ihrer Reichthümer, ihres ausgebreiteten Credits, und der Größe ihrer Unternehmungen den vornehmsten Handelshäusern unsers Welttheils nichts nachgaben. Der Kaufmann Oehmigke lieferte zufolge eines Contracts innerhalb Jahresfrist 400,000 Mark feines Silber ins Münzamt. Der vorerwähnte Kaufmann Gotzkowsky contrahirte mit seinem König wegen einer Proviant-Lieferung, die 7,500,000 Reichsthaler betrug, und gleich darauf schoß er der Stadt Leipzig 800,000 Reichsthaler zur Contribution vor. Die Splitgersche Handlung, die das Monopol des Zuckers in der ganzen Monarchie hatte, und einige tausend Menschen allein ernährte, die neben ihren andern großen Handelszweigen auch Gewehr-Fabriken besaß, erhielt in diesem Kriege an einem Tage für gelieferte Gewehre und Rüstungen aus dem Königlichen Schatz vier Millionen Thaler. Kein Privat-Mann in Deutschland besaß vielleicht eine größere

mehr blühende Manufactur, als damahls der Kaufmann Wegeli. Die jüdischen Kaufleute Ephraim und Itzig hatten die Münze in der ganzen Monarchie gepachtet, und wußten diesen großen Staatshebel so wohl zu nutzen, daß sie den Wechsel-Cours der größten Handelsstädte nach Gefallen commandirten, und die reichsten Israeliten in Europa wurden.

So war der Flor Berlins beschaffen, als Tottleben es einnahm. Er behauptete seinen Posten als Ober-Befehlshaber, da Lascy sechs Tage später hier ankam, und mit großem Unwillen das gelinde Verfahren der Russen sah. Dieser Kaiserliche Feldherr vertrieb die Russische Wache vom Hallischen Thor mit Gewalt, und ließ es mit seinen Truppen besetzen; dabey verlangte er gleichen Antheil an allem, weil er sonst wider die Capitulation feyerlich zu protestiren drohte. Czernichef schlichtete diesen Streit, und befahl, daß man den Oesterreichern drey Thore einräumen, und 50,000 Reichsthaler von den Douceur-Geldern bewilligen sollte.

Tottleben war genöthigt allerhand Rollen zu spielen; öffentlich die größten Drohungen und Flüche, heimlich aber die Aeußerung guter Gesinnungen, die die That bestätigte. Man

hatte Fermors grausame Befehle größtentheils abgewandt, allein dies war nicht hinreichend. Die Forderungen der andern Feinde Friedrichs, die hier in seiner Residenz ihren zerstörenden Entwürfen kein Ziel setzten, waren noch barbarischer. Unter andern wollte man das Zeughaus, eins der prächtigsten Gebäude in Europa, ein Meisterstück der neuern Baukunst, in die Luft sprengen. Die Folgen dieser grausamen Zerstörung wären schrecklich gewesen. Es war hier nämlich die Rede von einer gewaltsam aus einander gesprengten ungeheuern Masse von Quadersteinen, im Mittelpunct der volkreichsten Straßen, mitten unter den schönsten Pallästen Deutschlands, und nahe am Königlichen Schlosse. Tottleben mußte nachgeben, und ein Commando Russen von funfzig Mann ging ab, um das dazu erforderliche Pulver aus einer ohnweit Berlin gelegenen Pulvermühle abzuhohlen. Die Russen, mit der Natur des gegenwärtigen Dienstes unbekannt, näherten sich dem Pulver-Magazin ohne alle Behutsamkeit; es fing bald Feuer, und nun flogen die Russen sämmtlich in die Luft. Dieser Zufall rettete das Arsenal, da man jetzt kein Pulver überflüssig hatte. Man begnügte sich es auszuräumen, und was nicht fortgebracht wer-

den konnte, zu zerschlagen, zu verbrennen, oder ins Wasser zu werfen. Dabey wurden das Königliche Giesshaus, die Münz-Maschinen, die Pulvermühlen, und alle Königliche Fabriken ruinirt, so wie alle Königliche Cassen mit einem Vorrath von mehrern 100,000 Reichsthalern weggenommen, und alle Magazine ausgeleert.

Die Berliner Zeitungsschreiber hatten von den verübten Greueln der Russen eben nicht mit Glimpf gesprochen. Dies wollte man jetzt bestrafen, und zwar war ihnen nach Fermors Befehl das Spiesruthen-Laufen zugedacht. Tag und Stunde war dazu schon festgesetzt; auch befanden sich diese unglücklichen Männer bereits auf der Hauptwacht, und erwarteten ihr hartes Schicksal. Tottleben, der selbst von den Zeitungsschreibern nicht geschont worden war, und überdem glaubte seiner eignen Sicherheit halber die beleidigte Ehre der Russen rächen zu müssen, war unbeweglicher wie sonst; Gotzkowsky aber, der diese fremde Sache auch ganz zu der seinigen machte, liess nicht eher mit Bitten nach, bis die Strafe unterblieb; die Zeitungsschreiber wurden bloss bis vor die zum Laufen bestimmte Soldaten-Gasse geführt, und erhielten hier einen Verweis.

Es wurde in der ganzen Stadt angesagt, daß alle Einwohner bey harter Strafe ihre Feuergewehre auf dem großen Schloßplatz zusammenbringen sollten. Dieser Befehl erzeugte eine neue Bestürzung. Die meisten glaubten, man wollte sie wehrlos machen, um sie desto leichter plündern und morden zu können. Gotzkowsky bewirkte endlich die Aufhebung dieses Befehls; allein zum Schein wurden einige hundert alte unbrauchbare Gewehre auf den bestimmten Platz gebracht, wo die Cosaken sie zerschlugen, und sodann ins Wasser warfen, welches auch mit einigen hundert Lasten Salz geschah. Ein andrer Befehl Fermors betraf eine außerordentliche Contribution, die die Juden erlegen, und wofür die wegen ihrer Reichthümer berühmten Juden Ephraim und Itzig als Geisel mitgenommen werden sollten; auch diese Forderung vernichtete Gotzkowsky durch seine Bemühungen, und erhielt dafür, bevor noch ein Jahr verfloß, in einer öffentlichen Angelegenheit, von gedachten Juden den auffallendsten Undank zum Lohn.

Es war bey Festsetzung der Contribution ausbedungen, daß kein Soldat in der Stadt einquartirt werden sollte; Lascy aber, der sich bey allen Gelegenheiten als ein unerbittlicher

Feind der Preußen zeigte, verspottete diese Bedingung, und nahm mit einigen Regimentern seines Corps, ganz gegen den Willen der Russen, mit Gewalt Quartier in der Stadt, und nun geschahen die größten Ausschweifungen. Nicht zufrieden mit Essen und Trinken, erpreßten sie von den Einwohnern Geld, Kleinodien, Kleidungsstücke, kurz alles was nur mit Händen fortgeschleppt werden konnte. Berlin wurde auf einmahl der Tummelplatz von Cosaken, Croaten und Husaren, die bey hellem Tage in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinkamen, raubten, die Menschen prügelten, und verwundeten. Wer sich des Abends auf die Gasse wagte, wurde nackend ausgezogen. Zwey hundert und zwey und achtzig Häuser wurden erbrochen und ausgeleert. Die Oesterreicher übertrafen in diesem Geschäfft die Russen weit; sie wollten von keinen Capitulations-Bedingungen hören, sondern folgten nur ihrem National-Haß, und ihrer Raubsucht, weshalb auch Tottleben noch mehr Russische Truppen in die Stadt rücken, und zu wiederhohlten mahlen auf sie feuern ließ. Sie drangen wie Rasende in die Königlichen Ställe, die nach der Capitulation nicht berührt werden sollten, und auch durch vier und zwanzig Mann Rus-

sen beschützt waren. Die Pferde wurden herausgerissen, die Kutschen des Königs erst aller Zierathen beraubt, und dann in Stücken geschlagen. Dabey wurde die Wohnung des Königlichen Stallmeisters Schwerin geplündert. Selbst Hospitäler, die Zufluchtsörter kranker und dürftiger Menschen, die wilde Barbaren verschont haben würden, hatten kein besseres Schicksal. Raub war die Losung. Nicht einmahl die Kirchen blieben verschont. In der so genannten Jerusalemer Kirche wurde die Sacristey erbrochen; man raubte die Kirchengeräthe und Armenkasten. Selbst einige Gräber wurden geöffnet, um den verfaulten Leichnamen ihre Todtenhüllen zu rauben. Dies Verfahren, der finstersten Zeiten und der Americanischen Canibalen würdig, hätte kein Ziel gehabt ohne die ernstlichen Vorstellungen des Holländischen Gesandten Verelst, der den gefühllosen Befehlshabern zu ihrer Schande das Völkerrecht und die Menschenpflichten ins Gewissen donnerte.

Diese Raubsucht und Wildheit war einer epidemischen Krankheit ähnlich. Die Sächsischen Soldaten, die an gesittetem Wesen von keinen Kriegern in Europa übertroffen werden, und überdem in der Disciplin fast den Preußen

gleich kommen, verleugneten hier ganz ihren National-Character. Ihr Quartier war in Charlottenburg, eine Meile von Berlin; einer wegen eines prächtigen Königlichen Lustschlosses bekannten Stadt. Uneingedenk, daß der König von Preußen wahrscheinlich bald wieder nach Sachsen kommen würde, und folglich schwere Rache ausüben könnte, fielen sie wüthend ins Schloß ein, und zerstörten alles was ihr Auge sah. Die kostbaren Mobilien wurden zertrümmert, die Spiegel und Porcellan-Gefäße in kleine Stücke zerschlagen, die Tapeten in Fetzen zerrissen, die Gemählde mit Messern zerschnitten, die Fußböden, Seitenwände, und Thüren mit Beilen zerhauen. Viele Sachen von Werth entgingen der Zerstörung, aber nicht dem Raube; denn die Officiere brachten sie für sich als Beute in Sicherheit; auch die Königliche Capelle im Schlosse wurde ausgeplündert, und die Orgel zerbrochen. Was aber dieses barbarische Betragen krönte, und den König am empfindlichsten kränkte, war die Zerstörung seltener, zum Theil unschätzbarer Kunstwerke, von Griechischen Händen im goldnen Zeitalter der Kunst gearbeitet, und in Rom gesammelt. Friedrich hatte diese herrlichen Antiken aus dem Kunst-

Cabinet des Cardinals Polignac gekauft; und nun wurden sie, nicht ein Raub der Zeit, nicht ein Opfer wilder kunstverachtender Horden; nein! gesittete Krieger eines Volks, wo die Künste blühen, zerstörten sie vorsetzlich. Die Köpfe, Arme und Beine der Bildsäulen wurden nicht bloß zerschlagen, sondern zermalmet, um die künftige Zusammensetzung unmöglich zu machen. Die hier befindlichen Oesterreicher und Russen blieben bey diesem Geschäffte nicht zurück, das selbst die Befehlshaber, wo nicht durch Beyfall aufmunterten, doch gleichgültig ansahen. Als Friedrich nach dem Frieden diese Verwüstung sahe, rief er aus: „Die Unmenschen! Aber „konnten sie diese Schönheiten wohl schätzen? „— — — Man muß ihnen vergeben.„

Die Einwohner von Charlottenburg glaubten durch eine Contribution von 15,000 Reichsthaler Sicherheit erkauft zu haben. Sie fanden sich aber betrogen. Alle Häuser wurden ausgeplündert, und was nicht mitgenommen werden konnte, in Stücken zerschlagen. Männer wurden bis aufs Blut gepeitscht, mit Säbeln verwundet, und so wohl Weiber als Mädchen genothzüchtigt. Zwey von den so muthwillig verwundeten Männern starben vor den Augen ihrer Henker.

Schönhausen, das Lustschloß der Königin, hatte ein ähnliches Schicksal. Acht Russische Husaren kamen dahin, und forderten unter fürchterlichen Drohungen das Königliche Silberzeug. Vergebens sagte man ihnen, daß es weggeschafft wäre; sie durchsuchten das Schloß, und da sie nichts fanden, wurde der Schloßwärter und seine Frau nackend ausgezogen, mit Ruthen gestrichen, und mit glühenden Eisen gezwickt. Einige Tage nachher langten noch mehrere Schaaren an, und nun wurde das Schloß eben so wie in Charlottenburg behandelt; alles in Stücken gebrochen, und vernichtet. Ein Königlicher Diener wurde von diesen Unholden auf glühende Kohlen gelegt, und ein andrer mit Säbeln zu Tode gehauen; das weibliche Geschlecht aber mußte ihren viehischen Lüsten dienen.

Die Oesterreicher so wohl als Russen träumten nun von Winter-Quartieren in Brandenburg, und betrachteten den Krieg beynahe wie geendigt. Von beiden Nationen waren große Armeen im Mittelpunct von Friedrichs Staaten, und von hier aus wurden alle Provinzen überschwemmt. Die Schweden rückten vor; die Reichs-Truppen waren in Sachsen, und im Besitz der Elbe; Laudon in Schle-

sien, und Daun mit einer großen Uebermacht dem König beständig zur Seite.

Dieser eingebildete Triumph aber währte nur einige Tage. Friedrich rauschte wie eine Fluth aus Schlesien her, und nun, so wie auf einer Schaubühne nach dem gegebenen Zeichen, veränderten sich auf diesem Kriegs-Theater auf einmahl alle Scenen. Das Wort: „der König „kommt!„ war wie ein electrischer Schlag, der durch alle feindliche Armeen fuhr, und alles aufs schleunigste in Bewegung setzte. Die Oesterreicher so wohl als die Russen verließen eiligst Berlin. Czernichef und Tottleben zogen sich mit so sehr forcirten Märschen zurück, daß sie in zwey Tagen schon zwölf Meilen von dieser Hauptstadt entfernt waren. Lascy eilte nach Sachsen, um zur Daunschen Armee zu stoßen, die Schweden zogen sich zurück, und die Russische Haupt-Armee selbst ging geschwind über die Oder.

Tottleben hatte Befehl von Fermor, beym Abzuge, der den 12ten October geschah, aus Berlin die drey vornehmen Kaufleute Schütz, Wegeli und Würstler als Geisel mitzunehmen. Gotzkowsky rettete diese Männer, die in Todesangst waren, und vermochte den gutmüthigen Tottleben, sich mit den drey Cassirern

vorgedachter Banquiers zu begnügen, die von den Russen nach Königsberg geschleppt, und dort wie Missethäter behandelt wurden. Durch den geschwinden Abzug der Russen war noch manches zwischen ihnen und der Stadt Verabredete zu berichtigen übrig geblieben. Der Magistrat beschwur Gotzkowsky, sich auch diesem Geschäfft zu unterziehen, und sich zur Russischen Armee zu begeben. Diesem Gesuch stand die höchst critische Lage eines Kaufmanns entgegen, der in seinen Fabriken funfzehn hundert Menschen ernährte, die wöchentlich bezahlt seyn mußten, der schon so vieles vernachlässigt und aufgeopfert hatte, und jetzt Familie und Handlung verlassen sollte, um sich einem wilden Volke in die Hände zu liefern. Der edle Patriot aber, bestimmt der Wohlthäter seines Vaterlandes zu seyn, besann sich nicht lange, und eilte unter einer Escorte von Cosaken fort. Unterweges rettete er durch List und große Geschenke die Messing-Werke und Fabriken in Neustadt-Eberswalde, die nebst dem neuen dort befindlichen Canal der Zerstörung geweihet waren. Im Haupt-Quartier der Russen, wo sich Fermor befand, wurde er unfreundlich behandelt; er sollte ohne Rücksicht auf seinen Paß, der seine Rückreise nach Berlin sicherte,

nach Preußen transportirt werden, und dort die Antwort der Kaiserin von Rußland auf den von der Stadt Berlin an sie wegen Verminderung der Contribution abgeschickten Brief erwarten. Nichts konnte Gotzkowsky von dieser für ihn höchst nachtheiligen Reise retten, als die Aufopferung einer Menge kostbarer Kleinodien, die er zum Gebrauch im Nothfall mitgenommen hatte, und die jetzt unter Fermors Günstlinge vertheilt wurden.

Ein besonderer Umstand, von dem Gotzkowsky nichts wußte, vermehrte die Erbitterung der Russischen Feldherren. Friedrich, der die als Contribution restirende Million wo möglich retten wollte, hatte dem Magistrat von Berlin befehlen lassen, sich mit der Bezahlung nicht zu übereilen. Fermor erfuhr dieses, und machte Gotzkowsky darüber bittere Vorwürfe. „Ihr König,„ sagte er, „glaubt, daß er Herr „der ganzen Welt sey. Ich weiß, er hat be„fehlen lassen, die ausgestellten Wechsel nicht „zu bezahlen. Allein meine Kaiserin hat Mit„tel in Händen, sich Schadloshaltung zu ver„schaffen. Ueberdem, was seyd ihr für Kauf„leute? Alle Welt muß sich vor euch hüthen, „und nichts mit Unterthanen zu thun haben; „deren König befehlen kann, daß ihre ausge-

„stellten Wechselbriefe nicht bezahlt werden sol„len, und der folglich nach seinem Wohlgefal„len ihren Werth vernichten kann.„ Gotzkowsky bewies ihm das Unwandelbare mercantilischer Verpflichtungen, und erbot sich sogleich einen Wechsel von 150,000 Reichsthalern in Hamburg zahlbar auf Abschlag der Million eigenhändig auszustellen, durch eine Stafette zur Acceptation zu schicken, und bis zur Antwort im Haupt-Quartier zu bleiben. Dies geschah; allein bevor man seine Abreise erlaubte, mußte er durch einen förmlichen Revers versprechen, in vier Wochen wiederzukommen. Eine Escorte von funfzig Cosaken sollte ihn zurück begleiten; diese aber wurden in Kyritz aus Irrthum von den Preußischen Husaren überfallen, und wegen der nachlässigen Entfernung des Trompeters großentheils niedergehauen, ehe Gotzkowsky, der sich selbst aus Menschenpflicht der größten Lebensgefahr aussetzte, die Ursache ihres Daseyns erklären konnte.

Man war in Berlin über diesen Vorfall sehr bestürzt, der großen Lärm machte. Das Kriegsglück war ungewiß; die Russen waren noch immer in der Nähe, und konnten wiederkommen. Außerdem war die Kaufmannschaft über den Befehl des Königs wegen der Wech-

selbriefe voller Angst, da die Russen drohten, sich aller den Berliner Kaufleuten gehörigen Effecten in Danzig, in Preußen, in Liefland und Curland zu bemächtigen, und überdem an allen Börsen in Europa ihre Nahmen als ehrlos anschlagen zu lassen. Um diese Verlegenheit zu endigen, reiste Gotzkowsky eiligst nach Sachsen zum König, der anfangs fest entschlossen war keine Zahlung zu gestatten, als eine Wiedervergeltung der vom Reichs-Hofrath aufgehobenen Würtzburger und Bamberger Schuldscheine; Gotzkowsky aber erklärte ihm die Natur der Wechselgeschäffte. Der Monarch entschloß sich darauf, die ganze Contribution selbst zu bezahlen, welches aber zur Zeit noch sehr geheim gehalten werden sollte.

Da die Kaiserin von Rußland nichts von der Summe nachlassen wollte, so hoffte man wenigstens eine Menge gelieferter Pferde und Fourage mit in Rechnung bringen zu können. Gotzkowsky, ohnehin durch sein Versprechen gebunden, trat daher mit den nöthigen Wechselbriefen zur Beendigung der Sache versehn die Reise nach Preußen an. In Danzig beschwuren ihn die größten Negocianten, wegen der gewaltigen Erbitterung der Russen gegen ihn, nicht weiter zu gehen, und das Nöthige

schrift-

schriftlich abzumachen. Diese Erbitterung war ihm bekannt; denn seine vorausgeschickten Diener waren geplündert, und ins Gefängniß geworfen worden; allein die Hoffnung, bey seiner Anwesenheit im Russischen Haupt-Quartier zu Marienburg die Contributions-Summe durch die Differenz des Agio und der Gegen-Rechnungen sehr ansehnlich zu verringern, vermochte ihn für das Beste seines Vaterlandes allen Gefahren zu trotzen. Er überwand jedoch diese durch Klugheit und Gold; allein seine übrige Erwartung schlug fehl; nichts wurde nachgelassen, ohngeachtet der patriotische Kaufmann von seinem eigenen Vermögen für das Wohl seiner Mitbürger bey diesem Versuch allein 40,000 Reichsthaler an Geschenken aufopferte. Man machte ihm bloß Hoffnung zu einer künftigen Vergütigung von der Kaiserin. Die Russen wollten jedoch für die empfangenen Geschenke gleich einige Zeichen ihrer Dankbarkeit geben; sie bewilligten daher die bisher ganz gehemmte Fahrt der Posten, so wie den freyen Transport der den Preußischen Unterthanen gehörigen Kaufmanns-Güther durch alle von den Russischen Truppen besetzte Länder. Der Feldmarschall Butterlin ließ dies bey dem ganzen

Heer bekannt machen, und befehlen, auf Verlangen diese Preußische Effecten auch zu escortiren.

Man war in Berlin von Gotzkowsky's Patriotismus so sehr gerührt, daß ihm der Magistrat der Stadt unter dem 4ten März 1761 schrieb: „Es ist ein Beyspiel ohne Beyspiel, daß ein Mann für seine Mitbürger „das übernimmt und aussteht, was Sie ohne „alles Interesse übernommen haben.„ Auch auf Friedrich machte es starken Eindruck; er ließ ihm 150,000 Reichsthaler auszahlen, ohne sich weiter darüber zu erklären. Gotzkowsky wandte das Geld sogleich an, einen großen Wunsch des Königs zu erfüllen, der die Errichtung einer Porcellan-Fabrik in Berlin betraf. In Jahresfrist, mitten im Kriege, war diese wichtige Unternehmung geendigt; und so entstand eine Fabrike, die einem Künstler-Völkchen Unterhalt verschaffte, und in kurzer Zeit den besten dieser Art in Europa den Rang streitig machte.

Vermöge der Capitulation zwischen den Russen und dem Berliner Magistrat war die geringe Besatzung der Residenz zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Dies Schicksal traf auch das halbe Corps der Königlichen Cadetten.

Die ältesten und größten dieses Corps, lauter herangewachsene Jünglinge, hatte man entfernt, und nur bloß Kinder von zehn, eilf und zwölf Jahren zurückgelassen. Ihre große Jugend, die noch Wartung und Erziehung bedurfte, sollte ihr Schutz seyn; daher man ihrer auch in der Capitulation nicht einmahl gedachte, die sich nur auf die wirkliche Besatzung bezog. Demungeachtet wurden diese Kinder von den Russen mit fortgeschleppt, so wie einst Nebucadnezar die Kinder vornehmer Israeliten aus Judäa wegführte; sie mußten marschiren, unter freyem Himmel liegen, und bekamen nicht einmahl Brot. Sie weinten und fleheten, daß man sie nicht Hungers sterben lassen möchte, ja einige der größern und mehr ausgebildeten machten ihren Siegern bittere Vorwürfe, und verlangten mit edelm Trotz Unterhalt. Endlich gab man ihnen einen Hammel. Die allmächtige Noth war auch hier ihre Lehrerin. In einem Alter, wo man sich noch um nichts bekümmert, und kaum die Nahmen von Speisen weiß, mußten diese, nicht Jünglinge, nicht herangewachsene Knaben, sondern Kinder, das Thier schlachten und zubereiten. Man sorgte gar nicht für sie, und das Brot wurde ihnen wie ein Al-

mosen zugetheilt. Die Strapazen überstiegen bey weitem ihre Kräfte, und viele büßten darüber ihr Leben ein.

Indessen war dieser Rückzug der Russen, der ihre Hoffnungen vereitelte, mit allen nur ersinnlichen Grausamkeiten verbunden. Verwüstung war vorher mehr tolerirt, als verordnet, jetzt ward es System. Die Städte Cöpenik, Fürstenwalde, Beskow, Landsberg, Oranienburg, Lübenwalde, das Markgräfliche Lustschloß Friedrichsfelde, und überhaupt alle Brandenburgische Städte, wo diese Unmenschen hinkamen, wurden ausgeplündert, oder verheert. Von den Thoren von Berlin bis an die Gränzen von Pohlen, Schlesien und Sachsen war das platte Land einer völligen Wüste ähnlich. Kein Stück Vieh war den armen Einwohnern geblieben; kein Hausgeräthe, kein Bette, kein Nahrungsmittel. Das Korn, das die Feinde nicht mitnehmen konnten, wurde in den Koth geworfen, oder den Winden übergeben.

Die Stadt Frankfurt, die schon so oft von den Russen heimgesucht worden war, blieb auch jetzt von ihnen nicht verschont. Man wollte sie in Flammen setzen, und schon hatte man auf dem Marktplatz ein großes

Feuer angezündet. Ein Bürgermeister wurde gepeitscht, die andern Magistrats-Personen mit ähnlichen Grausamkeiten bedrohet, und die Einwohner überhaupt unmenschlich behandelt. Durch diese Mittel erlangten die Russen ihren Zweck. Alles was die Stadt nur zusammen zu bringen vermochte, wurde dem barbarischen Feinde überliefert. Die Lage des Orts verursachte, daß die Einwohner außer ihrem eigenen Elend unaufhörlich auch die Verwüstung ihres Vaterlandes vor Augen hatten. Mehr als 100,000 Stück Hornvieh und Pferde, nebst einer unsäglichen Beute, wurden hier durchgeschleppt. Das ganze umliegende Land erscholl von Wehklagen aller Art. Man setzte muthwillig Dörfer in Brand; Bauern, Bürger und Edelleute wurden grausam geprügelt, und ihre Weiber und Töchter, ohne Rücksicht auf Alter, Stand und Rang, vor den Augen ihrer Männer und Aeltern geschändet.

Die Cosaken zeichneten sich bey dieser Tigerwuth am meisten aus. Ihr Anblick war das schreckliche Signal, wo man Raub, Verstümmlung der Glieder, Mord, Brand, und Schändung des weiblichen Geschlechts erwarten mußte. Manche zärtliche Gattin, man-

ches sorgfältig erzogene, mit Sanftmuth begabte, der Tugend geweihete Mädchen von edler Geburt und den feinsten Sitten, hatten das grausame Loos, die Gegenstände der Wollust dieser Unholde zu werden. Hier galt kein Mitleid, keine Thränen, kein Verbergen, kein Fliehen! Ein Brandenburgischer Edelmann, Nahmens Gräven, vormahls Rittmeister bey der Reiterey, der bey Dramburg auf seinem Guthe wohnte, faßte den Entschluß, lieber zu sterben, als seine Gemahlin und Töchter diesen Unmenschen preis zu geben. Er bewaffnete daher alle seine Leute, versperrte alle Zugänge seines Dorfs mit Spanischen Reitern und Palisaden, und ließ keine Cosaken hinein. Nur dem Anzuge regulairer Truppen widersetzte er sich nicht, und rechtfertigte gegen sie seine Maaßregeln, die auch von einigen Russischen Befehlshabern gebilligt wurden.

Es war bey dieser Gelegenheit gleichsam ein Wettstreit unter den Feinden Friedrichs, welche Nation es der andern an Barbarey zuvorthun könnte; denn die Oesterreicher unter Lascy begingen hier ebenfalls so wie in Berlin die zügellosesten Ausschweifungen; sie verschonten bey ihrem Rückzuge auch die Gräber

nicht. In Wilmersdorf, einem der Schwerinschen Familie gehörigen Dorfe, wurde das Grabmahl des Guthsherrn erbrochen, alle Leichname, darunter einige seit vielen Jahren den Würmern zur Speise dienten, wurden aus ihren Särgen gerissen, ihrer vermoderten Hüllen beraubt, und nun die traurigen Reste der Menschheit aufs Feld geworfen. Solche Gräuel, die selbst unter wenig civilisirten Nationen unerhört, unter barbarischen Horden sehr selten, und so gar den Irokesen fremd sind, gehören für den Griffel der Geschichte, und müssen als Theile der Characteristik dieses Kriegs der Nachwelt überliefert werden.

Von allen Königlichen Lustschlössern blieb Sans-Souci, so wie das Schloß in Potsdam, allein unverwüstet. Hier commandirte der Oesterreichische General Esterhazy, der bey dieser Expedition noch allein Oesterreichs Ehre rettete, sich durch persönlichen Edelmuth und eine vortreffliche Mannszucht preiswürdig machte, die hier gesammelten Schätze der Kunst, des Geschmacks, und der Pracht besah, bewunderte, allein auch beschützte, so daß nicht das geringste davon genommen wurde. Auch der Russische Brigadier Bachmann, ein Deutscher, zeichnete sich in Berlin als Unter-Commandant durch

Leutseligkeit und Großmuth aus. Der durch sein Betragen gerührte Magistrat bot ihm beym Abzuge ein Geschenk von 10,000 Reichsthalern an. Bachmann aber schlug es aus, und sagte: daß er durch die Ehre, einige Tage Commandant in Berlin gewesen zu seyn, hinlänglich belohnt wäre.

Der König hatte mit seiner Armee eben die Sächsische Gränze erreicht, als er von allem unterrichtet wurde. Kein Verlust war ihm dabey schmerzhafter, als die Verheerung der Sachsen in Charlottenburg. Bey dieser Gelegenheit siegte der gereitzte Mensch über den Philosophen. In dem ganzen Lauf des Krieges war von den Preußen kein Königlicher Pallast in Sachsen berührt, im Gegentheil sorgfältig von dazu bestimmten Soldaten geschützt worden. Nun aber befahl Friedrich das Jagdschloß Hubertsburg zu plündern. Das Frey-Bataillon von Quintus Icilius erhielt diesen Auftrag. In wenig Stunden war dies Geschäfft geendigt, und zwar mit solchem Eifer, daß bloß die nackten Mauern übrig blieben. Der Sächsische Hof war nicht so wohl über diese Rache, als über die unbedachte Veranlassung derselben unwillig. Die Befehlshaber der Truppen entschuldigten sich mit der Wuth ih-

rer Soldaten, die man nicht hätte bändigen können. Friedrich schenkte den Ländereyen, die am meisten gelitten, 300,000 Reichsthaler, die mit Ausschließung des Adels bloß an die niedern Unterthanen vertheilt wurden.

Laudon hatte indeß in Schlesien einen Versuch auf Cosel gemacht. Die Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung; er wagte daher einen Sturm, und da dieser fehl schlug, ergriff er, um die größtentheils aus Gefangenen und Ueberläufern bestehende Besatzung an sich zu ziehn, das Mittel, einen General-Pardon bekannt zu machen. Aber auch dieser unedle Versuch hatte nicht die gehoffte Wirkung, so wenig wie das darauf folgende Bombardement, wodurch ein Magazin und andre Gebäude in Brand gesetzt wurden. Dies Bombardiren dauerte jedoch nur eine Nacht; denn schon am folgenden Tage schickte Laudon, der von dem Anzuge des Preußischen Generals Goltz hörte, sein schweres Geschütz fort, und hob die Belagerung auf.

Der feindliche Einfall in Berlin war dem Könige in Sachsen auch sehr nachtheilig gewesen. Hülsen hatte kaum diese Provinz verlassen, so zeigten die Oesterreicher und Reichs-Truppen ihre Thätigkeit eben so wie im vori-

gen Jahr, als die Preußen abgezogen waren; jetzt verbrannten sie die Brücke bey Torgau, und eroberten diese mit 2000 Mann besetzte Stadt, deren Commandant sich nicht lange vertheidigte; zugleich bemächtigten sie sich eines beträchtlichen Magazins, und des mit Kranken angefüllten Feld-Hospitals. Nun traf die Reihe Wittenberg. Diese schlecht befestigte Stadt wurde förmlich belagert, aber auch von dem Commandanten, General Salenmon, aufs tapferste vertheidigt. Der Feind schonte die Bomben nicht. In wenig Tagen lag der größte Theil dieser ansehnlichen Stadt in der Asche, wobey auch der Vorrath der für die Garnison bestimmten Lebensmittel nebst andern Magazinen in Flammen aufging. Endlich wurde der Schutthaufen übergeben, nachdem die Preußische Besatzung allen ihren Proviant eingebüßt, und fast alle ihre Munition verschossen hatte.

Jetzt besaß Friedrich kein einziges Magazin mehr in Sachsen, das überdem nun ganz in feindlichen Händen war; die fernere Subsistenz also in dieser Provinz war seinem Schwert überlassen. Dies Mittel betrog ihn nie. Der Herzog von Zweybrücken verließ mit den Reichs-Truppen die Ufer der Elbe, und

ließ den General Wied mit 3600 Mann in einem Walde zurück. Die Avant-Garde der Preußen griff ihn hier an, und vertrieb ihn mit einem Verlust von 1900 Mann. Friedrich rückte sodann nach Düben, wo ein ganzes Bataillon Croaten theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurde. In dieser Stadt, die von der Mulde umringt ist, und eine Halbinsel bildet, legte er ein Magazin an, das durch einige geschwind aufgeführte Redouten und durch 5000 Mann gedeckt wurde. Da seine Absicht war, die Oesterreicher mit aller Macht anzugreifen, so mußte er sich den Rücken gegen die Reichs-Armee sichern, die sich bey Leipzig gelagert hatte.

Diese reiche Stadt, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens so sehr wie wenige in Deutschland versehn, war beständig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit großer und kleiner Heere. Freunde und Feinde buhlten unaufhörlich um ihren Besitz, der gar nicht schwer zu erlangen war, und keine Belagerung erforderte. Die Befestigung der Stadt war höchstens hinreichend leichte Truppen abzuhalten, und nur durch eine Armee außerhalb ihren Thoren konnte sie behauptet werden. Anstatt der Festungswerke aber hatte sie

Reichthümer, und diese erzeugten mannigfaltige Unternehmungen; so daß keine Stadt in diesem Kriege öfterer ihre Herren wechselte. Diesmahl dachten die Reichs-Truppen ernsthaft hier ihre Winter-Quartiere zu machen, und die Einwohner, der großen Preußischen Ausschreibungen müde, die unter allerhand Benennungen vervielfältigt wurden, wünschten selbst sehnlich diesen Wechsel. Allein Friedrich schloß diese Goldgrube nie aus seinem Plan aus. Jetzt schickte er den General Hülsen nach Leipzig. Die Reichs-Truppen entfernten sich schleunig, und zogen sich über die Pleiße und Elster zurück, so wie auch der Herzog von Wirtemberg, der nach einigen Mißhelligkeiten mit den Reichs-Generalen ohne erworbene Lorbeern den Rückmarsch nach seinen Staaten nahm. Leipzig wurde nun von den Preußen ohne Schwertstreich wieder in Besitz genommen; auch Wittenberg fiel wieder in ihre Hände.

Dauns Absicht war jedoch, Sachsen durchaus zu behaupten. Dresden, die größte, die wichtigste, festeste Stadt des Landes, war so wie der größte Theil des Churfürstenthums in seinen Händen, und fast die ganze Macht Oesterreichs jetzt in dieser so wichtigen Provinz

versammelt; überdem war der Winter schon eingebrochen, und der Feldzug schien zu Ende zu seyn. Der König von Preußen aber war eben so fest entschlossen, das für ihn so wichtige Sachsen nicht fahren zu lassen. Hiezu kamen noch große Besorgnisse. Die Russen standen bey Landsberg an der Warthe, und warteten nur auf die Progressen ihrer Bundsgenossen, um sodann abermahls ins Churfürstenthum Brandenburg einzurücken, und dort mit den Oesterreichern gemeinschaftliche Winter-Quartiere zu machen. Durch diese Operationen wäre der König von Berlin, von Pommern, von Schlesien, überhaupt von allen seinen Staaten, folglich von allen seinen Hülfsquellen gänzlich abgeschnitten worden. Außer dem Magazin von Düben hatte er keines, und dieses war beynahe erschöpft. Die Preußische Armee stand in Gefahr zu verhungern, und der anhaltende Frost drohete in wenig Tagen die Elbe mit Eis zu belegen. Die Lage Friedrichs war über allen Ausdruck schrecklich. Es hieß jetzt: Sieg oder Untergang. Eine große Schlacht mußte diese Streitfrage entscheiden, und hiezu war Friedrich völlig bereit. Daun hingegen wollte ungeachtet seiner großen Uebermacht nichts wa-

gen. Er glaubte bloß vertheidigungsweise seinen Wunsch zu erreichen, und bezog daher das feste Lager bey Torgau, wo im vorigen Jahr der Prinz Heinrich gestanden, und wo Daun nie hatte wagen wollen ihn anzugreifen. Friedrich ging über die Elbe ohnweit Dessau, an einem Orte, wo die Feinde es nicht erwartet hatten, und vereinigte sich mit den beiden Corps des Prinzen von Wirtemberg und des Generals Hülsen, und nun rückte er auf Dauns Heer los.

Dieser Feldherr zog nun alle zerstreute Corps an sich, außer das vom General Brentano commandirte, das aber vom General Kleist bey Belgern angegriffen, und mit einem Verlust von vielen Todten und 800 Gefangenen geschlagen wurde. Da der König alle Hoffnung verlohr, seinen Gegner freywillig zu einer Schlacht zu vermögen, so faßte er den kühnen Entschluß, ungeachtet aller Hindernisse, das Lager der Oesterreicher zu stürmen. Dies war das Einzige, was ihm übrig blieb, aber auch das Schwerste. Es mußte geschehn, und sehr bald geschehn. Er ließ so gar den 2ten November des Abends, nachdem die den ganzen Tag marschirten Truppen ihr Lager aufgeschlagen hatten, of-

fentlich diesen Vorsatz bey der Armee bekannt machen, und alle Maaßregeln zur Schlacht wurden für den folgenden Tag genommen.

Friedrich schrieb vier Tage zuvor an den Marquis d' Argens, und schilderte ihm seine Lage, und seine dahin schwindenden Kräfte mit folgenden kraftvollen Worten: „Sie schä„tzen das Leben als ein Sybarit, und ich be„trachte den Tod als ein Stoiker. Nie wer„de ich den Augenblick sehen, wo ich gezwun„gen werden könnte, einen unrühmlichen Frie„den zu schließen. Kein Bewegungsgrund, „keine Beredsamkeit würde mich dahin brin„gen, meine Schande zu unterschreiben. „Entweder will ich mich unter den Ruinen „meines Vaterlandes begraben, oder ich wer„de meinem Unglück, wenn ich es nicht mehr „zu ertragen vermag, ein Ende zu machen „wissen. Ich bin fest entschlossen, alles noch „in diesem Feldzuge zu wagen; denn ich will „siegen, oder ehrenvoll sterben.„ Mit diesen Gesinnungen bereitete sich der König zur Schlacht.

Der 3te November war dieser in den Jahrbüchern der Kriege höchst denkwürdige Tag, wo Menschenblut wie Wasser floß, wo der gänzliche Untergang beider so oft mit Lor-

beern prangenden Heere aufs Spiel stand, wo die Menschen bald den Gesetzen der Natur mit Ungestüm trotzten, bald sich ihren Vorschriften in den fürchterlichsten Stunden ruhig überließen, wo beide Theile die höchste Tapferkeit bewiesen, und alles aufboten was die Kriegskunst zu leisten vermochte, wo der alles entscheidende Sieg immer schwankend war, und ungewiß blieb, bis er endlich mitten in der nächtlichen Finsterniß von den Preußen errungen wurde.

Der König marschirte in vier Colonnen durch den Torgauer Wald. Sein Schlachtplan war von der erhabensten Art. Die Oesterreichische Armee sollte nicht bloß besiegt, sondern ganz vernichtet werden. Von dem Rückzug über die Elbe abgeschnitten, sollte den Ueberwundenen und Flüchtlingen bloß die Wahl bleiben: durchs Schwert zu fallen, sich in den Fluß zu stürzen, oder die Waffen zu strecken. Beide Flügel der Oesterreicher, oder vielmehr die äußersten Krümmungen der halben Monds-Linie, die Dauns Heer bildete, sollten zu gleicher Zeit angegriffen, und auf ihren Mittelpunct geworfen werden. Der König theilte deshalb sein aus 60 Bataillonen und 120 Escadrons bestehendes Heer, um zwey von einander abgesonderte Angriffe zu thun.

thun. Der General Zieten wurde auf dem Wege nach Eulenburg mit der Hälfte der Preußischen Armee abgeschickt, um die ohnweit Torgau liegenden Anhöhen von Siptitz anzugreifen. Schlug der König den Feind mit der andern Hälfte, so war die Oesterreichische Haupt-Armee ohne Rettung verlohren, Theresiens Heeresmacht für den ganzen Krieg vernichtet, und der Nahme Torgau wäre so wie Cannä bey Dichtern und Geschichtschreibern unsterblich geworden.

Zur Erlangung dieses großen Ziels aber waren noch außerordentliche Hindernisse zu übersteigen. Daun stand mit dem Kern der Oesterreichischen Heere in einer höchst vortheilhaften Stellung; sein linker Flügel stieß an die Elbe, der rechte war durch Anhöhen gedeckt, mit großen Batterien versehn, und vor der Fronte hatte er Waldungen, Gräben, Teiche, Verhacke und Moräste. Das Corps des Generals Lascy stand in geringer Entfernung von der Haupt-Armee, und war durch diese so wie durch eine Kette von Teichen auf beiden Flanken gedeckt. Der Angriff auf dies Corps sollte die erste Unternehmung der Armee des Generals Zieten seyn, der daher auch mit derselben auf Siptitz zumarschirte. Diese Tren-

nung des Preußischen Heers aber, die dem Feinde ein Geheimniß bleiben sollte, geschah erst auf dem Marsch, als der Zug an die Leipziger Landstraße kam. Friedrich marschirte nun mit seinen Colonnen durch die mit Feinden besetzte Domitscher Heide. Hier fand er feindliche Grenadiere, Croaten, Dragoner und Husaren, die sich alle eiligst nach ihrer Haupt-Armee zurückzogen. Bald darauf stieß man auf das Oesterreichische Dragoner-Regiment St. Ignon, das einzeln marschirte, von dem Anzug der Preußen gar nichts wußte, und daher ganz unvermuthet zwischen die Colonnen des Königs kam. Die Ausgänge des Waldes wurden sogleich von der Preußischen Infanterie besetzt, während daß die Cavallerie das ganze feindliche Regiment von allen Seiten umzingelte. Den Zietenschen Husaren fiel vorzüglich dies Geschäfft zu, das sie mit großem Muth ausführten. Alle Dragoner, die nicht unter ihren Streichen fielen, wurden nebst ihrem General gefangen genommen. Der König setzte inzwischen seinen Marsch fort; er zog sich um den feindlichen rechten Flügel herum, und obwohl alle seine Colonnen, Fußvolk, Reiterey und Artillerie noch zurück waren, so griff er doch das Oester-

reichische Heer ohne Zeitverlust mit der aus zehn Grenadier-Bataillonen bestehenden Avant-Garde an; ein Beyspiel der höchsten Kühnheit, das schon Carl der zwölfte bey Narva gegen die Russen gegeben, und das ihm geglückt hatte. Ein Canonen-Feuer, das man in der Ferne hörte, und bloß einen Croaten-Angriff betraf, veranlaßte den König zu glauben, daß Zieten schon mit dem Feinde im Kampfe begriffen sey, und rechtfertigte einigermaßen diesen raschen Entschluß. Nie waren ihm die Augenblicke kostbarer. Es war zwey Uhr Nachmittag; nur noch wenige Stunden waren bis zur Dunkelheit übrig, und diese Stunden sollten Friedrichs Schicksal, ja vielleicht das Schicksal der Preußischen Monarchie entscheiden.

Daun empfing die Preußen mit einem Canonen-Feuer, das noch nie auf dem Element der Erde seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vier hundert auf Batterien gepflanzte Canonen standen hier wie auf einen Punct gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprüheten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen *). Die

*) Wenn man diese Beschreibung etwas zu lebhaft finden sollte, so wird man sie dem Verfasser verzeihen;

ältesten Krieger beider Heere hatten nie eine solche Feuer-Scene gesehn; selbst der König brach wiederhohlt gegen seine Flügel-Adjutanten in die Worte aus: „Welche schreckliche „Canonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?„ Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Preußischen Grenadiere, nachdem sie den Verhack überstiegen, und mit einem erstaunlichen Muth den Angriff gethan hatten, todt oder verwundet auf der Wahlstatt gestreckt, da sie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können; nur 600 von ihnen waren am folgenden Tage noch zum Dienst

es ist nicht eine durch die Lectüre, oder durch gehörte Erzählungen erhitzte Phantasie, die hier die Feder führt, sondern eine Skizze selbst gesehener Gegenstände und gehabter Empfindungen. Der Verfasser befand sich bey dieser Schlacht, und zwar bey dem ersten Bataillon des Regiments von Forcade, das bey der Armee des Königs an der Spitze der Haupt-Colonne marschirte, und so auf den Feind losrückte. Das andre Bataillon war bey der Zietenschen Armee. Hier war der Abschnitt des ersten Treffens, das so wie das ganze Preußische Heer in zwey fast gleiche Armeen getheilt wurde. Dies einzige Regiment verlohr an Todten, Verwundeten und Vermißten in dieser mörderischen Schlacht über 800 Mann. Es hatte sechs und zwanzig todte und verwundete Officiere; unter den letztern war auch der Verfasser.

übrig. Was die Schwierigkeit des Angriffs vermehrte, war das Berg an gehende Erdreich. Aber auch die Oesterreicher waren dadurch in ihrer Stellung eingeschränkt, so daß sich ihr zweytes Treffen kaum drey hundert Schritt hinter dem ersten befand. Der König schien über diese schreckliche Niederlage seiner Grenadiere bestürzt, und da einer ihrer Anführer, der Graf Anhalt, den er sehr liebte, auch dahinsank, wandte sich Friedrich zu dessen Bruder, seinem Flügel-Adjutanten, und sagte: „Alles geht heute übel. Meine Freunde verlassen mich. Eben meldet man mir den Tod Ihres Bruders.„ Es regnete stark; allein der Donner des Geschützes, und noch mehr der Eisen-Hagel, der so gewaltsam und ununterbrochen die Luft zerriß, schien die Wolken in der Region des Kampfplatzes zu zertheilen, und der Himmel wurde etwas heiter.

Mittlerweile rückte die Haupt-Colonne aus dem Walde an. Noch ehe diese Preußen den Feind ins Auge fassen konnten, fielen die Wipfel der Bäume von den Kugeln zerschmettert auf ihre Häupter. Der Donner der Canonen wiederhallte gräßlich durch den Wald. Die krachenden alles betäubenden Schüsse waren gleichsam Posaunen des Todes. Und nun

beym Ausgang sahen die anrückenden Preußen, die sich wie Wasserwogen durch den Pulverdampf fortschlängelten, keine siegversprechende Scenen, sondern eine Wahlstatt voller Todten und scheuslich verstümmelter Körper, die sich keuchend in ihrem Blute wälzten. Die Grenadiere, mit welchen man vereinigt zu triumphiren gedachte, waren nicht mehr, die Zietensche Armee in der Entfernung, deren Schicksal ungewiß, und der Feind hinter seinen zahlreichen Mord-Maschinen unerschüttert. Die Preußische Artillerie versuchte ihre Canonen vorwärts zu bringen; allein diese, besonders das schwere Geschütz, konnten wegen des Verhacks und des schleunigen Marsches der Infanterie nicht gleich nachfolgen; dabey wurden die vorgespannten Pferde von den Kugeln todt zu Boden gestreckt, oder verstümmelt; auch ihre Führer, die nicht entflohen, wurden niedergeschossen, und so wohl Räder als Lavetten zertrümmert. Dennoch geschahe ein neuer Angriff von der Infanterie mit dem Muth und der Ordnung, wodurch sich die Preußen im Schlachtfelde so sehr auszeichnen. Die Oesterreicher, durch die Niederlage der Grenadiere angetrieben, waren vorgedrungen; nunmehr aber mußten sie wieder zurück. Die Kartät-

schen wütheten schrecklich unter den Preußen. Ganze Rotten wurden weggerafft. Man rückte immer zusammen, um die Lücken auszufüllen. Alte Officiere stürzten zu Boden; junge traten an ihre Stelle, flößten den Veteranen durch ihr Beyspiel Muth ein, und so ging es immer vorwärts; Anhöhen wurden erstiegen, und Batterien erobert.

Bald aber veränderte sich die Scene. Fast die ganze Preußische Cavallerie war noch zurück, und konnte daher die siegende Infanterie nicht unterstützen, so wenig als die Artillerie, deren Canonen entweder im Walde geblieben waren, oder vor dessen Ausgang mit zertrümmerten Fußgestellen unbrauchbar lagen. Daun benutzte dies, und führte frische Truppen auf den Kampfplatz. Seine Cuirassiere hieben auf die Preußische Infanterie ein, richteten ein entsetzliches Blutbad an, und trieben sie in den Wald zurück. Die Preußische Cavallerie kam endlich ihrem Fußvolk zu Hülfe, allein auch sie wurde durch die herrschende Verwirrung, und durch einen Graben, der alles Formiren hinderte, in Unordnung gebracht und zurückgeschlagen. Ein neuer Angriff von der Reiterey war glücklicher, wobey das von dem Obersten Dalwig,

einem großen Manövristen, angeführte Cuirassier-Regiment Spaen eine bewundrungswürdige Tapferkeit bewies, sich allein der ganzen Cavallerie des Feindes entgegen warf, sie zurücktrieb, und sodann mit dem Würge-Schwert auf die Oesterreichische Infanterie eindrang; sie wurde aus einander gesprengt, und man machte einige tausend Gefangene. Unter diesen war auch das Regiment des Kaisers. Ihre ganze Linie war in Gefahr. Allein nun stürzte von allen Seiten die Oesterreichische Reiterey herbey, und die Preußen mußten weichen. Auch Friedrich griff mit seiner Infanterie von neuem an, jedoch ohne Erfolg. Die Nacht brach ein; die Kräfte waren erschöpft, der König selbst verwundet, und die Schlacht schien für ihn völlig verlohren. Daun fertigte Couriere mit dieser Nachricht nach Wien ab, die von vielen blasenden Postillionen umringt unter dem lauten Jubel des Volks in der Kaiserstadt ihren Einzug hielten, und einen vollkommenen Sieg verkündigten.

Im Buch des Schicksals aber war nicht Theresiens, sondern Friedrichs Triumph geschrieben. Zieten war mit seiner Armee nicht unthätig gewesen. Sein Schlachtplan mußte

jetzt wegen der Unfälle bey der Königlichen Armee abgeändert werden; zudem hatte er das große, aus 20,000 Mann bestehende von Lascy commandirte Oesterreichische Corps gegen sich. Endlich war es ihm doch gelungen alle Schwierigkeiten zu übersteigen, um dem König zu Hülfe zu kommen. Der General Saldern sahe, daß hier alles von dem Besitz der Siptitzer Anhöhen abhing; er verlohr sie daher nicht aus den Augen, und näherte sich dem Dorfe Siptitz, das in Flammen stand. Der Oberst-Lieutenant Möllendorf von der Garde, jetziger Gouverneur der Königlichen Residenz, rieth hier zu einem Manövre, das die glücklichsten Folgen hatte. Einige Bataillone marschirten durch das Dorf, und bestürmten die dabey befindlichen Anhöhen und eine große Batterie. In kurzer Zeit waren sie davon Meister. Andere Truppen, die ihre Canonen mit den Händen zogen, von der Cavallerie gedeckt, folgten dieser Siegesbahn. Nun fing auf diesen Anhöhen eine ganz unerwartete heftige Canonade an, die in der Dunkelheit die ohnehin große Verwirrung unter den Oesterreichern sehr vermehrte.

Mittlerweile näherten sich einige Truppen des Preußischen linken Flügels, die sich

formirt hatten so gut wie sie konnten, wobey ihre Trommelschläger den Preußischen Marsch schlugen, um in der großen Dunkelheit ihre siegenden Kriegs-Cameraden nicht irre zu machen. Der General Hülsen führte diese Verstärkung herbey. Dieser Feldherr, zu dessen Character-Zügen ein unbezwingbarer Muth und ein großer Patriotismus gehörten, hatte durch die Kugeln alle seine Pferde verlohren; da ihn nun sein Alter und seine Wunden verhinderten zu Fuße zu marschiren, so setzte er sich auf eine Canone und ließ sich so bis ins feindliche Feuer schleppen. Lascy, im Felde der unglücklichste Kriegs-Befehlshaber des 18ten Jahrhunderts, machte nun noch einen großen Versuch die Anhöhen wieder zu erobern, wurde aber zweymahl nach einem schrecklichen Blutbade von Saldern und seinen Veteranen zurückgeschlagen. Die Preußen behaupteten standhaft den errungenen Posten. Dieser glückliche Erfolg entschied die Schlacht, die bis um halb zehn in der Nacht gedauert hatte. Die Sonne war den Preußen mit Blut untergegangen, allein der Abendstern, so oft der Vertraute großer und glücklicher Unternehmungen, war ihnen günstig gewesen. Die Oesterreicher dachten jetzt auf nichts, als auf ei-

nen Rückzug, den drey auf der Elbe geschlagene Schiffbrücken begünstigten.

Dieser Fluß war durch sein Rauschen gleichsam der Compaß der Oesterreicher in der dunkelsten Nacht, wo der Himmel dicht mit Wolken überzogen war, und man keine Hand vor Augen sehen konnte. Die Preußen hatten keinen solchen Wegweiser. Sie irrten in großen und kleinen Schaaren theils im Walde, theils auf der Wahlstatt im freyen Felde umher, wo der Blitz der Canonen zu Leichen-Fackeln diente, die gräßlichen Gegenstände des Mordes auf einen Augenblick zu erhellen. Ungewiß, wo sich der Feind befand, waren sie bey jedem Schritt aufmerksam und voller Besorgniß. So wie Furchtsame in der Mitternachtsstunde in ihrer Einbildung lauter Gespenster sehn, so sahen die nicht furchtsamen Preußen jetzt lauter Feinde. Haufen, die sich einander näherten, wurden sogleich wechselsweise beschossen, und dieses währte, bis ein Theil den Irrthum merkte und sich zu erkennen gab. Auf diese Weise fiel eine Anzahl Preußen durch die Kugeln ihrer eignen Landsleute. Die Oesterreicher thaten ein gleiches. Alle Augenblicke wurden durch die herumziehenden Schaaren von beiden Theilen Officiere

gefangen, die sich verirrt hatten; allein eben so geschwind kam enandre Trupps von der Gegen-Partey, und befreyeten sie wieder. Der Kaiserliche General Migazzi glaubte seine Brigade zu rangiren, allein es waren Preußen, die ihn an seinem Dialect erkannten, und gleich gefangen nahmen. Eben so ging es dem Kaiserlichen Obersten Oroß, dem Preußischen Oberst-Lieutenant Möllendorf, und vielen andern Oesterreichischen und Preußischen Officieren. Selbst der König stieß mit seiner Bedeckung auf eine umherziehende Schaar. Auf den gewöhnlichen Zuruf: Wer da? war die Antwort: Oesterreicher. Die Begleiter Friedrichs stürzten nun zu, und nahmen ein ganzes Bataillon Croaten gefangen. Bald darauf geschah ein gleiches mit einem großen Trupp Kaiserlicher Carabiniers, die in der Finsterniß herumtrabten. Einige hundert Warasdiner hielten sich zusammen und suchten den Weg nach Torgau, sie verfehlten ihn aber, und geriethen unter die Preußische Cavallerie, die abgesessen war, und sich jetzt genöthiget sahe zu Fuß zu fechten, da denn die Warasdiner bald ihre Waffen strecften.

Keine Befehle konnten in dieser Aegyptischen Finsterniß ertheilt, keine konnten befolgt

werden. Die Befehlshaber waren todt, verwundet, oder irrten selbst umher, ihre zerstreuten Haufen zu suchen; sie tappten herum wie Blinde, und stürzten bald über die Leichen, bald über andere Gegenstände, womit das Schlachtfeld bedeckt war. Viele Preußische Officiere von Rang, gewohnt, immer ihre Ordres wie Orakelsprüche befolgt zu sehn, gewohnt der Natur zu trotzen, und durch ihr Machtwort muß unmöglich scheinende Dinge möglich zu machen, sahen hier zum erstenmahl die Gränzen ihrer militairischen Thätigkeit. Sie wollten in der Finsterniß, die die Erde bedeckte, mitten unter dem Todesgebrülle der Abscheidenden, große Haufen von Kriegern sammeln und ordnen. Sie befahlen vergebens; sie riefen; sie schrien; sie tobten. Man gehorchte nicht, durch die Dunkelheit vor Strafe gesichert, und überließ sich frey dem mächtigen Triebe der Selbsterhaltung.

Die vierzehn Stunden lange Winternacht war entsetzlich kalt. Einigen Kriegsschaaren glückte es Holz zusammen zu tragen und Feuer zu machen, andre aber mußten dies so nöthige Bedürfniß entbehren, und liefen wie die Unsinnigen im Finstern herum, um durch Bewegung ihre Leiber zu erwärmen, wobey sie

alle Augenblicke über die Leichname der Erschlagenen fielen. Der Regen hatte den Boden ganz morastig gemacht; dennoch versuchten viele mitten in diesem Koth auszuruhen, bis die Feuchtigkeit durch alle Kleidungsstücke drang, und ihre Glieder erstarrten. Die Soldaten hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und waren durch die Blutarbeit entkräftet. Wer seinen Brotsack noch besaß, oder ihn nicht leer fand, wußte doch nicht, wo er einen Trunk Wasser bekommen sollte. Vom Hunger, Durst, Müdigkeit und Kälte gequält, erwartete man sehnlich den Tag, und mit ihm neue Blut-Scenen.

So hart indessen die Lage der herumirrenden entkräfteten Soldaten auch war, so gab es doch in dieser Nacht noch eine weit grausamere. Die Verwundeten, deren Zustand es nur einigermaßen erlaubte, suchten die nächsten Dörfer zu erreichen; die andern aber wurden durch ihr trauriges Loos an den Boden des Schlachtfeldes gefesselt. Hier vor Kälte erstarrt, mit zerschmetterten Gliedern, abgerissenen Knochen, in ihrem Blute schwimmend und aller Hülfe beraubt, wünschten sich diese Unglücklichen einen schleunigen Tod. Vielen Hunderten aber waren noch vorher größere Martern vor-

behalten. Eine Menge verworfener Menschen, Soldaten, Troßknechte, und Weiber, schwärmten in dieser Blutnacht auf dem Wahlplatz herum, und beraubten die Lebendigen und die Todten. Nicht das Hemde wurde den hülflosen Verwundeten gelassen. Vergebens ließen diese laute Klagen erschallen; sie verlohren sich im allgemeinen schauervollen Getöse, das tausendstimmig in die Wolken drang. Mancher Verwundeter wurde von diesen Unmenschen ermordet, aus Furcht vor Entdeckung. Viele waren an den Beinen verwundet, und zwar nicht gefährlich, nur konnten sie nicht gehen. Durch diese grausame Entblößung aber, in einer November-Nacht, nackend auf der theils morastigen, theils beeisten Erde sich krümmend, wurden sie Opfer des Todes.

Diese so denkwürdige Nacht zeigte auch ein vielleicht noch nie gesehenes Schauspiel. Nach völlig geendigten Gefechten befanden sich die Truppen beider Heere vermischt unter einander. Man sahe zahllose Feuer im Torgauer Walde, bey denen sich Preußen und Oesterreicher gemeinschaftlich wärmten, und zwar nicht Sieger und Gefangene, sondern beide Theile bewaffnet und frey. Das

große Bedürfniß der Wärme hatte sie zufällig vereinigt, und blutgierige Krieger in gelassene Menschen verwandelt, die unter sich einen Waffen-Stillstand auf einige Stunden gemacht, um ruhig den Tag und das fernere Kriegsglück zu erwarten. Da niemand wußte, wie das Schlachtloos ausgefallen, so waren beide Theile übereingekommen, sich nach Anbruch des Tages der Macht, die das Feld behauptet hätte, gefangen zu geben.

Der König hatte sich in das nahe bey der Wahlstatt liegende Dorf Elsnig begeben. Hier waren alle Bauerhäuser, Hütten, Ställe und Scheunen voll solcher Verwundeten, die so glücklich gewesen waren, theils durch Beyhülfe anderer, theils auch durch Anstrengung ihrer eignen Kräfte, diesen Zufluchtsort zu erreichen. Hier jammerten sie auf ihrem blutigen Lager unter den Händen der Wundärzte, oder auch noch unverbunden. Friedrich wollte sie nicht stören, sondern ließ sich die Kirche des Dorfes öffnen, und hier seine eigne schmerzhafte Wunde, einen Streifschuß an der Brust, verbinden, da er sodann Raporte annahm, Befehle ertheilte, und einen Courier abfertigte. Er schrieb dessen Depeschen bey einem schwachscheinenden Lichte,

wobey

wobey ihm die untern Stufen des Altars zum Sitz, so wie die obern zum Tische dienten. Zwar betrachtete er sich als Herr des Wahlplatzes, und überhaupt als Sieger; da ihm aber der Rückzug des Feindes noch unbekannt war, so sann er auf die Erneuerung der Schlacht. Er gab die dazu erforderlichen Befehle, noch ehe der Tag anbrach, und zwar sollte die Infanterie nicht feuern, sondern mit gefälltem Bajonet auf den Feind losgehn. Nur die Dämmerung wurde erwartet, um die zerstreuten Haufen zu sammeln, und in Schlachtordnung zu stellen. Kaum aber fing die aufgehende Sonne an, das Leichenfeld zu erleuchten, so wurde Friedrich gewahr, daß keine Oesterreicher hier mehr zu bekämpfen waren. Er sah sich im Besitz des ganzen Schlachtfeldes; der Sieg war völlig entschieden, und Sachsen behauptet. Die Oesterreicher gingen über die Elbe, und zogen sich längs den Ufern dieses Flusses nach Dresden, und die Preußen gingen in die Winter-Quartiere.

Daun war in dieser Schlacht schwer verwundet worden. Er hatte sich entfernt, und das Commando dem General Buccow übergeben, und da diesem gleich darauf durch eine Kugel der Arm zerschmettert wurde, so fiel die

Ober-Befehlshaberschaft dem Grafen O'Donnel zu. Dieser eilte nun Dresden zu decken, und das feste Lager bey Plauen zu beziehn. Zieten und der Prinz von Wirtemberg verfolgten ihn auf diesem Rückzug unablässig, und machten noch viele hundert Gefangene. Beide Heere waren durch diese blutige Schlacht außerordentlich geschwächt worden. Die Oesterreicher zählten über 12,000 Todte und Verwundete, und 8000 Mann waren allein auf dem Wahlplatz gefangen worden; sie verlohren ferner funfzig Canonen, sieben und zwanzig Fahnen, und zwanzig Pontons. Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten war 10,000 Mann; dabey waren 4000 Mann von ihnen als Gefangene in die Hände der Feinde gerathen.

Daun hatte zwar vor und während der Schlacht große Fehler begangen, allein sich dennoch sehr gut vertheidigt, so wie auch die Oesterreichischen Truppen außerordentliche Tapferkeit bewiesen hatten. Wenn daher gleich Trauerbothen den folgenden Tag nach Wien kamen, und durch ihre Nachrichten dem Jubelgeschrey ein Ende machten, so war Theresia dennoch mit ihrem Feldmarschall sehr wohl zufrieden, der verwundet nach der Kaiser-

stadt reisete. Die Monarchin war so großmüthig, eine zwey tausend Jahr alte berühmte Scene zu erneuern. So wie nach der Schlacht bey Cannä der Römische Senat dem geschlagenen Consul Varus vor den Thoren Roms entgegenging, so fuhr die Deutsche Theresia dem geschlagenen Daun einige Meilen weit entgegen, und bewillkommte ihn mit den Worten: „Ich habe das Vergnügen haben wollen, die Erste zu seyn, um Ihnen so „wohl zu Ihrer Ankunft, als zu Ihren in diesem Feldzuge neu erworbenen Verdiensten „Glück zu wünschen, und mich von dem Zustande Ihrer Gesundheit, die mir so viel „Kummer macht, selbst zu überzeugen.„ Ueberhaupt ließ diese große Fürstin es nicht an Aufmunterung ihrer Truppen fehlen. Gewöhnlich war sie selbst gegenwärtig, wenn Kriegsschaaren bey Wien vorbeyzogen, um zur Armee zu stoßen; sie sprach den Soldaten in den gnädigsten Ausdrücken Muth ein, nannte sie, meine Kinder! lächelte mit Wohlgefallen, wenn das Wort Mutter wie ein Lauffeuer durch alle Glieder lief, und entließ sie nie ohne Geschenke.

Di. Folgen dieses Sieges waren überaus wichtig. Ganz Sachsen, Dresden aus-

genommen, war nun wieder in den Händen der Preußen, und ihre Winter-Quartiere gesichert. Friedrich war im Stande, Truppen nach Schlesien, nach der Mark, und nach Pommern zu schicken, und die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, ja selbst ein Corps von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stoßen zu lassen. Mecklenburg wurde wieder in Besitz genommen. Laudon, nach dem vergeblichen Versuch auf Cosel, zog sich nach Glatz. Die Schweden wurden vom General Werner nach Stralsund getrieben, und die bisher noch auf der Lauer gestandenen Russen gingen nun in ihre alten Winter-Quartiere nach Pohlen.

---

# Zehntes Buch.

Man hatte im Cabinet zu Wien eine sehr irrige Maxime, die allen Oesterreichischen Kriegsplanen zur Grundlage diente. Diese war: nicht die Kräfte der Heere für Sachsen zu verschwenden, sondern sie so viel als möglich für die Eroberung von Schlesien aufzusparen. Aus dieser Quelle floß oft die Unthätigkeit und Unentschlossenheit der Oesterreichischen Feldherren. Die Erfahrung lehrte jedoch, daß nur in Sachsen Schlesien erobert werden konnte. So wie in der Fabel der Riese Anteus, der mit dem Hercules rang, wenn er zur Erde geworfen wurde, immer durch diese gestärkt kraftvoller als zuvor wieder aufstand, so sahe man Friedrich bey seinen Kämpfen um Sachsen, wo er nie fiel, ohne sich, durch neue Macht gestählt, wieder aufzurichten. Hier war es, wo er nach der grossen Niederlage bey Kollin und dem Rückzug aus Böhmen die nöthigen Kräfte sammelte, um bey Roßbach und Leuthen zu triumphiren. Hier war es, wo er in der Geschwindigkeit

allen übeln Folgen der unglücklichen Schlacht bey Hochkirch vorbeugte, die Feinde wie Ueberwundene vor sich her trieb, und in Stand gesetzt wurde zum Entsatz von Neiße zu eilen. Die Tage von Kai und von Kunersdorf verlohren ihr Schreckliches, so bald Friedrich das von den Feinden in Besitz genommene Sachsen wieder erobert hatte. Hier war es, wo die Gefangennehmung eines großen Corps bey Maxen ganz ohne Folgen blieb, und nicht einmahl eine Veränderung in der Preußischen Stellung bewirkte. Das unglückliche Treffen bey Landshut, der Verlust von Glatz, die aufgehobene Belagerung von Dresden, und die mit so viel Zerstörungen verbundene Einnahme von Berlin, wurden ihm hier minder fühlbar. Solche Kräfte sammelte Friedrich in Sachsen nach seinen Niederlagen, ungleich größere aber nach seinen Siegen in diesem Lande; denn nach der Schlacht bey Torgau zeigte er sich so furchtbar, als jemahls.

Mitten unter diesem Tumult der Nationen, blühete bey den in Ruhe gebliebenen Völkern der Handel außerordentlich. Besonders zog Holland von diesem Kriege große Vortheile, obgleich die Republik auch oft Neckereyen von den kriegführenden Parteyen

erfuhr. Unter andern nahmen die Franzosen einen Holländischen nach Hamburg gehenden Postwagen weg, worauf sich 100,000 Gulden an Geld befanden, das Holländischen Unterthanen gehörte. Vergebens beklagten sich die General-Staaten über diesen Raub, der noch dazu auf ihrem Gebiet geschehn war. Der Hof zu Versailles verweigerte alle Genugthuung, weil er glaubte in diesem Kriege eine Parteylichkeit der Holländer für die Engländer bemerkt zu haben, und überdem auch die Hamburger kränken wollte; und so wurde das geraubte Geld dem Partey-Gänger Cambefort zugesprochen.

Dieser Unwille der Französischen Regierung gegen die Stadt Hamburg hatte mancherley Veranlassungen. Es war natürlich, daß hier so wohl der Senat als die Einwohner sich geneigter fühlten, das Waffenglück ihrer Landsleute in den umliegenden Provinzen zu begünstigen, als deren Feinde zu unterstützen; sie beobachteten jedoch äußerlich eine genaue Unparteylichkeit, um ihren so blühenden Handel nicht in Gefahr zu setzen; denn diese Stadt hatte das seltne Glück, zu einer Zeit, wo ganz Deutschland, alle Provinzen, alle Städte und Dörfer, mehr oder weniger

die Drangsale des Kriegs fühlten, ganz allein von dieser Landplage verschont zu seyn, ja noch Vortheile daraus zu ziehn. Hier war es, wo so viele Lieferanten ihre Bedürfnisse hernahmen, wo so viele glückliche Speculationen gemacht, und ungeheure Summen aus den kriegführenden Ländern, besonders aus England, übersandt wurden. Diese reiche, freye, und in manchem Betracht glückliche Stadt sollte jedoch in diesen Tagen des Elends nicht ganz in Ruhe bleiben. Die Franzosen, so wie alle mächtige Völker, gewohnt über die Neutralität kleiner Staaten zu spotten, betrachteten in diesem Kriege alle, die nicht vollkommen auf ihrer Seite waren, als ihre Gegner; sie, die in so vielen mit Oesterreich verbündeten Provinzen Lieferungen ausschrieben, ohne sie zu bezahlen, die Reichsstädte Frankfurt und Bremen mit Gewalt einnahmen, hätten auch auf Hamburg vielleicht Versuche gemacht, wenn ihre Waffen glücklicher gewesen wären. Allein nicht der König von Dännemark, sondern der Herzog Ferdinand von Braunschweig war damahls Schutzherr von Hamburg; da sie also den Einwohnern nicht mit ihren Waffen schaden konnten, so griffen sie den Handel der Stadt an.

Diesen zu beunruhigen fand man bald einen Vorwand. Ein Hannöverscher Artillerie-Officier besucht seinen Freund, den Hamburger Kaufmann Wuppermann, und frägt ihn, wo er eine Anzahl blecherner Röhren verfertigt bekommen könnte. Wuppermann verweiset ihn an Klempner, mit denen der Officier den Kauf schließt, wofür der Kaufmann die Zahlung übernimmt. Der Französische Minister in Hamburg, Chambeaux, ein unruhiger Mann, der durch seine verderblichen Rathschläge schon Mecklenburg unglücklich gemacht hatte, erfährt es zufällig, und findet die Gelegenheit bequem, seinen National-Eifer und seine Autorität zu zeigen. Er entwirft in einem Memoire ein schreckliches Bild von dem Verbrechen des Kaufmanns, von seiner Verbindung mit Frankreichs Feinden, und verlangt unter allerhand Drohungen dessen Auslieferung. Eine solche Gewaltthätigkeit aber gegen einen Bürger auszuüben, war nicht so leicht in einem Freystaat, am wenigsten gegen einen angesehenen mit großen in- und ausländischen Handels-Häusern in Verbindung stehenden Kaufmann. In fast jedem andern Lande würde er ein Staatsopfer geworden seyn; in Hamburg aber konnte er es vermöge

der Constitution nicht werden. Der durch die Französischen Drohungen in Bestürzung gesetzte Magistrat schritt jedoch zur Untersuchung. Das Waarenlager des Kaufmanns und seine Handelsbücher wurden genau durchgesehn, allein man fand keine Spur weder von gemachten Lieferungen, noch von Verträgen dieser Art fürs zukünftige. Chambeaux war jedoch damit nicht zufrieden. Er bedrohte die Stadt mit dem Verlust ihrer Handels-Privilegien in Frankreich, mit dem Beschlag aller ihrer Schiffe in diesem Königreich, ja mit der Vernichtung ihres Handels durch Französische Caper. Nun wurde Wuppermann ein Gefangener in seinem Hause, und blieb es, bis der Hof zu Versailles selbst seine Unschuld erkannte. Es erfolgten aber bald neue Beschwerden gegen Hamburg, weil die Franzosen die hiesigen Werbungen der Preußen und ihrer Alliirten nicht leiden wollten, da denn Ludwig der funfzehnte am 24sten May 1760 alle im Jahr 1716 von ihm der Stadt bewilligte Handels-Vortheile vernichtete.

Es wurde in Schlesien, zwischen den Generalen Laudon und Goltz bis zum 21sten May 1761 ein Waffen-Stillstand geschlossen, mit der Bedingung, daß er nicht anders als nach

einer vier Tage zuvor geschehenen Aufkündigung unterbrochen werden durfte. Der Preußische General, Prinz von Bernburg, drang unter dem Schutz dieser Convention ins Glatzische und hob hier Recruten aus. Der dadurch aufgebrachte Laudon eilte auf diese Nachricht aus Wien herbey, und forderte die widerrechtlich genommene Mannschaft zurück. Der Prinz von Bernburg wollte sein Recht behaupten, und bezog sich darauf, daß das Land seinem König gehöre und ihm daher die Recrutirung darin frey stünde. Die Antwort Laudons war kurz. Er überfiel die ganz unvorbereitete Preußische Besatzung in Frankenberg, und nahm hier ein Bataillon Infanterie und eine Escadron Husaren gefangen, ein Verlust von wirklichen Soldaten, der mit dem Gewinn von einigen hundert rohen Bauerburschen in keinem Verhältniß stand. Nun hatte der Waffen-Stillstand auf einmahl ein Ende, und die blutigen, nichts entscheidenden Neckereyen gingen ihren Gang fort.

Der König Friedrich nahm nach dem Siege bey Torgau sein Winter-Quartier in Leipzig, wohin auch eine Menge Verwundeter nach der Schlacht gebracht worden war. Diese Stadt mußte jetzt für ihren Patrioti-

smus hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht, die Reichs-Truppen als Bundesgenossen ihres Königs in ihren Mauern zu behalten, und diesen Wunsch laut geäußert. Man wollte sie dafür bestrafen. Es geschahen daher von den Preußen neue und verstärkte Forderungen. Ungeheure Geldsummen sollten bezahlt, und unermeßliche Lieferungen an Landes-Producten gemacht werden. Der Magistrat schützte sein Unvermögen vor, das Verlangte zu verschaffen. Er berief sich auch auf die schriftlichen Versprechungen des Königs, die diesen Lieferungen ein Ziel setzten, welches man jetzt überschreiten wollte. Dies Ziel war eine Geld-Contribution von 500,000 Reichsthalern gewesen, die man abgetragen hatte. Die Vorstellungen aber halfen nichts; und da man fortfuhr sich zu sträuben, wurden gewaltsame Mittel gebraucht. Man hatte hier schon mehrmahlen die Farce gespielt, und mit Pechkränzen gedroht, ja solche wirklich an allen Häusern aufhängen lassen. Es hieß: Geld, oder die Stadt im Feuer. Da die Einwohner aber gute Gründe hatten, dem König eine solche Grausamkeit nicht zuzutrauen, und das Unüberlegte dieser Drohung geldgieriger Unter-Be-

fehlshaber bald einsahen, so that sie auch nicht die geringste Wirkung. Man lächelte anstatt zu zittern; und die Pechkränze wurden wieder abgenommen.

Nun sollten andre Versuche gemacht werden. Die vornehmsten Magistrats-Personen und die reichsten Kaufleute wurden ins Gefängniß geworfen, und wie Missethäter behandelt. Man sperrte sie auf einander gehäuft in Behältnisse ein, wo sie auf dem Stroh lagen. Die gemeinsten Bequemlichkeiten fehlten hier. Keine Betten, keine Stühle, keine warme Speisen wurden ihnen erlaubt. Anfangs hatten hundert und zwanzig dies Schicksal. Es dauerte aber nur zehn Tage, sodann ließ man sie los, bis auf siebzehn der Vornehmsten, die vier Monat lang im Kerker aushalten mußten. Personen, die des größten Wohlstandes gewohnt waren, mußten sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln begnügen, ihre durch den Luxus des Zeitalters verzärtelten Leiber auf der harten Erde herumwälzen, und einen heimlich zugesteckten Suppentopf, den ihre schönen Töchter bey ihren kindlichen Besuchen unter ihren seidenen Kleidern verbargen, als eine Beute betrachten. Sie lebten in gezwungener großer Un-

reinlichkeit, und hatten lange Bärte wie die Juden. „Nun ihr Hunde! wollt ihr bezah„len?„ war der gewöhnliche Morgen-Gruß des Contributions-Meisters, der seine Privat-Vortheile bey dieser grausamen Behandlung fand. Abgesondert von einander hätte man vielleicht bald den Endzweck erreicht, allein in Gesellschaft sprachen sie einander Muth und Geduld ein. Es wurde ein so genannter Esprit de Corps erzeugt, der allen Beleidigungen und Grausamkeiten trotzte. Nur erst, als man die sinnreiche Drohung äußerte, diese Häupter einer sehr reichen Stadt, Hausväter, deren Familien Tag und Nacht in Thränen schwammen, als Recruten nach Magdeburg zu liefern, und sie zu Fuße mit Ränzeln auf dem Rücken dorthin zu schleppen, und als man wirklich Anstalten dazu machte, da erst sank ihnen der Muth. Man bewilligte alles, was nur zu leisten möglich war *).

Die sämmtlichen Forderungen an die Stadt betrugen jetzt 1,100,000 Reichsthaler; aber selbst bey dem besten Willen diese Sum-

*) Der Verfasser brachte diesen Winter als Verwundeter in Leipzig zu, und erst nach seiner Wiederherstellung im März 1761 begab er sich zu seinem damahls in Altenburg einquartierten Regiment.

me zu erlegen, fehlte es gegenwärtig sehr an baarem Gelde. Der oft gedachte Kaufmann Gotzkowsky befand sich damahls in Leipzig, und war ein Zeuge des hier herrschenden Jammers. Der Magistrat, der die große Achtung des Königs für diesen Mann kannte, erflehete durch eine Deputation seine Vermittelung, die er auch gerne übernahm; und so wurde der Retter von Berlin, wenn gleich nicht der Retter von Leipzig, doch der wohlthätige Helfer dieser Stadt in der Stunde der Noth. Friedrich begnügte sich mit 800,000 Reichsthalern, und für diese Summe übernahm Gotzkowsky die Bürgschaft. Der König verlangte, er sollte sich für diesen einer fremden Stadt geleisteten Dienst eine Vergeltung ausmachen. Der Kaufmann aber hielt dies für unedel, und wurde Bürge ohne alles Interesse, weshalb ihm durch ein Raths-Decret vom 26sten Januar 1761 in rührenden Ausdrücken gedankt, und ihm alle nur ersinnliche Dienste sämmtlicher Bürger zugesichert wurden.

Die hier begangenen Grausamkeiten, die jedoch wahrscheinlich nicht in ihrem ganzen Umfange durch Königliche Befehle erzeugt wurden, kosteten vielen das Leben. Der

Gram legte Männer, Weiber, und Kinder ins Grab. Eine Menge Menschen verließ Leipzig; der Handel stand größtentheils stille, und die berühmten Messen waren jetzt nicht besser wie Jahrmärkte.

Die Nothwendigkeit, worin sich Friedrich befand, ungeachtet seiner theils von Feinden besetzten, theils verheerten Provinzen, gegen die größten Mächte Europens einen langwierigen und kostbaren Krieg zu führen, hatte ihn zu allerhand Hülfsmitteln veranlaßt, die nicht zu den gewöhnlichen gehörten. Das vornehmste derselben war, den Preußischen und Sächsischen Münzfuß zu erniedrigen. Dies Mittel wurde auf eine noch nie erhörte Art ausgedehnt. Die Münze war an den Berliner Juden Ephraim verpachtet, und dieser ließ jährlich eine unermeßliche Menge goldner und silberner Münzsorten von sehr verschiedenem Gehalt unter allerhand Stempeln prägen. Diese Pacht wurde von Jahr zu Jahr erhöht, und stieg endlich bis auf sieben Millionen Reichsthaler. Den Anfang machte man mit Sächsischen Gold- und Silberstücken, worauf, um allen Verdacht zu entfernen, die Jahrzahl 1753 gesetzt wurde. Hernach nahm man Preußische, Mecklenburgische,

und endlich auch Bernburgische Stempel, wozu man die Erlaubniß von dem Fürsten dieses letztern Landes erkaufte. Mit jedem Jahre wurde das Geld schlechter, so daß zuletzt der innere Werth der Augustd'or, die größtentheils aus Kupfer mit einem geringen Zusatz von Gold bestanden, nicht über anderthalb Reichsthaler gutes Silbergeld betrug. Die alten Augustd'or und Friedrichsd'or galten, anstatt der gewöhnlichen fünf Thaler, zwanzig Reichsthaler in den circulirenden Silbermünzen, die man spottweise Ephraimiten, oder auch Blechkappen nannte. Mit diesen letztern wurden die Preußischen Truppen und alle Bedürfnisse der Armee bezahlt, die Civil-Besoldungen berichtigt, und Handel getrieben. Diese leichte Methode, das Geld zu vervielfältigen, fand bald Nachahmer. Viele kleine Deutsche Fürsten, die das Münzrecht nie ausgeübt hatten, benutzten diese Gelegenheit schlecht Geld prägen zu lassen, womit sie ihren Hofstaat bezahlten, und altes Silbergeld einwechselten. Die großen im Kriege verwickelten Fürsten, der Landgraf von Hessen-Cassel, der Herzog von Braunschweig, und andere, thaten aus Noth ein gleiches; nur allein Hannover that es nicht, wo der diesem Lande eigne hohe

Münzfuß unverändert blieb. Auch fremde Nationen nahmen an dieser Speculation Antheil. Die Schweden, denen es von allen kriegführenden Mächten am meisten an Geld fehlte, waren die ersten, dies Mittel nachzuahmen; sie verbanden sich mit einigen Hamburger Kaufleuten, und legten in Stralsund eine große Münz-Manufactur an. Desgleichen wurden in der Englischen Manufactur-Stadt Birmingham, heimlich, viele hundert Centner von diesem Gelde gemacht, welches auch in Holland auf den Schiffen geschah.

Alle diese gleichsam um die Wette in ungeheurer Menge geprägten Gelder, denen das Volk den Nahmen Heck-Münzen gab, beförderten durch ihren erstaunlichen Umlauf Handel und Gewerbe außerordentlich. Die beständige Verminderung des innern Gehalts wurde daher weniger merkbar, und immer waren schon einige Millionen unters Volk gebracht, bevor man eine abermahlige Veränderung muthmaßte. Nur Hamburg allein wurde nicht damit betrogen; hier, wo man nach einer weisen Einrichtung alles in Banco-Geld, das heißt, in feinem Silber berechnet; hier, wo immerfort ganze Geldladungen als Remessen für Waaren ankamen, hier war man sorg-

fältig bemüht, die neuen Münzsorten chymisch zu prüfen und ihren Werth genau zu bestimmen. Diese Prüfung, die gleich bekannt gemacht wurde, war dem berühmten Nil-Messer in Aegypten nicht unähnlich; es war die vor allen Nationen ausgehangene Tafel, die den Gehalt dieses Pestgeldes der Welt zeigte.

Ganz Nord-Deutschland war damit überschwemmt. Die größten Handelsstädte besaßen Millionen von diesem Zaubergelde, das, ohne seine Form, Größe und Gepräge im geringsten zu verändern, immer schlechter an Gehalt wurde, und den Besitzer großer Summen mit eingebildeten Reichthümern täuschte. Selbst die Holländer waren damit überflüssig versehn, und glaubten nach geendigtem Kriege mit dieser Münze Preußisches Holz und Getreide sehr wohlfeil kaufen zu können. Alle rohe und verarbeitete Producte, und überhaupt alle Kaufmanns-Güther, stiegen in Paris nach dem Verhältniß des schlechten Geldes. Nur allein die nothdürftigsten Lebensmittel wurden nicht viel theurer, wie ehedem, weil sonst der gemeine Soldat sein Leben nicht hätte durchbringen können.

In Holland schlug man auf diesen Preußischen Münzgeist, der sich an so vielen Orten

zeigte, und sich immer nach Geisterart verwandelte, eine satyrische Schaumünze. Sie stellte eine Conversations-Scene zwischen Friedrich und dem Münz-Juden Ephraim vor, dem der König die Wangen streichelte. Die Inschrift war: „Dies ist mein lieber Sohn, „an dem ich Wohlgefallen habe.„

Die schrecklichen Wirkungen dieser Finanz-Operation offenbarten sich erst nach dem Frieden, wo viele tausend wohlhabende im Schooß der Ruhe lebende Menschen, ohne sonst durch den Krieg gelitten zu haben, ihr Vermögen verlohren; wo große, auf allen Börsen hochgeachtete Kaufleute Banquerot machten, und zahllose Familien an den Bettelstab kamen. Diese politischen Gräuel waren verheerender, als der Krieg selbst.

Die Kaiserin Maria Theresia bediente sich andrer Mittel, die ungeheuern Geldbedürfnisse für den gegenwärtigen Augenblick zu vermindern. Ihre Unterthanen mußten eine Vermögens-Steuer, zehn vom Hundert, erlegen; auch zog sie mit Päpstlicher Bewilligung, so lange der Krieg dauerte, den Zehnten von allen geistlichen Stiftungen. Aber auch diese großen Hülfsquellen waren nicht hinreichend. Man sann auf neue. Die

sämmtlichen Stabs-Officiere, vom Major bis zum Feldmarschall, bekamen in den letztern Kriegsjahren ihren Sold nicht in Geld, sondern in Papieren; diese waren nicht den Banknoten ähnlich, auch nicht zum Circuliren bestimmt, sondern eigentlich Staats-Obligationen. Diejenigen, die nicht die verheißene Bezahlung nach geendigtem Kriege abwarten konnten, oder wollten, verkauften ihre Papiere mit einem ansehnlichen Verlust, an eine vom Kaiser Franz ausdrücklich dazu errichtete Bank, der dabey die Stelle eines Hof-Banquiers vertrat. Es waren seine eignen Schätze, ganz abgesondert von den Einkünften seiner Gemahlin, die der Monarch auf diese Weise benutzte. Auch die meisten Lieferungen für die Truppen wurden mit solchen Papieren bezahlt.

Zu diesen Hülfsquellen kamen manche patriotische Aufopferungen. Der Fürst Wenzel von Lichtenstein, der reichste Unterthan des Oesterreichischen Staats, zeigte hier ein großes Muster. Als Chef des Oesterreichischen Artillerie-Corps setzte er es nicht allein auf eigne Kosten in einen vortrefflichen Zustand, sondern unterhielt auch einen Theil desselben von seinen Privat-Einkünften, wofür ihm

die Kaiserin mitten im Kriege eine metallene Bildsäule errichten ließ, die im Arsenal zu Wien aufgestellt wurde. Auch andre reiche Privat-Personen bewiesen auf mancherley Art ihren Patriotismus, obgleich bey weitem nicht verhältnißmäßig mit ihren großen Reichthümern; und die Damen des Wiener Hofes, um in ihrem Diensteifer nicht zurück zu bleiben, gaben — ihre Juwelen her? Nein! sie — zupften Scharpie. Der Begriff von Wohlthätigkeit gesellte sich zu diesem patriotischen Gedanken. Hiezu kam das große menschenfreundliche Beyspiel der Maria Theresia, die mit ihren kaiserlichen Händen zum Dienst gemeiner verwundeter Soldaten selbst Scharpie machte. Nun wurde es Ton, und endlich Seuche, die sich in der ganzen Stadt ausbreitete. Die Weiber der Handwerksleute leerten ihre alten Waschschränke aus, um durch Aufopferung ihrer Hemden auch thätigen Antheil am Kriege zu nehmen. Der Leinwandshandel in Oesterreich kam dadurch empor, und die Scharpie wurde fuderweise nach den Feld-Hospitälern gesandt, so daß man endlich bitten mußte, mit diesen guten Werken inne zu halten.

Die Hoffnung, Schlesien endlich noch zu erobern, war in dieser Kaiserstadt jetzt nach einem fünfjährigen fruchtlosen Kriege noch gar nicht geschwächt. Die Einnahme von Glatz gab dieser Hoffnung vielmehr neue Nahrung; dabey zeigten die mächtigen Bundsgenossen immer noch den besten Willen. Sie betrachteten den Sieg bey Torgau wegen des großen Blutverlustes eben so wie eine Niederlage des Königs von Preußen, und beharrten fester als jemahls auf dem Grundsatz, seine Gefangenen nicht zu ranzioniren. Es fehlte ihm dennoch nicht an Soldaten. Da der Ackerbau in seinen Staaten wegen der unaufhörlichen Verheerungen ganz danieder lag, so vertauschten Tausende von jungen Landleuten den Pflug mit der Muskete. Das Längenmaaß des Körpers kam jetzt nicht sehr in Betrachtung. Man brauchte nur Menschen, und diese Menschen wurden sehr geschwind zu Soldaten gestempelt. Gleich nach der Aushebung solcher Recruten, noch ehe sie ihre vaterländischen Provinzen verließen, bemühete sich eine Menge abgeschickter Officiere und Unter-Officiere, Tag und Nacht sie zu modeln. Kaum ließ man sie zu Athem kommen. Hier galt keine Kälte, kein Schnee, keine Dunkelheit, kein

Sonn- und Festtag. Unablässig wurden sie montirt, dressirt und exercirt, auf Marktplätzen, auf Feldern, in Ställen und Scheunen, so daß sie immer schon ganz geformt und Soldaten ähnlich zu ihren Regimentern stießen, und gleich Kriegsdienste thun konnten.

Die Anzahl alter Soldaten war nach so vielen Schlachten bey allen kriegführenden Heeren nur geringe. Bey den Preußen aber ersetzte der mit der Muttermilch eingesogene militairische Geist den Mangel der Dienstjahre. Da so viele ihrer Officiere gefallen waren, und der König ihre Stellen ungerne anders als mit Edelleuten besetzte, so wurden immer Jünglinge, weit entfernt vom männlichen Alter, aus dem Cadetten-Corps in Berlin gehoben, und zur Armee gesandt *). Diese Jünglinge aber waren völlig formirte Soldaten, und in allem, körperliche Kräfte allein ausgenommen, den Veteranen andrer Heere ähnlich. Ungeachtet ihrer edeln Geburt, unter der Muskete erzogen, zu grober Kost gewöhnt, und durch Wachten in Frost und Hitze

*) Der Verfasser war noch nicht vierzehn Jahr alt, als er mit noch neun und dreyßig andern Cadetten im December 1758 nach Breslau zum Haupt-Quartier des Königs geschickt wurde, wo Friedrich selbst diese Cadetten unter die Regimenter vertheilte.

abgehärtet; dabey waren sie mit allen Theilen des Dienstes vertraut, und voll hoher Begriffe von militairischer Ehre. Oft wurden sie bald nach ihrer Ankunft bey der Armee zu erheblichen Kriegs-Verrichtungen gebraucht, die sie so wie die ältesten Officiere mit männlichem Ernst, Sachkenntniß, und Eifer vollbrachten. Bisweilen exercirten sie die Recruten der Regimenter in großen Haufen zusammengezogen, man gab ihnen kleine Commandos, man machte sie zu Adjutanten. Im Treffen munterten sie selbst alte Soldaten durch Zureden auf, und flößten ihnen durch ihr Beyspiel Muth ein. Die Oesterreicher fanden oft unter den gemachten Gefangenen dergleichen Jünglinge, und da sie nur allein die Lebensjahre betrachteten, und um das übrige sich wenig bekümmerten, so schlossen sie daraus auf das große Menschenbedürfniß Friedrichs, der nach ihrer Meinung jetzt zu Kindern seine Zuflucht nehmen müsse, den Soldaten-Abgang zu ersetzen.

Der Haß, der zwischen kriegführenden Nationen beständig wächst, war nach und nach zu einer sehr großen Höhe bey den Oesterreichern und Preußen gestiegen, wovon diese Geschichte viele Beyspiele geliefert hat. Die erstern besonders, die damahls in der Cultur noch so

weit zurück und leer an Kenntnissen waren, zeichneten sich in diesem National-Haß aus. Nach ihren politischen Begriffen war der Krieg Friedrichs eine strafbare Empörung gegen Kaiser und Reich, und nach ihrem religiösen Wahn bekämpfte man Ketzer, deren Ausrottung verdienstlich war. Durch die Unfälle bey Landshut und Glatz im Anfang des Feldzugs war die Anzahl der Gefangenen beträchtlich vermehrt worden. Mit der größern Menge nahm die üble Behandlung zu, und oft wurden diese unglücklichen Preußen zu Hunderten in das für Missethäter bestimmte Stockhaus in Wien gesteckt, und dort durch Mißhandlungen gezwungen Oesterreichische Dienste zu nehmen. Die gefangenen Preußischen Officiere aber wurden in kleinen Städten aufbehalten, damit, wie es hieß, der Gift ihrer politischen und Religions-Meinungen sich nicht weiter verbreiten möchte. Nach diesen Grundsätzen wurden sie sehr ungroßmüthig behandelt. Man gab ihnen oft in langer Zeit keinen Sold, und überließ den Unterhalt dieser größtentheils sehr armen Ehren-Diener der Barmherzigkeit mitleidiger Menschen. Die Bitten der niedern Officiere fruchteten so wenig, als die Vorstellungen der gefangenen Generale.

Fouquet konnte bey diesem Leiden nicht schweigen. Zwar hatte man ihn mit auszeichnender Achtung und Schonung behandelt, allein sein Herz war zu groß, um sich auf Kosten seiner jammernden, von ihm Hülfe erwartenden Kriegs-Cameraden, durch eine nichtswürdige Distinction bestechen zu lassen. Er sprach ernstlich, und da man diesen Ton für einen Kriegsgefangenen unschicklich fand, so stimmte er ihn noch höher. Er, der Freund seines Königs, voll Enthusiasmus für den Preußischen Dienst, und überzeugt, daß man ihn wegen dieser Eigenschaften in Wien persönlich haßte, äußerte jedoch jetzt seine Beschwerden mit zu vieler Hitze. Er bediente sich Ausdrücke in Ansehung der Kaiserin und ihrer Minister, die nur allein in England ungestraft gesagt werden können. Er redete von Niederträchtigkeit, von Betrug, und von unwürdigen Ministern, die Theresiens Thron umringten, und jede Wahrheit von ihr entfernt hielten. Diese Sprache war in Oesterreich neu; auch wurde sie als ein Verbrechen der beleidigten Majestät betrachtet, und, wie man in Wien wähnte, dadurch mit großer Gelindigkeit gestraft, daß man den gefangenen kranken Feldherrn von Brugg an der Leutha nach

Carlstadt in Croatien schleppte, von seinen Bedienten trennte, und in ein Gefängniß auf der Festung einsperrte. Friedrich, der weit mehr gefangene Generale von den Oesterreichern, als diese von ihm, hatte, rächte seinen Freund, und ließ die vier vornehmsten Oesterreichischen Generale, die bisher in der Stadt Magdeburg ohne alle Einschränkung gelebt hatten, nach der Citadelle bringen. Dieser Repressalien-Krieg ging noch weiter. Die Oesterreicher wollten nicht zurückbleiben, und ließen auch die vornehmsten Preußischen Generale unter ihren Gefangenen nach Kufstein in enge Verwahrung bringen. Nun that Friedrich ein gleiches mit allen übrigen gefangenen General-Lieutenants, denen er die Citadelle zu ihrem Aufenthalt anwies, wozu sich einige sehr ungern bequemten, ja einer so gar mit Gewalt gezwungen werden mußte, sein gutes Quartier in der Stadt mit einem Festungszimmer zu vertauschen. Dieses veranlaßte eine sonderbare Correspondenz zwischen dem Markgrafen Carl von Preußen und dem General Laudon. Man machte sich von beiden Seiten sehr bittre Vorwürfe, wodurch die Sache jedoch nicht besser wurde. Die Repressalien dauerten fort, und alle diese Kriegs-

Befehlshaber beider Theile blieben als Missethäter eingesperrt bis zum geschlossenen Frieden, der auch der Erlösungs-Termin der Preußischen Generale war. Fouquets Leiden für die Sache des Königs blieb nicht unbelohnt. Nie war Friedrich dankbarer, als gegen diesen Feldherrn, der nach dem Kriege, mit Geschenken überhäuft, von seinem Regiment und Gouvernement entfernt, sich um keinen Dienst bekümmerte, sondern in der Stadt Brandenburg ganz nach seiner Phantasie lebte, und die Freundschaft seines Monarchen mit ins Grab nahm.

Die Franzosen eröffneten diesen Feldzug vom Jahr 1760 mit 130,000 Mann, von denen 100,000 in Westphalen, und 30,000 am Rhein agiren sollten. Broglio hoffte dadurch die alliirte Macht zu trennen. Die Ausführung seiner Entwürfe wurde jedoch durch die geringe Unterwürfigkeit einiger vornehmen Befehlshaber sehr gehemmt, die mit des Marschalls rangwidriger Beförderung sehr unzufrieden waren. Dies erzeugte Unentschlossenheit, wodurch der Herzog Ferdinand Zeit gewann, die in 7000 Mann bestehende Verstärkung der Brittischen Truppen aus England über Embden an sich zu ziehen, so daß die Brittische Armee unter seinem Com-

mando jetzt 20,000, so wie sein ganzes Heer 70,000 Mann stark war. Der Tod des Landgrafen von Hessen-Cassel, der im Januar starb, machte keine Veränderung in den politischen Verbindungen; denn der neue Regent bestätigte alle Verträge seines Vaters, und blieb dem angenommenen System getreu. Die Gemahlin dieses Fürsten ward als Vormünderin ihrer Söhne Regentin der Grafschaft Hanau. Da aber die Regierung dies durch öffentlichen Anschlag dem Volke bekannt machen ließ, ohne die Französischen Generale um Erlaubniß zu fragen, so wurden alle Räthe und Staatsdiener bis auf den geringsten Canzellisten, so wie auch alle Magistrats-Personen in Hanau arretirt, und zu einer Geldstrafe von 100,000 Reichsthalern verdammt.

Ferdinand wünschte nun nach erhaltener Verstärkung die Franzosen anzugreifen, die Miene machten ins Churfürstenthum Hannover einzudringen, und setzte sich deshalb in Bewegung; der Erbprinz führte die Avant-Garde, und stieß bey Corbach auf den Feind. In der Meinung, es wäre bloß ein detaschirtes Corps, hielt er dessen Angriff standhaft aus; allein dies Corps hing mit der Französischen Haupt-Armee zusammen, und wurde immer

durch frische Truppen unterstützt; dagegen es dem Herzog Ferdinand nicht möglich war, dem Erbprinzen zeitig genug zu Hülfe zu kommen. Es blieb diesem daher nichts als ein Rückzug übrig, der mit vieler Ordnung geschah. Die Französische Cavallerie wandte zwar alles an ihn zu hindern; allein der Erbprinz setzte sich selbst an die Spitze seiner Reiterey, und schlug die feindliche zurück. Die Alliirten verlohren bey diesem Gefecht an Todten, Verwundeten und Gefangenen 800 Mann, und funfzehn Canonen. Der Erbprinz selbst war verwundet, und wurde, ungeachtet seines Verlusts, wegen seiner großen Entschlossenheit und der weisen Maaßregeln, womit er einer gänzlichen Niederlage zuvorkam, von Freunden und Feinden bewundert. Er war indessen voller Ungeduld seinen Verlust wieder gut zu machen. Den 16ten Julius, nicht länger als sieben Tage nach dem Treffen bey Corbach, griff er ein andres Französisches Corps bey Emsdorf an; es wurde völlig geschlagen, und 2700 Mann zu Gefangenen gemacht, worunter sich auch der Anführer des Corps, General Glaubitz, selbst befand; dabey erbeutete man, außer einer Anzahl Canonen und Fahnen, das ganze Lager nebst einer Menge Ba-

gage und Kriegsgeräthe. Broglio machte dagegen einen Versuch, das Corps des Hannöverschen Generals Spörken aufzuheben; es wäre ihm auch gelungen, wenn der letztere sich nicht eiligst zurückgezogen hätte, und die alliirte Armee nicht zu seiner Unterstützung herbey geeilt wäre.

Das Wirtembergische Corps, das wir auf dem Kriegs-Schauplatz in Sachsen gesehn, war im Anfang dieses Feldzugs aus Französischen Diensten entlassen worden, weil der regierende Herzog nicht dem Verlangen des Hofes zu Versailles gemäß unter dem Commando des Sächsischen Prinzen Xaver stehen wollte, der als Bruder der Dauphine einen größern Einfluß im dortigen Cabinet als der Herzog hatte. Die mißvergnügten Französischen Generale, der Graf St. Germain, der Graf Luc, und der Marquis Boyer, verließen nun auch die Armee, und entsagten dem Dienst ihres Königs. Ihre Entfernung veranlaßte viele Unordnung. Ferdinand wünschte dieses zu benutzen, und griff die kleinere Armee der Franzosen, 35,000 Mann stark, die der Ritter Muy commandirte, bey Marburg an, und zwar zugleich auf beiden Flanken, von vorne, und im Rücken. Das Treffen

sen geschah den 31sten Julius, und war sehr hartnäckig, bis der Lord Granby mit der Englischen Reiterey herbey kam, nachdem sie in vollem Trabe einen Weg von zwey Stunden gemacht hatte; und nun fiel sie auf die schon in großer Unordnung fechtenden Franzosen, die sich jetzt durch die Flucht zu retten suchten. Ihre Reiterey stürzte sich in die Dimel, um durchzusetzen; es gelang auch; allein die fliehenden Schaaren der Infanterie, die einen ähnlichen Versuch machen wollten, waren nicht so glücklich, und viele ertranken in diesem Fluß. Ihr Verlust, ohne die Fahnen und Canonen zu rechnen, war 5000 Mann an Todten, Verwundeten, und Gefangenen. Die Alliirten zählten 1200 Todte und Verwundete. Das Kriegsglück zeigte jedoch seinen Wankelmuth auffallend; denn an eben diesem Tage wurde Cassel erobert, nachdem der General Kielmansegge sich wegen Ueberlegenheit des Feindes aus Hessen ins Hannöversche gezogen hatte. Der Erbprinz überfiel bald darauf bey Zierenberg in der Nacht ein kleines Französisches Corps, wobey er 500 Gefangene machte. Auch in Marburg wurden die Franzosen vom General Bülow überfallen, und ihre dort befindliche Bäckerey ruinirt.

Der Mangel an Festungen in Nieder-Sachsen und Westphalen erzeugte hier eine große Lebhaftigkeit im kleinen Kriege, eine beständige Abwechselung bey den Eroberungen der Städte und der Besitznehmung der Länder, die so schnell eingenommen, als wieder verlassen wurden. Bald waren die Franzosen Meister einer Provinz, die sie als ihr Eigenthum betrachteten, und daher Pächter aus Paris sandten, um sie nach ihrer Methode auszusaugen. Oft aber, ehe noch diese Pächter anlangten, war kein Dorf mehr von der dem Ruin gewidmeten Provinz in den Händen der Franzosen. Diese Französischen Eroberungen machten daher wenig Eindruck; sie bestimmten gewöhnlich die Wahl der Alliirten, an welchem Ort man zuerst den Feind angreifen müsse. Jetzt ereignete sich eben ein solcher Vorfall. Während der Progressen der alliirten Haupt-Armee, waren Minden, Cassel, Göttingen, Eimbeck und Ziegenhayn weggenommen worden, und Hameln wurde mit einer Belagerung bedroht. Alles dieses aber war wegen Kürze der Dauer einem Traum ähnlich. Luckner erschien wenig Tage nachher, verhinderte das weitere Vordringen der Eroberer, trieb sie von Hameln zurück, und machte

eine Menge Gefangene. Dagegen nahmen die Franzosen in Ziegenhayn auch 800 Alliirte gefangen; das Feld-Lazareth der Alliirten in Cassel fiel ihnen auch in die Hände, und sie machten Miene sich hier zu behaupten.

Broglio hatte eine außerordentliche Uebermacht an Truppen, mit denen er aber wegen des herrschenden Mißvergnügens keine Schlacht wagen wollte; er verschanzte sich vielmehr nahe bey Cassel, ließ Göttingen befestigen, und überließ es Ferdinand durch streifende Parteyen die Unterhaltungs-Mittel der Franzosen zu schwächen, und ihre Magazine zu vernichten. Die Hülfsmittel, für ihr so großes Heer in ausgezehrten Provinzen die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, wurden immer kostbarer, und die Verlegenheit größer. Die Französische Armee brauchte damahls täglich für ihre Pferde 100,000 Rationen, daher auch fast alle Tage 15,000, auch 20,000 Mann unter der Bedeckung starker Corps zum Fouragiren ausgeschickt werden mußten.

Die Engländer waren in dieser Zeit völlig Herren des Meeres geworden. Ihre Kriegsschiffe gaben auf diesem Element allen Seemächten in Europa Gesetze, und auch in den andern Welttheilen gingen ihre Progressen un-

aufhaltsam fort. Die Franzosen waren bey Quebeck total geschlagen worden, und ganz Canada war im Besitz der Sieger, die nun ihr Augenmerk auf die Französischen Inseln in West-Indien richteten. Das Englische Cabinet, das der große Pitt jetzt völlig beherrschte, beschloß nun, wo möglich, den Krieg im Herzen Frankreichs zu führen. Diesem Entwurf zu Folge wurde der Erbprinz mit einem Corps von 15,000 Mann nach Cleve geschickt, die Franzosen dort zu vertreiben. Um sich zu verstärken, zog er auch einen Theil der Besatzungen von Münster und Lipstadt an sich. Sodann ging er über den Rhein, ließ seine leichten Truppen in den Niederlanden streifen, machte eine Menge Gefangene, und berennte Wesel. Das anhaltende Regenwetter, wodurch die Landstraßen ganz unwegsam wurden, das die Flüsse anschwellte, und den Transport des schweren Geschützes aufhielt, hemmte aber seine Operationen sehr. Dennoch wurden die Laufgräben vor dieser Festung den 10ten October geöffnet, und die Belagerung förmlich angefangen. Die Wichtigkeit des Orts veranlaßte Broglio, die nachdrücklichsten Maaßregeln zu dessen Entsatz zu nehmen. Der General Castries wurde mit einem

Corps von 20,000 Mann dazu abgeschickt, wozu bey Nuys noch 10,000 Mann stießen. Mit dieser Armee kam er nach forcirten Märschen bey Rheineberg an. Ein Treffen war nun unvermeidlich. Es geschah den 16ten October bey Kloster Campen. Der Erbprinz, obgleich weit schwächer, griff den Feind lebhaft an, der nahe an einem Walde bey Rumpenbroeck vortheilhaft postirt stand, und nahm selbst einen Französischen Obersten gefangen, der, ohne die Annäherung des Feindes zu ahnen, seine Posten im Holz visitiren wollte. Dieser Officier ward kaum den Feldherrn der Deutschen gewahr, den er jedoch nicht kannte, so eilte er auf ihn zu und sagte: „Sie „sind mein Gefangener.„ „Nicht ich,„ erwiederte der Erbprinz, „sondern Sie sind der „Gefangene; denn Sie befinden sich mitten „unter meinen Grenadieren.„

Man stritt von früh Morgens bis zum Abend mit außerordentlichem Muth von beiden Seiten. Es war jedoch den Alliirten nicht möglich, die Franzosen aus dem Walde zu vertreiben. Alle Versuche schlugen fehl. Der Erbprinz selbst schonte sich nicht; er wurde abermahls verwundet, und ein Pferd ihm unterm Leibe erschossen. Die Alliirten zogen

sich endlich mit der größten Ordnung zurück, ohne vom Feinde verfolgt zu werden, obgleich ihr Rückzug über die vom Strom zerrissene Rhein-Brücke ging. Sie hatten einen vornehmen General, den Baron Wrangel, und einige hundert andre Französische Soldaten zu Gefangenen gemacht, auch einige Canonen erbeutet, aber auch selbst einen ansehnlichen Verlust erlitten. Das Treffen war blutig gewesen; die Alliirten zählten 1600 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, und die Franzosen 2600. Dennoch wäre es diesen leicht gewesen, von dem Umstand der zerrissenen Rhein-Brücke außerordentliche Vortheile zu ziehn. Der Erbprinz sahe auch die ganze Gefahr seiner Lage, und um sie zu verbergen, stellte er sich in Schlachtordnung, als ob er den Feind nochmahls angreifen wollte, wodurch er denn die nöthige Zeit gewann. Nun wurde die Belagerung von Wesel aufgehoben, und der Erbprinz lagerte sich bey Bruynen.

Dies Treffen bey Kloster Campen, als Blut-Scene durch größere Treffen, noch mehr aber durch Schlachten verdunkelt, und auch als Staats-Unfall von geringem Erfolg, wurde jedoch durch einen außerordentlichen Vor-

fall der Menschheit merkwürdig; ein Vorfall, dessen sich die Nachwelt erinnern wird, wenn Treffen und Heerführer vergessen seyn werden. Es war die größte, die edelste, die interessanteste Privat-Handlung im ganzen Kriege. Der Ritter Assas, ein junger Französischer Officier vom Regiment Auvergne, der ein Detachement als Vorposten commandirte, wurde in der Nacht im vorgedachten Walde von den Alliirten überfallen. Es war finster, und er in einiger Entfernung von seinem Haufen. Auf einmahl wird er ganz allein von einer Kriegsschaar umringt. Hundert Bajonette zum Stoß bereit, gegen seine Brust gerichtet, drohen ihm bey dem geringsten Laut einen augenblicklichen Tod. Der große Condé sagte: „Man zeige mir eine Gefahr, wo keine Rettung möglich ist, und ich werde zagen.„ Es war keine für den Ritter denkbar, wenn er seinen Soldaten die Gegenwart des Feindes zuschrie; ja selbst die Rettung der Seinigen war durch seinen Tod nicht gesichert. Umsonst! Assas dachte nur an seine Pflicht. Er rief: „Auvergne! hier sind Feinde!„ und im nämlichen Augenblick wühlten alle Bajonette in seinen Eingeweiden. Wenn die Decier im Kriege freywillig ihr Leben opferten,

so war der Gedanke, dadurch das Wohl ihres Vaterlandes in critischen Augenblicken zu befördern, die mächtige Triebfeder dieser Opfer; sie rechneten auf die Bewunderung Roms, auf Bildsäulen, Tempel und Unsterblichkeit. Assas, in einem niedrigen Range, hatte keine solche Aussichten, und gab sich in der Blüthe seiner Jahre einem gewissen Tode preis.

Diese große That blieb siebzehn Jahre lang unbelohnt und vergessen. Erst im Jahr 1777 machte der Kriegs-Minister, Prinz von Montbarey, sie dem Könige von Frankreich bekannt, und bat um eine Pension für die dürftige Familie des Helden, die der Monarch auch bewilligte. Die ganze Nation nahm nun Antheil an dieser Aufopferung, die große Künstler durch Pinsel und Grabstichel zu verewigen suchten; auch ward der Werth derselben im Jahre 1790 nicht vergessen, da die Französische National-Versammlung diese Pension zu den sehr wenigen Ausnahmen rechnete, sie als eine Volksschuld betrachtete und sie unabgeändert zu zahlen befahl.

Der Winter näherte sich. Es war November; noch aber hörten die Kriegs-Operationen von Seiten der Alliirten nicht auf. Broglio hingegen zeigte eine ihm ungewöhnli-

che Unthätigkeit; er stand unbeweglich in einem festen Lager bey Eimbeck, und hatte mehrere Detachements abgeschickt. Diese Schwächung, und die Entfernung der Armee des Soubise veranlaßte bey Ferdinand den Wunsch einer Schlacht. Er wandte alle Mittel an, Broglio dazu zu vermögen; allein vergebens. Ihn in seinem festen Lager anzugreifen, war eine zu gewagte Unternehmung. Ferdinand begnügte sich daher Bewegungen zu machen, als ob er Broglio's Communication mit Göttingen abschneiden wollte. Er blokirte auch wirklich diese für die Franzosen äußerst wichtige Stadt, die mit einem auserlesenen Corps von 5000 Grenadiers de France besetzt war. Ihr Anführer war der General Vaux, ein Greis, der sich schon bey achtzehn Belagerungen befunden hatte, und an den Armen und Schenkeln lahm geschossen war. Er machte vortreffliche Anstalten. Die Einwohner waren bey Zeiten erinnert worden, sich auf fünf Monate mit Lebensmitteln zu versehn. Alle Häuser wurden nun visitirt, und jeder Mundvorrath, der nur genießbar war, aufgezeichnet. Da es anfing zu frieren, mußten die Schmiede Haken und Hacken zum Aufeisen verfertigen; ferner ließ er Eisböcke machen, um die Gewalt

des Eises zu brechen. Auch befahl er die Schleusenthüren aufzuziehn, und den Bogen der kleinen Brücke zu verstopfen; worauf eine starke Ueberschwemmung erfolgte. Dabey that er am 12ten October einen verzweifelten Ausfall. Die späte Jahreszeit kam ihm zu Hülfe; die Gewässer schwollen an; es rissen Krankheiten unter den alliirten Truppen ein, die Menschen und Pferde wegrafften. Selbst die Transporte konnten wegen der vielen todten Pferde nicht fortkommen, womit die Landstraßen bedeckt waren. Die Alliirten gaben nun alle Hoffnung auf, sich dieser Stadt zu bemeistern, die überdem auf so viele Monate mit Proviant versehn waren. Durch diese versuchte Blokade, die zwanzig Tage gedauert hatte, wurde jedoch Ferdinands Zweck völlig erreicht. Der Französische Feldherr marschirte zurück, und bezog in und um Cassel die Winter-Quartiere. Soubise aber ging mit seiner Armee nach dem Nieder-Rhein, und quartierte sie längs diesem Fluß ein. Auch die Alliirten, die jetzt in Westphalen keinen Feind mehr hatten, bezogen in dieser Provinz ihre Winter-Quartiere.

Ferdinand wandte jetzt alle Sorgfalt an, die von den Franzosen in Westphalen und

Ost-Friesland zerstörten Magazine wieder anzufüllen. Theils geschah der Einkauf in Holland und England, theils in den Häfen an der Ost-See, wo man die Vorsicht gebraucht hatte, eine große Menge Lebensmittel und Getreide so wohl für die Armee, als für die ausgeleerten Provinzen im Voraus aufzukaufen; Maaßregeln, die durch die allezeit fertigen Guineen erzeugt wurden, und ohne welche der größte Mangel sich in den ausgesogenen Ländern bald ausgebreitet haben würde.

Man hielt jetzt den Feldzug für geendigt. Allein Ferdinand war voll kühner Entwürfe, die er im tiefsten Winter ausführen wollte. Die Franzosen waren Meister von Hessen, und besaßen hier sehr große Magazine; dabey waren ihre Armeen so postirt, daß sie einen ungeheuern halben Mond formirten, der sich von Göttingen bis Wesel erstreckte.

— 1761 —

Es war am 11ten Februar 1761, als Ferdinand in vier Colonnen aufbrach, und die Französischen Quartiere von allen Seiten anfiel. Die Franzosen geriethen in die äußerste Bestürzung, und flohen ohne Stand zu halten. Sie ließen Cassel, Göttingen, Mar-

burg, kurz alle Plätze, die die stärksten Glieder ihrer großen Truppen-Kette gewesen waren, hinter sich zurück. Cassel blieb mit 10,000 Mann, und Göttingen mit 7500 Mann besetzt. Die wenig befestigten Posten der Franzosen gingen einer nach dem andern verlohren; sie vernichteten die Magazine, und flohen. Die Alliirten aber folgten ihnen so geschwinde auf dem Fuße nach, daß sie noch fünf große Magazine vor der bestimmten Zerstörung retteten. In einem derselben fanden sie 80,000 Mehlsäcke, 50,000 Säcke mit Haber, und eine Million Rationen Heu. Um die erlangten Vortheile auszudehnen, näherte sich der Hannöversche General Spörken mit einem Corps den Sächsischen Gränzen; seine Absicht war, sich hier mit einem Preußischen Corps zu vereinigen. Die Sächsischen Truppen, in Verbindung mit den Reichs-Truppen, bemüheten sich aus allen Kräften dieses zu verhindern. Es kam deshalb den 15ten Februar bey Langensalze zu einem blutigen Treffen, worin die Sachsen geschlagen wurden, und 5000 Mann verlohren. Die Folge dieses Sieges war, daß viele noch bis jetzt von den Franzosen behauptete Posten auch verlassen wurden, und daß die Ueberläufer schaaren-

weise ankamen. Alles dieses aber war nur von geringem Nutzen, so lange Cassel noch in Französischen Händen war. Die Belagerung dieser Stadt zeigte die größten Schwierigkeiten; der Ort war mit allem reichlich versehn; hiezu kam die üble Jahreszeit, eine sehr zahlreiche Besatzung, und ein Befehlshaber voller Muth und Ehrgeitz. Dies war der Graf von Broglio, Bruder des Französischen Heerführers. Er hatte sich auf eine lange Vertheidigung vorbereitet, und für den Nothfall eine Menge Pferdefleisch einsalzen lassen. Die schönen Gärten vor der Stadt wurden dem Erdboden gleich gemacht, und nichts verschont, was nur irgend zur Behauptung des Orts beytragen konnte. Nun wandte er alle Kräfte an, den Feind abzuhalten.

Ferdinand postirte seine Armee so, daß er Marburg und Ziegenhayn blokirte, und die Belagerung von Cassel gegen alle Angriffe decken konnte, und nun wurden den ersten März, mitten im Winter die Laufgräben geöffnet, wobey man keinen Schuß auf die Stadt, sondern bloß auf die Festungswerke that. Der Graf von der Lippe-Bückeburg, damahls vielleicht der größte Artillerist in Europa, commandirte das aus 15,000 Hannoveranern be-

stehende Belagerungs-Corps. Er konnte aber aus Mangel an Munition nichts ausrichten, deren schleunige Herbeyschaffung wegen der sehr bösen Wege unmöglich war. Hiezu kam, daß dem Heerführer Broglio zu viel an der Erhaltung dieser Stadt gelegen war, um nicht alles zu wagen; er zog daher seine sämmtlichen Truppen am Nieder-Rhein zusammen, rückte vorwärts, und fiel bey Grünberg den Erbprinzen an. Das Terrain war für die Franzosen vortheilhaft, und ihre außerordentliche Uebermacht entschied vollends den Sieg. Die Alliirten verlohren, außer einer großen Anzahl Todter, 2000 Mann, die zu Gefangenen gemacht wurden; dabey büßten sie zwölf Canonen und achtzehn Fahnen ein. Diesem Unfall folgten viele andre. Man hatte die Blokaden von Marburg und Ziegenhayn in Belagerungen verwandelt. In letztern Ort wurden binnen achtzehn Tagen 1500 Bomben geworfen. Die Stadt ging im Feuer auf, allein die Französische Besatzung wehrte sich tapfer; da nun ein unaufhörliches Regenwetter es unmöglich machte, die Laufgräben förmlich zu eröffnen, so wurden beide Belagerungen aufgehoben. Ein gleiches geschah nun auch mit der Belagerung von Cas-

sel, die vier Wochen gedauert hatte; dabey wurden auch alle kürzlich in Besitz genommene Posten wieder verlassen. Ferdinand ging mit seiner Armee nach Paderborn. Nun waren die Franzosen von neuem Herren von ganz Hessen, und hatten einen offenen Weg ins Churfürstenthum Hannover. Nichts hielt ihre fernern Operationen auf, als der Mangel an Magazinen, deren Verlust nun für sie von der größten Wichtigkeit war. Beide Theile begnügten sich jetzt, in ihren Cantonnirungs-Quartieren ruhig zu bleiben.

Diese gezwungene Unthätigkeit währte bis Ende des Junius. Ferdinand brach zuerst auf, und entschlossen die Franzosen anzugreifen, rückte er auf die Armee des Soubise los. Dieser Feldherr aber wich dem Treffen aus, und zog sich eiligst nach Soest zurück, wobey er sechs Canonen und vier hundert Brotwagen verlohr. Auch Broglio brach von Cassel auf. Er traf auf dem Marsch an der Dimel das Corps des Hannöverschen Generals Spörken an. Dieser, obgleich vortheilhaft postirt, wollte sich mit einer so großen Armee nicht einlassen; er zog sich fechtend zurück, und überließ den Franzosen 800 Gefangene, 19 Canonen, und 170 Wagen.

Ferdinand ließ indessen die Franzosen beständig durch leichte Truppen harrassiren, zerstörte ihre neu angelegten Magazine, und fing ihre Transporte auf. Auf der Straße nach Marburg erbeuteten die Deutschen acht hundert mit Mehl beladene Wagen, und 4000 Pferde. Diese immer erneuerten Unfälle, die man stark fühlte, veranlaßten Broglio, nachdem er sich mit Soubise vereinigt hatte, zu dem Entschluß, jetzt bey der großen Uebermacht eine Schlacht zu liefern, und nöthigen Falls die Alliirten, die jetzt zu einer Schlacht eben nicht geneigt schienen, dazu zu zwingen. So bald Ferdinand diese Absicht merkte, bezog er das feste Lager bey Hohenover. Broglio griff ihn hier den 15ten Julius mit einem heftigen Feuer an. Man focht, bis es dunkel wurde; die Franzosen wurden zurückgeschlagen, und zogen sich in die Gebüsche an der Satzbach. Das Treffen wurde am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages erneuert. Beide Französische Armeen näherten sich vereinigt in Schlachtordnung. Broglio commandirte den rechten, und Soubise den linken Flügel. Das Feuer aus dem groben Geschütz und den Musketen war schrecklich, und dauerte fünf Stunden. Es war eigentlich ein großes Postengefecht,

gefecht, wobey sich die abgesonderten Corps der Alliirten mit so viel Klugheit als Muth einander unterstützten, obwohl es große Schwierigkeiten hatte. Die mannigfaltigen auf Manöver abzweckenden Befehle des Deutschen Heerführers wurden dabey genau befolgt. Die Franzosen konnten keinen Fuß breit Grund gewinnen. Endlich bemächtigten sich die Alliirten einer Anhöhe, brachten die Feinde in Verwirrung, und schlugen sie zurück; sie ließen ihre Todten, ihre Verwundeten und viele Canonen im Stich, und flohen. Es wurde eine Menge Gefangene gemacht, worunter sich auch das ganze Französische Regiment Rouge befand. Der linke Flügel der Franzosen, der mittlerweile mit dem Erbprinzen im Handgemenge gewesen war, gab nun auch den Streit auf, und zog sich zurück. Die Natur des Grundes erlaubte es der Cavallerie nicht, die Fliehenden zu verfolgen, und den Sieg desto glänzender zu machen. Der Verlust der Franzosen in diesem Treffen, das nach dem nahe gelegenen Dorfe Villingshausen benannt wurde, war 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; die Alliirten zählten 300 Todte, und 1000 Verwundete.

Nie war ein Heerführer dankbarer für bewiesenen Muth; nie war einer großmüthiger, durch Geschenke die Tapferkeit für eine ihm fremde Sache zu belohnen, als Ferdinand, so wie kein Fürst seines Zeitalters mehr Edelmuth in Handlungen zeigte, und die Kunst zu geben besser verstand wie er. Wenn selbst unermeßlich reiche Feldherren aller andern Nationen sich nach ihren Siegen begnügen, die Thaten mitgewirkter Anführer der Dankbarkeit der Monarchen zu empfehlen, so ging Ferdinand, obgleich selbst kein souverainer Fürst, bey beschränkten Einkünften, dennoch durch sein großes Herz geleitet, seinen eigenen Weg. Er wartete nicht auf die langsamen und ungewissen Folgen seiner Empfehlung. Nein! Er gab sein eignes Gold her, und glaubte dies von dem dankbaren Brittischen Monarchen und der Englischen Nation erhaltene Metall nicht zweckmäßiger als zur Aufmunterung für ihren Dienst anwenden zu können. Seine Geschenke waren immer Königlich. Auch jetzt erhielten eine Anzahl Officiere von ihm ansehnliche Summen; unter diesen waren die Generale Wutgenau und Gilse, von denen jeder 4000 Reichsthaler bekam.

Wenig Tage nach dem Treffen hatte der Prinz Albert Heinrich von Braunschweig, der erst kürzlich bey der Armee angekommen war, um seinem großen Onkel, und seinem Bruder, dem Erbprinzen nachzueifern, das Unglück, bey einem elenden Scharmützel durch einen Schuß tödtlich verwundet zu werden. Soubise schickte selbst zwey seiner erfahrensten Wundärzte ins Lager der Alliirten, die diesen edeln Jüngling doch nicht zu retten vermochten. Diese unserm Jahrhundert eigne Höflichkeit mitten unter verheerenden Kriegen, hinderte doch nicht, daß Luckner das große Magazin zu Höxter wegnahm, worin sich 5780 Säcke Korn und Mehl nebst vielen andern Proviant-Artikeln befanden. Ferner wurden von dem Partey-Gänger Freytag die Französischen Magazine zu Witzenhausen, Eschwege und Wanfried verbrannt, bey Rotenburg und Melsungen 33 mit Munition beladene Schiffe in Grund gebohrt, und bey Fritzlar eine Kriegs-Casse von 25,000 Reichsthalern weggenommen.

Ungeachtet aller dieser Vortheile, und obgleich Ferdinand im letzten Treffen die Ehre des Siegs hatte, so war doch dadurch nichts gewonnen. Bey der großen Uebermacht der

Feinde, und bey ihren Hülfsquellen, kam ihr Verlust in keine Betrachtung; auch würden sie wahrscheinlich neue Versuche gemacht haben, um mit ihren zwey vereinigten Heeren die schwache Armee der Alliirten dennoch in die Enge zu treiben, allein die Französischen Feldherren stimmten gar nicht zusammen. Es herrschte eine alte Feindschaft unter ihnen. Dies Treffen, von dessen übelm Ausgang niemand die Schuld tragen wollte, gab dem Haß neuen Zunder, und es entstand zwischen beiden ein großer Streit. Broglio beschuldigte den Prinzen Soubise, daß er zu spät den Angriff gemacht hätte; Soubise hingegen behauptete, daß sein Gegner ihn zu früh vor der bestimmten Zeit angefangen, um ohne seine Mithülfe zu siegen, und daß er den Rückzug befohlen habe, als die Armee des Soubise Hoffnung gehabt, das verlohrne Treffen wieder herzustellen. Der Zwist ging so weit, daß er von dem Tribunal der Marschälle von Frankreich entschieden werden mußte.

Diese Uneinigkeit gab Anlaß, daß sich diese zwey vereinigten Armeen bald nach dem Treffen trennten. Beide zogen sich zurück. Broglio marschirte nach Cassel, und Soubise ging über die Röhr. Der erstere hätte bald

das Unglück gehabt beym Recognosciren gefangen zu werden. Ein Preußischer schwarzer Husar hatte ihn bereits beym Rockkragen gefaßt, indem er über eine Hecke wegsetzte; allein das Pferd des Husaren stürzte, und Broglio entkam glücklich. Zehn seiner Adjutanten aber, und 200 Reiter von seiner Bedeckung wurden gefangen. Auch der Erbprinz von Braunschweig war wenig Tage zuvor diesem Schicksal nahe, als er bey Unna die Franzosen recognoscirte. Sie umringten ihn plötzlich, allein er bahnte sich mit seiner Bedeckung den Weg durch den feindlichen Haufen. Auf einem dieser Märsche ereignete sich ein sehr sonderbarer Zufall. Es war ein sehr dicker Nebel, und die beiderseitigen Armeen zogen in einer geringen Entfernung neben einander her. In dieser Finsterniß des Tages gerieth ein Französischer von seinem Regiment abgesonderter Dragoner mitten unter die marschirenden Colonnen des alliirten Heers. Nur zu bald entdeckte er seinen gefährlichen Irrthum. Eine große und schnelle Entschlossenheit allein konnte ihn retten. Von der Natur damit begabt, war sein Plan in der größten Geschwindigkeit gemacht. Er griff einen Englischen Officier an, der sorglos vor ihm vorbey ritt,

hielt ihm die Pistole vor und rief: Tod oder Gefangenschaft. Der betäubte Officier ergab sich, in der Meinung, daß er selbst durch den Nebel mißleitet von der Französischen Armee umgeben sey. Dieser Irrthum konnte jedoch nur wenig Augenblicke dauern, und nun fragte er mit Erstaunen den Dragoner, wie er so vermessen seyn könne, ihn hier anzugreifen? Der Reiter erwiederte: „Ich kenne „meine Gefahr, und will versuchen ihr zu „entgehn; komme ich glücklich aus Ihren „Colonnen heraus, so bleiben Sie mein Gefangener; fehlt der Versuch, so werde ich „der Ihrige.„ Vergebens bot ihm der Engländer, der die Art dieser Gefangenschaft für schimpflich hielt, Uhr und Börse für seine Entlassung an; der Dragoner war unbeweglich. Das Glück unterstützte seine Verwegenheit, und wohlbehalten langte er mit dem Gefangenen bey der Französischen Armee an.

Die Stellungen beiderseitiger Heere in diesem Feldzuge waren eben diejenigen, welche vor 1800 Jahren die Römer und Germanier in ihren Kriegen gegen einander hatten. Hier in der Gegend von Detmold lag das alte Teutenburg, wie die häufig in der Erde gefundenen Römischen Waffen und

Münzen beweisen. Hier im Lippischen, Ravensbergischen, Osnabrückschen und Münsterschen Gebiet, war der Tummelplatz jener zur Unterjochung der Deutschen ausgezogenen Welt-Eroberer, die aber auch hier das ihnen vom Schicksal bestimmte nördliche Ziel ihrer Thaten fanden. Oft durchzogen jetzt die Armeen den Teutenburger Wald, noch den heutigen Tag nach seinem alt berühmten Nahmen genannt, in dessen Gegend die Deutschen unter Hermanns Anführung den Varus mit seinen Legionen aufs Haupt schlugen, diese Kriegsschaaren, das Schrecken der Völker unter allen Zonen; und wo sie die fast abgöttisch verehrten, und wie die größten Heiligthümer beschützten, Römischen Adler, die höchst selten in die Hände der Feinde Roms fielen, erbeuteten, und sie wie Tropheen aufstellten; Siegeszeichen, die diesseits der Alpen als Beute noch kein Auge sah. Halbnackte, kaum dem Stande der Wildheit entkommene, und mit schlechten Waffen versehene Barbaren, hatten sie, entflammt durch Freyheitsliebe, zur Beschützung ihres Herds erkämpft, und dies gegen die mit Panzer und Eisen bedeckten, mit sinnreichen Waffen ausgerüsteten, und in allen Geheimnissen der Kriegskunst einge-

weiheten Römer, die für die Herrschaft der Welt fochten.

Ferdinand sahe sich nun genöthigt seine Macht zu theilen, um beide feindliche Armeen zu beobachten, die endlich wieder vorrückten. Broglio's Absicht war durchaus, in Hannover so weit wie möglich einzudringen, und Soubise drohete Münster zu belagern, das er blokirt hielt; allein er hatte an dem Erbprinzen einen sehr wachsamen Gegner. Unter seiner Anführung nahmen die Alliirten die Stadt Dorsten an der Lippe mit Sturm ein; einen Ort, den die Franzosen befestigt und zum Waffenplatz bestimmt hatten, und wo jetzt Zubereitungen zur Belagerung von Münster gemacht wurden. Hier befand sich die Bäckerey der Armee des Prinzen Soubise, daher man über hundert Backöfen, 4000 Säcke Mehl, und mehr als 100,000 Rationen Haber erbeutete. Alles dieses wurde zerstört, die Backöfen zertrümmert, und die 650 Mann starke Besatzung zu Gefangenen gemacht. Nun war Soubise gezwungen, sich über die Lippe zurückzuziehn.

Broglio aber war zu stark, um sich von Hannover abhalten zu lassen. Ferdinand hingegen bemühete sich, ihn in nachtheiligen Po-

sten zu einem neuen Treffen zu bringen, und war daher immer in der Nähe. Der Französische Feldherr vermied jedoch sorgfältig, sich einzulassen. Da Gewalt dieses Vorrücken nicht hemmen konnte, nahm Ferdinand seine Zuflucht zur List. Er marschirte eiligst nach Hessen, und schnitt der Französischen Armee die Zufuhr von dorther ab. Diese meisterhafte Kriegs-Operation gelang, und Broglio ging sogleich nach Hessen zurück. Ferdinand marschirte nun nach Paderborn, um die Franzosen zu beobachten, wenn sie ihren Anschlag auf Hannover erneuern sollten. Der Erbprinz aber, der jetzt wegen Münster nichts mehr zu fürchten hatte, stieß nun zur großen Armee, und vernichtete auf dem Marsch die Französischen Magazine, die er in unbefestigten Oertern antraf.

Indessen ging Soubise wieder über die Lippe vorwärts, und sandte Parteyen aus, die Westphalen durchstrichen, und das Land grausam verheerten. Broglio schickte Detachements nach dem Harz-Walde, und ließ dort schwere Contributionen eintreiben. Der Prinz Xaver von Sachsen aber belagerte Wolfenbüttel, das sich nach einem Bombardement von fünf Tagen ergab. Diese Stadt mußte 200,000 Reichsthaler Brandschatzung, 28,000

Reichsthaler als Geschenke für die Befehlshaber, und weil man die Thürme verschont hatte, noch 14,000 Reichsthaler für die Erhaltung ihrer Glocken bezahlen. Die Zahlung geschah größtentheils in baarem Gelde; für das fehlende wurden Kaufmannsgüther, Wechsel und Geisel mitgenommen. Der regierende Herzog von Braunschweig wollte diese Drangsale seines Landes nicht mit ansehn, und begab sich mit seiner Familie nach Zelle.

Xaver richtete nun seine Augen auf die Stadt Braunschweig, die auch wirklich berennt wurde, allein in eben der Nacht, da man anfangen wollte diese Residenz zu beschießen, kam der zwanzigjährige Prinz Friedrich seiner bedrängten Vaterstadt zu Hülfe; er vereinigte sich mit dem General Luckner, und nun griffen beide die Belagerer unverzüglich an, die keinen Anfall erwarteten. Sie wurden nach einem hitzigen Gefecht mit Verlust von mehr als tausend Mann und einigen Canonen verjagt, so daß sie nicht allein die Belagerung sofort aufhoben, sondern auch Wolfenbüttel verließen.

Ein Detachement von der Armee des Soubise nahm Osnabrück weg, und behandelte die Einwohner dieser Stadt ganz barbarisch,

weil sie nicht sogleich eine ungeheure Brandschatzung bezahlen konnten. Ein andrer Kriegshaufe erschien vor Embden, wo zwey Compagnien Brittischer Invaliden die Besatzung ausmachten. Diese wurden durch die Versprechungen der Franzosen, und das Bitten der erschrockenen Einwohner, zur Uebergabe der Stadt vermocht. Man achtete aber die Versprechungen wenig, und schrieb in ganz Ost-Friesland Contributionen aus, die in baarem Gelde eine Million Reichsthaler betrugen, wozu Embden 200,000, und Aurich 150,000 Reichsthaler liefern sollten. Man bezahlte davon auch einen Theil. Die Größe der geforderten Summen aber, die der Einwohner Kräfte überstiegen, und die grausame Art sie einzutreiben, setzte das ganze Volk in Verzweiflung. Die Bauern rotteten sich zusammen, bewaffneten sich so gut wie sie konnten, fielen über ihre unmenschlichen Feinde her, und jagten sie zum Lande hinaus. Viele dieser braven Bauern mußten aber nachher, da ein andres Französisches Detachement ankam, ihre Selbstvertheidigung mit dem Strange büßen.

Die Franzosen hatten die Reichsstadt Bremen nicht aus den Augen verlohren. Die

vortheilhafte Lage dieses Orts an der Weser, die Größe und der Reichthum derselben, die Nachbarschaft des Meers, alles lud zu dem Besitz ein, den man so wiederhohlt gestört hatte. Hiezu kam, daß die Stadt jetzt voller Magazine für die alliirte Armee war, die große Leichtigkeit, sie von der Seeseite immer zu füllen, und die Communication mit Stade. Die Franzosen hatten schon bey Frankfurt am Main gezeigt, daß man die Reichsstädte nöthigen Falls feindlich behandeln könnte. Klagen dieser Art beym Oberhaupt des Deutschen Reichs waren ohne Wirkung. Die Einnahme und wo möglich die Behauptung von Bremen wurde daher von den Franzosen abermahls beschlossen; allein das Gerücht ihrer Grausamkeit und die Beyspiele davon, die man in allen benachbarten Ländern gesehn hatte, trieben jetzt die Einwohner zu dem Entschluß, sich lieber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, als solch einem Feinde die Stadt einzuräumen. Er wurde bey seiner Annäherung mit Verlust abgewiesen, und zog sich schleunig zurück. Ferdinand verstärkte die Besatzung durch einige Brittische Bataillone, um ähnliche Versuche desto nachdrücklicher zu vereiteln.

Was den Franzosen an Thätigkeit im Felde abging, ersetzten sie durch mannigfaltige Anstalten, Vorsichts-Maaßregeln, und Zurüstungen. Ein Theil der Mauern und Wälle von Duderstadt wurde niedergerissen, wozu man acht hundert Bauern und Bergleute vom Harz brauchte, denen die Bürger Essen und Trinken geben mußten. Auch die Weiber ließ man nicht müßig. Drey hundert von diesen wurden bestimmt, in Tragkörben eine Menge Canonen-Kugeln von der Eisenhütte zu Lauterberg nach Göttingen zu bringen, wohin auch Duderstadt 600 Paar Schuhe liefern mußte. Von dem Fürstenthum Göttingen wurden 13,000 Stück Leinewand zu Betten, und 18,000 Hemden gefordert. Die Hauptsorge betraf jedoch die Füllung der Magazine, und hier ließen es die Franzosen, gleich viel ob in Feindes oder Freundes Land, an Ausschreibungen nicht fehlen. Der Fränkische Kreis erließ deshalb unter dem 10ten November 1761 ein Klag-Schreiben an den Kaiser, worin die bereits gethanen Lieferungen und der im Krieg erlittene Schaden auf drey und zwanzig Millionen Gulden angegeben wurden; man bat um seine Verwendung beym König von Frankreich, damit der Kreis fürs

künftige verschont bliebe, weil, wie es hieß, er sonst mit seinen Reichs-Verpflichtungen einhalten müßte. Diese Klagen aber wurden nicht gehört; man fuhr fort auszuschreiben und zu liefern, und die geäußerte Drohung der Kreisstände blieb unerfüllt.

Ein merkwürdiges Schreiben, das der Herzog von Sachsen-Meinungen, Anton Ulrich, bald nachher wegen dieser Bedrückungen an die Fränkische Kreis-Versammlung erließ, stellte die Art derselben nachdrücklich dar. Er sagte: Alle Nationen in Europa, nur die Portugiesen allein ausgenommen, haben seit zwey hundert Jahren ihre Fahnen in Deutschland wehen lassen. Alle haben die Provinzen entweder verheert, oder doch durch ihre Heereszüge unglücklich gemacht. Keine dieser Nationen entzog jedoch den Kreis-Versammlungen die gebührende Achtung; nur allein in unserm erleuchteten Zeitalter behandelt Frankreich diese aus souverainen Fürsten und Ständen bestehenden Versammlungen, seine Mitverbündeten im Kriege, auf eine achtungslose Weise, und mit einem Despotismus, den man Bedenken getragen hätte gegen die Requeten-Kammer in Grenoble auszuüben. Der Dienst des Königs ist der zureichende

Grund der Franzosen, um jede ungerechte Handlung und jede Erpressung zu rechtfertigen.

Man sahe in Versailles diese Klagen eines Deutschen Fürsten als ein Verbrechen an, und der Herzog wurde durch die härtesten Drohungen gezwungen, seine Klagen wieder zurück zu nehmen. Die Despotie aber ging noch weiter. In Frankreich war damahls ein Lit de Justice erforderlich, um in den Gerichtshöfen die genommenen Beschlüsse durch den eigenmächtigen Befehl des Königs zu vernichten; eine feyerliche Ceremonie, bey deren Glanz die Gesetze verdunkelt wurden, und das geblendete Volk schwieg. In Deutschland hingegen glaubte der Französische Hof mit weniger Umständen verfahren zu können. Ein bloßer Courier brachte der Fränkischen Kreis-Versammlung zu Nürnberg den Befehl Ludwigs des funfzehnten, bey Strafe der härtesten Ahndung, die Beschwerden des Herzogs von Sachsen-Meinungen, so wie die darüber genommenen Beschlüsse aus ihren Protocollen und Acten gänzlich auszustreichen. Dieser Befehl, dem die nahe befindlichen Französischen Armeen das nöthige Gewicht gaben, wurde auch sogleich befolgt.

Die Franzosen bedienten sich bey diesen gewaltsamen Maaßregeln allerhand Mittel ihre Bedürfnisse zu sichern. Die Hannoveraner mußten eine große Anzahl Katzen liefern, weil sich in den Französischen Magazinen eine ungeheure Menge Mäuse einfanden. Da nun die Katzen das Einsperren nicht vertragen konnten, so wurden Lieferungen von Igeln und Füchsen ausgeschrieben. In den Hannöverschen Ländern wurde auch, nach dem Beyspiel Friedrichs in Sachsen, eine Menge Recruten ausgehoben, zwischen funfzehn und vierzig Jahren, die gegen ihr Vaterland fechten mußten. Wollten sie diesen Zwang-Dienst heimlich verlassen, so wurden sie eben so wie die gebohrnen Unterthanen Frankreichs mit dem Tode bestraft. Aus den Forsten in Hannover mußten 50,000 Palisaden zur bessern Befestigung von Göttingen geliefert werden. In dieser Stadt nahmen sich die Franzosen der Polizey an. Die Schuster, deren Arbeit schlecht gerieth, wurden auf öffentlichem Markt geprügelt, wobey die ganze Schuster-Gilde gegenwärtig seyn mußte. Die immer erneuerten unruhigen Scenen veranlaßten, daß sich eine große Anzahl Studenten dieser hohen Schule nebst verschiedenen Professo-

fessoren nach Clausthal begaben. Hessen wurde jedoch noch übler als Hannover behandelt. Auch hier hoben die Franzosen Recruten aus zum Dienst ihres Königs; entfernte sich der so durch Gewalt gegen sein Vaterland, gegen seine Brüder, und gegen alles, was ihm theuer war, zu fechten gezwungene Soldat von den ihm verhaßten Fahnen, so war ohne Gnade der Strang sein Loos. Alle zum Kriege taugliche Mannschaft im ganzen Lande wurde aufgezeichnet, und die Auswanderungen bey Galeeren-Strafe verboten. Dabey mußten die Französischen Truppen in Cassel sich täglich in den Waffen üben, da man denn nach Anweisung der Ueberläufer die Preußische Art des Exercirens nachzuahmen suchte.

---

# Eilftes Buch.

Alle kriegführende Nationen wünschten den Frieden, aber nicht ihre Beherrscher. Nur Friedrich allein sehnte sich darnach, jedoch ohne Aufopferungen zu machen. Theresia wäre noch zur Zeit, selbst mit der Zurückgabe von ganz Schlesien nicht zufrieden gewesen, wenn sie ihre Hauptabsicht, den König von Preußen zu dem Rang eines kleinen Fürsten zu erniedrigen, verfehlt hätte. Elisabeth hatte ihre Rache gesättigt, und würde sich nicht abgeneigt bezeigt haben einen Krieg zu endigen, dessen schwere Bürde sie fühlte; allein sie betrachtete jetzt das Königreich Preußen als eine Russische Provinz, die nur durch einen fortwährenden Krieg behauptet werden konnte, da eine gutwillige Abtretung nicht denkbar war. Dem Hof zu Stockholm und der ganzen Schwedischen Nation war der Krieg mit Preußen von Anfang an verhaßt gewesen, allein das Heft der Regierung war immer noch in den Händen von Reichsräthen, die blindlings den Befehlen des Hofes zu Versailles

gehorchten. Die Französische Nation schmachtete zwar am meisten nach dem Ende eines Kriegs, der ihr Land von Geld und Menschen entblößte, der ganz dem Interesse des Reichs entgegen, aus Phantasie angefangen, aus Privat-Eigennutz der Minister und der Königlichen Buhlerin fortgesetzt, und jetzt, ohne zu wissen warum, mit Wuth verlängert wurde; ein Krieg, der die Französischen Waffen mehr wie irgend einer seit Jahrhunderten mit Schande bedeckt hatte, und überdem selbst bey dem glücklichsten Erfolg keine National-Vortheile im Prospect zeigte.

Ludwig der funfzehnte, der nur für Vergnügungen einen Sinn hatte, bekümmerte sich wenig um das Glück oder Unglück seines Volks. Das Steuerruder des Staats hatte jetzt Choiseul in Händen; ein Minister, unerschöpflich an politischen Künsten, der die Allianz mit Oesterreich gemacht hatte, den Krieg liebte, und den König von Preußen haßte. Dieser Haß erreichte den höchsten Grad nach Lesung eines poetischen Briefes, den Friedrich an Voltaire geschrieben, und den dieser in Frankreich wohnende Dichter, aus Furcht vor der Bastille, dem Minister zugesandt hatte. Choiseul, der in dieser nicht zur Bekanntma-

chung bestimmten Epistel höchst verächtlich geschildert war, vergaß sich so sehr, daß er darauf in einer andern Epistel antwortete, deren Ton von den Pariser Poissarden entlehnt war. Und nun ging bey ihm Haß und Rache unaufhaltsam fort. Sein jetziger Entwurf war sehr mannigfaltig. Er wollte alles anwenden, Spanien, mit dem er das berühmte Bourbonsche Bündniß geschlossen hatte, auch zum Kriege zu vermögen, England durch Unterhandlungen mitten im Lauf seiner Siege einschläfern, und dadurch Zeit gewinnen, Frankreichs Marine wieder herzustellen. Ferner beschloß er mit einer auf 6000 flachen Fahrzeugen eingeschifften Armee in Groß-Britannien eine Landung zu machen, und dem für Frankreich bis dahin unglücklichen Kriege in America eine andre Gestalt zu geben. Es wurde also der Graf Bussy als Abgeordneter nach London geschickt, dem Englischen Hofe einen Waffen-Stillstand anzutragen, der jedoch nicht zugestanden ward, obgleich auch Mr. Stanley als Englischer Gesandter nach Frankreich ging. Beide erhielten von den gegenseitigen Höfen Pässe zu ihrer Reise, die jedoch nichts fruchtete, da die Französische Unterhandlung bloß ein politisches Fechterspiel war. Theresia

glaubte auch bey einer ähnlichen Rolle ihre Vortheile zu finden; sie äußerte von selbst eine Neigung zum Frieden, und schlug Augsburg zum Congreß vor, der sich aber immer verzögerte, weil Friedrich keinen Gesandten des Kaisers dabey zulassen wollte.

Der Hof zu Madrid, der geheimen Verbindung mit Frankreich getreu, versuchte seine Vermittelung den Engländern aufzudringen. Da sie aber verworfen wurde, ließ der Spanische Gesandte in England gegen den großen Pitt einige Drohungen fallen, die dieser durch die berühmte Antwort erwiederte: „Sie haben meinen Entschluß gehört, und davon „werde ich nicht abgehn, bis der Tower von „London mit dem Schwert in der Faust erobert ist.„ Da bey den Friedens-Versuchen die Entschädigung des so hart mitgenommenen Churfürstenthums Sachsen den verbündeten Mächten immer zum Hauptwort diente, so glaubte Friedrich diesen Punct durch einen sonderbaren Vorschlag zu berichtigen. Ein Ländertausch schien ihm hiezu das beste Mittel zu seyn; er wollte das Königreich Preußen und seine Westphälischen Provinzen für den Besitz von Sachsen hingeben, dabey der Familie des August auch der Königstitel als

erblich verbleiben sollte. Friedrich wollte dagegen den Titel, König der Wenden, annehmen. Die Einkünfte der beiderseitigen hier vorgeschlagenen Staaten standen im Gleichgewicht; auch versprach die Nachbarschaft von Pohlen der neuen Monarchie den wirksamsten Einfluß zur fortwährenden Behauptung dieser Krone. Der Antrag wurde jedoch gleich zurückgenommen, da August ihn als eine Beleidigung ansah, und von der Entsagung seines geliebten Landes unter keinerley Bedingungen etwas hören wollte. Ohne die große Revolution in Rußland im folgenden Jahre wäre jedoch dieser Entwurf zur Wirklichkeit gekommen. Der Sieger hätte Gesetze vorgeschrieben, die man gerne oder ungerne hätte annehmen müssen, und Sachsen wäre das Eigenthum des Eroberers geblieben.

Jetzt waren die Feinde Friedrichs noch von allen Besorgnissen entfernt, daß ihre Erwartungen getäuscht werden dürften, da der Kriegseifer an allen Höfen fortdauerte, und Spanien überdem noch den großen Bund verstärken sollte. Man sahe also in Wien so wohl wie in Versailles, Petersburg, Warschau und Stockholm neue Strahlen von Hoffnung, und nun verschwanden auch die

letzten Spuren der Friedens-Unterhandlungen.

Friedrich hatte indessen einen Verlust erlitten, der eine ganze Provinz aufwog. Dies war George der zweyte, König von England, der im October 1760 gestorben war. Mit seinem Leben hörte auch der Königliche Eifer auf, den Krieg in Deutschland mit Nachdruck fortzuführen, oder nach dem Ausdruck Pitts, America in Deutschland zu erobern. Die ganze Englische Nation, ehemahls mit dem Landkriege nicht zufrieden, war jetzt von dessen Nutzen überzeugt, und wünschte einstimmig die Fortsetzung. Pitt, der das Unterhaus beherrschte, war zwar noch am Ruder, seine Macht im Cabinet aber, von den ersten Tagen der neuen Regierung an, nicht mehr die vorige. Er mußte solche mit Lord Bute, dem Günstling des neuen Königs, theilen, mit einem Minister, der aller Regierungs-Fähigkeiten beraubt, kein andres Talent besaß, als das, sich seinem Monarchen unentbehrlich zu machen, und durch sinnlose Maaßregeln ein großes blühendes Reich von seiner Höhe herabzustürzen. Denn dies war genau die Epoche der sinkenden Macht der Britten, einer Macht, die im Jahr 1761 den höchsten Gipfel erreicht

hatte. Bute, der sein gänzliches Unvermögen fühlte, das Staatsruder zu führen, und doch herrschen wollte, glaubte im Frieden weniger Schwierigkeiten als bey äußerlichen Unruhen zu finden; zudem hatte er Entwürfe zur Ausdehnung der Königlichen Gewalt, die im Kriege nicht ausführbar waren. Sein Wunsch war also Friede. Da aber alle andre Minister, das Parlament, und die ganze Nation entgegengesetzter Meinung waren, so durfte er die seinige noch nicht äußern. Er arbeitete jedoch im Stillen seinen Zweck zu erreichen. Die Wirkung zeigte sich bald. Der Tractat mit Preußen wurde nicht erneuert, und Friedrich erhielt keine Subsidien mehr; obgleich George der dritte in seiner ersten Parlaments-Rede feyerlich versprochen hatte, die mit den Alliirten eingegangenen Verbindungen zu erfüllen. Dies Versprechen erregte eine allgemeine Freude. Das Parlament selbst äußerte solche in seiner Addresse an den König, worin die für Friedrich, von dem Senat einer fremden Nation, so ehrenvollen Worte waren: „Wir „können die unerschütterliche Standhaftigkeit „des Königs von Preußen, unsers Bundsgenossen, und die unerschöpflichen Hülfsmit„tel seines Geistes nicht genug bewundern. —

„Von ganzem Herzen, und ohne allen Verzug,
„bewilligen wir die Hülfsgelder zu seiner Un-
„terstützung.„ Bute aber wollte hievon
nichts hören; erst suchte man allerhand Aus-
flüchte, und endlich schlug man die Bezah-
lung der Hülfsgelder geradezu ab, weil dieser
Minister, so wie die Niedrigsten seiner Nation,
die Menschen nur nach dem Werth des Gel-
des würdigte, und er Friedrich dadurch zu
zwingen hoffte, die Friedens-Bedingungen
ganz nach seiner Phantasie zu unterzeichnen.

Dieser Monarch vergaß in seinen Krie-
gen, besonders aber in den Winter-Quartie-
ren, die Wissenschaften und Künste nicht. Er
widmete ihnen einen Theil seiner Zeit. Die
Musen begleiteten ihn in seine Läger, wohin
sie seit der Römer Zeiten höchst selten gekom-
men waren. Der Oberst Quintus Icilius
genoß seines täglichen Umgangs. Dieser ge-
lehrte Officier, dessen Familien-Nahme Gui-
chard war, besaß außerordentliche Kenntnisse
in der alten und neuen Litteratur; besonders
hatte er die Tactik der Griechen und Römer
studirt, und in seinen Schriften vortrefflich
erläutert. Dieser Umstand veranlaßte Frie-
drich, ihm den Nahmen eines Römischen Cen-
turio zu geben, den er auch sein ganzes Leben

durch behielt. Da der König nach der Torgauer Schlacht zum erstenmahl den Winter in Leipzig zubrachte, vermochte ihn Quintus zu Unterredungen mit Professoren dieser Universität. Die Vorurtheile Friedrichs gegen Deutsche Gelehrte waren unbegränzt. Er würdigte keinen näher kennen zu lernen, und las keine Bücher in seiner Muttersprache, in der Voraussetzung, daß die Deutsche Litteratur im Jahr 1760 sich in eben dem Zustande wie 1730 befände; einem Zeitpunct, wo der Königliche Jüngling von gelehrten Pedanten gemartert wurde, und wo der Hofnarr Gundling Präsident der Deutschen Academie der Wissenschaften in Berlin war. Indessen war eben damahls, mitten unter diesen Blut-Scenen, in diesen Tagen der Verwüstung und des ausdruckslosen Jammers, für die von Friedrich verachtete Deutsche Litteratur die schönste Morgenröthe angebrochen, die den herrlichsten Tag versprach.

Schon lange behaupteten die Deutschen den Ruhm, das gelehrteste Volk der Erde zu seyn. Sie drangen tief in die Wissenschaften, studirten die Sprachen aller Nationen, deren Lehrer sie durch ihren eisernen Fleiß in so vielen Zweigen des menschlichen Wissens wurden.

Bey allen diesen großen Vorzügen aber waren diese Gelehrten Pedanten. Die Gelehrsamkeit verdrängte bey ihnen das Genie, und eben diejenigen Männer, die in ihrem Geist mehr in Athen und Rom, als in Deutschland lebten, wußten nichts von den Grundsätzen des guten Geschmacks. Hiezu kam eine noch uncultivirte Sprache. Erst dann wurde sie cultivirt, erst dann wurde ihre Schönheit, ihr Reichthum, ihre Energie erkannt, als unsterbliche Dichter sie mit dem Götterfunken des Genie's belebten, sie in allen Formen zeigten, und ihre Leyer in allen Tönen stimmten. Nun geschahen sehr bald auf den wissenschaftlichen Feldern die Riesenschritte, deren Größe die fremden Nationen aus Mangel an Sprachkenntniß noch jetzt nicht zu beurtheilen vermögen. Und diese große Epoche fiel in eben den Zeitpunct dieses außerordentlichen Kriegs, wo sich so viel andre Geisteskräfte entwickelten, und durch erstaunenswürdige Handlungen ins Licht gesetzt wurden.

Nie war bey einem Volk eine Geistes-Revolution schneller und bewundrungswürdiger; nie zeigte sich menschliche Größe in mehr mannigfaltigen Gestalten, als jetzt. Während daß die Deutschen Feldherren Friedrich und Fer-

dinand unter dem Donner der Canonen den Völkern der Erde ihre schrecklichen Lehrstunden gaben, stieg der Deutsche Winkelmann mit so viel Muth als Glück ins Labyrinth des Alterthums herab, um aus dem Chaos der alten Kunst Ordnung zu schaffen, bestimmte der Deutsche Euler den Lauf der Planeten, und der Deutsche Mengs wurde der Raphael des achtzehnten Jahrhunderts. Bildende Künstler aller Arten mehrten sich in Deutschland, und zeigten ihre Talente in Steinen, Medaillen und Kupferplatten. Auf diese Weise riefen die Deutschen Musen mitten unter dem Schlachten-Getümmel die Künste hervor, und so wurde von ihnen die Leyer des Dichters, der Pinsel des Mahlers, der Grabstichel des Kupferstechers, und der Meisel des Bildhauers, mit den neu gepflanzten Lorbeern umwunden.

Diese Geistes-Revolution erstreckte sich über alles. Zu eben der Zeit, als die Kriegskunst vervollkommnet wurde, verließen einsichtsvolle Deutsche Theologen ihre unbegreiflichen Dogmen, um reine Moral zu lehren. Die Deutsche Critik war bisher noch in ihrer Kindheit gewesen, jetzt aber war die Epoche, wo sie ihre große Laufbahn begann. Die Rechtsgelehrten veränderten ihre barbarische Spra-

che, und führten die Philosophie in die Tempel der Themis ein. Die Aerzte hörten auf, bey den Kranken Griechische Gelehrsamkeit zu zeigen, und fingen an verständlich zu reden und zu schreiben. Die Deutschen Naturforscher, obgleich sie keinen Mahler der Natur wie Büffon hatten, fuhren dennoch fort, alle, selbst die klügsten Nationen Europens, die Franzosen und Britten, in der Naturkunde zu belehren, und bewirkten dies durch ihre neuern Entdeckungen, durch ihre unermüdeten Versuche, und durch die bessere Kunst sich auszudrücken, mehr wie jemahls. Auch die Mathematiker benutzten diesen neuen Sprachschatz, und zeigten in ihren Schriften eine vordem nie geahnete Faßlichkeit.

Mehr aber als alle glänzten die Dichter. Schon hatten Haller, Hagedorn, Bodmer, Utz und Gellert gesungen. Ihr vortrefflicher Gesang ging großentheils bey einem noch ungebildeten Volk verlohren. Ein besserer Zeitpunct erschien, wo so viele Begebenheiten und Leidenschaften selbst die schläfrigsten Menschen in allen Kreisen Germaniens, wo nicht zur Thätigkeit, doch zur Theilnahme weckten, und nun traten Wieland, Klopstock und Lessing auf; drey Männer vom Schicksal bestimmt,

den National-Ruhm des Deutschen Genie's bey der Mitwelt, und noch mehr bey der späten Nachwelt zu sichern, und den größten Geistern andrer Völker zur Seite zu stehn. Diese Colossen gingen zu eben der Zeit als Jünglinge mit langsamen aber gewissen Schritten zum Tempel der Unsterblichkeit. Wieland fing an durch seine göttlichen Gedichte die Menschen zu bezaubern. Er wandelte, auf jedem Pfade belehrend und vergnügend, seine labyrinthische Laufbahn; bald besang er sympathetische Empfindungen, bald kleidete er die Philosophie in die reitzendsten Gestalten; bald versetzte er die Leser in den Olymp, bald nach Griechenland, bald in die Ritterzeiten, bald in die unsrigen, bald in idealische Welten; bald entzückte er in Prosa, bald in Versen, und dies alles mit einer Kunst, die nach dem Ausdruck des Französischen Dichters Dorat glauben machte, als ob die Grazien es dictirt, und Wieland es nur niedergeschrieben habe. Klopstock trat damahls mit seiner Messiade auf, die ihm einen Rang unter den größten Dichtern aller Zeiten gab; und Lessing machte den Anfang, sein in alle Fächer des Wissens passendes und allenthalben großes Genie zu entwickeln. Kleist besang unnachahmlich die

schöne Natur; Gleim wurde Deutschlands Tyrtäus, so wie dessen Anacreon; Ramler wurde der Horaz, und Gesner der Theocrit Deutschlands. Die unpedantischen Philosophen und Geschichtschreiber waren zwar noch zurück, allein man konnte jetzt auf ihre baldige Erscheinung sicher rechnen; denn solche Dichter waren zu Schöpfungen bestimmt; ihre Flammen mußten wärmen, ihre Kunst Geist und Geschmack bilden, und die Macht ihres Genie's selbst auf kalte Menschen wirken.

Diesen glänzenden Anfang einer so glorreichen litterarischen Epoche verkannte der große Friedrich aus Vorurtheil, das selbst seine parteylosen gelehrten Freunde nicht besiegen konnten. Unter andern fanden sich eben jetzt bey diesem Monarchen zwey eifrige Vertheidiger der neuern Deutschen Litteratur. Dies waren zwey unbefangene gelehrte Ausländer, der Englische Gesandte Mitchel, sein Kriegs-Gefährte, und der Französische Marquis d'Argens, Friedrichs Freund, die beide den König auf den von ihm nicht beobachteten Flug des Deutschen Genie's aufmerksam zu machen suchten. Da der Monarch aber die Deutschen Buchstaben nicht leiden konnte, so blieben die Vorstellun-

gen dieser vortrefflichen Männer fruchtlos. Gottsched, der damahls noch viel Anhänger hatte, die ihn als einen außerordentlichen Mann betrachteten, war am wenigsten fähig diese Vorurtheile zu vernichten, da er die Ehre einer Unterredung mit dem gekrönten Dichter hatte. Sein fälschlich erworbener Ruhm bey seinen eingeschränkten Fähigkeiten, und sein gänzlicher Mangel an Witz und Geschmack, bestärkten vielmehr die vorgefaßte nachtheilige Meinung des Königs, und entschieden sein Urtheil über diesen Gegenstand für sein ganzes übriges Leben. Friedrich ließ endlich auf Quintus Anrathen den Professor Gellert zu sich kommen. Die gründlichen Kenntnisse dieses Gelehrten, sein guter Geschmack, und die Art seines Vortrags, setzten den König in Verwundrung, und erzeugten Lobsprüche, die den bescheidenen Gellert wahrhaft beschämten*); selbst die Freymüthigkeit des Mannes, womit er dem Monarchen seine zu große Anhänglichkeit an die Franzosen, und seinen geringen Schutz der Deutschen Litteratur vor-

*) Der König, der, wie oben gesagt, die Deutschen Gelehrten weder persönlich; noch ihre Schriften kannte, bediente sich des Ausdrucks: C' est le plus raisonnable de tous les Savants Allemands.

vorwarf, mißfiel nicht. Es blieb jedoch nur bey einer Unterredung, ungeachtet der Erinnerung Friedrichs, oft zu kommen, da Gellert, wie er in einem Briefe an Rabener sagt, die Lehre des Sirach: „dränge dich nicht zu den „Königen„ wörtlich befolgte.

Die so unerwartet entzogenen Brittischen Subsidien trugen vielleicht zu dem Entschluß Friedrichs nicht wenig bey, den nächsten Feldzug vertheidigungsweise zu verfahren. Die Oesterreicher, dieses von ihm ungewohnt, betrachteten seine Behutsamkeit als eine Kriegslist, irgend einen großen Streich desto gewisser auszuführen, und gingen daher auch nicht angreifend zu Werke. Sie begnügten sich seine Bewegungen zu beobachten. Noch immer war Schlesien das Augenmerk der Oesterreicher und Russen; der König marschirte also im Frühling dieses Jahres dahin, und ließ den Prinzen Heinrich mit einer Armee in Sachsen zurück. In dieser Provinz blieb auch Daun mit seiner Haupt-Armee, und überließ es Laudon, mit dem König sein Glück zu versuchen. Dieser Feldherr, der General-Feld-Zeugmeister geworden war, und den man bisher nur an der Spitze untergeordneter Corps gesehen hatte, commandirte jetzt zum erstenmahl

eine große Armee, womit er in Schlesien eindrang; allein, durch besondere Befehle seines Hofes bestimmt, vermied er, ganz wider seine Gewohnheit, jetzt sorgfältig eine Schlacht. Er stand zwey Monat lang in dem festen Lager bey Braunau, und die Berggötter waren, so wie sonst unter Dauns Anführung, die Schutzgötter der Oesterreicher. Endlich setzte er sich in Bewegung, da seine Vereinigung mit der Haupt-Armee der Russen, so wie im vorigen Jahr, der Grund des Operations-Plans seyn sollte. Der General Goltz stand mit 12,000 Mann bey Glogau, diese letztern zu beobachten. Der König verstärkte ihn noch mit 9000 Mann, und sandte ihm dabey den Befehl, die Russen, die in einzelnen Corps anrückten, so abgesondert nach der Reihe anzugreifen. Allein Goltz starb schleunig; Zieten erhielt nun das Commando, der in Pohlen einrückte, aber wegen der zu baldigen Vereinigung aller Corps der Russen seine Versuche aufgeben mußte. Das Heer dieses Volks fiel nun in Schlesien ein, und bemühte sich zu Laudon zu stoßen, der auf der andern Seite der Oder stand. Der König gewann jedoch den Vorsprung durch überaus schnelle kaum glaubliche Märsche; denn am 4ten August zog

die Preußische mit allen Corps in Schlesien verbundene Armee, die ohne die kleinere Artillerie 130 schwere Canonen mit sich führte, von Oppersdorf hinter Neiße bis Poitmannsdorf, sechs und eine halbe Meile; am folgenden Tage marschirte sie bis Strehlen anderthalb, und den 6ten August bis Kant, wieder sechstehalb Meilen. Vermittelst dieser angestrengten Heers-Bewegungen machte Friedrich es den Russen, die unentschlossen herumzogen, und die gleichsam zum Zeitvertreib Breslau von sieben Batterien beschossen, lange Zeit unmöglich über die Oder zu gehn. Es geschah daher nicht dem Entwurf zu Folge im Julius, sondern erst im August; den 12ten dieses Monats erfolgte endlich bey Striegau die so lange gewünschte, und seit vier Jahren vorbereitete Vereinigung. Da es den Russen gleich an Proviant fehlte, so sandte Laudon vier Tage nachher 400,000 Portionen Brot für sie nach Jauer. Einige Wochen zuvor waren im Russischen Haupt-Quartier zwey Wagen mit Gedächtniß-Münzen angelangt, die den Sieg bey Kunersdorf vorstellten, und zum Andenken unter die Soldaten vertheilt wurden.

Der Ober-Befehlshaber der Russischen Armee war jetzt der Feldmarschall Butturlin; sein Heer war über 60,000 Mann, und das Oesterreichische 72,000 Mann stark. Friedrich hatte ihnen nur 50,000 Mann entgegen zu setzen, und mit diesen bezog er ein Lager bey Bunzelwitz, ohnweit Schweidnitz, wodurch diese Festung gedeckt wurde. Die feindlichen Armeen umzingelten ihn hier, und formirten einen halben Mond, so daß dem Könige bloß der Rücken frey blieb. Friedrichs politische so wohl als militairische Lage war in diesem Kriege oft höchst critisch gewesen, nie aber war es die letztere mehr als jetzt. Eine Schlacht zu liefern, sonst sein bestes Hülfsmittel, wäre bey solcher Uebermacht Verwegenheit gewesen. Selbst ein Sieg, in seinem jetzigen Zustande so schwer zu erringen, konnte nicht anders als sehr theuer erkauft werden, und wegen der so zahlreichen feindlichen Heere nur wenig nützen; dagegen eine Niederlage für den König die schrecklichsten Folgen haben mußte. Was aber so oft bey den Preußischen Armeen den Mangel an Macht ersetzte, war: Cäsar und sein Glück. Friedrich besann sich nicht lange, und beschloß zum erstenmahl in seinem Leben, eine Schlacht sorgfältig zu ver-

meiden. Bey seiner Haupt-Armee, dem Kern seiner Kriegsmacht, war, besonders wenn er sich an ihrer Spitze befand, nie von Verschanzungen die Rede gewesen. Man war in seinen Lägern gewohnt, bloß dem Kriegsgebrauch gemäß Erdhaufen für die Feldwachen der Infanterie aufzuwerfen, und Batterien für das schwere Geschütz anzulegen; jetzt aber sollte das ganze Lager verschanzt werden. Allein auch diese Handlung Friedrichs hatte das Gepräge des Außerordentlichen, und wurde auf eine Art und mit einer Geschwindigkeit ausgeführt, wovon man in der neuern Kriegsgeschichte kein Beyspiel findet.

Der Mittelpunct des Lagers war ungefähr eine Meile von Schweidnitz. Der ganze Bezirk, wo die Infanterie sich gelagert hatte, wurde jetzt zu einer Kette zusammenhängender Linien. Man sahe Verschanzungen mit sechzehn Fuß tiefen und eben so breiten Gräben, die durch vier und zwanzig große Batterien an einander hingen; vor den Linien wurden Palisaden eingerammt, Sturmpfähle gepflanzt, oder Spanische Reiter gestellt, und vor diesen noch drey Reihen sechs Fuß tiefe Wolfsgruben gegraben. Man hatte jedoch Zwischenräume gelassen, damit die Cavallerie durchbrechen, ja durch welche

auch die Infanterie nach Beschaffenheit der Umstände ausfallen und die Angreifenden selbst im Rücken oder in den Flanken angreifen konnte. Einige Gegenden des Lagers waren durch Moräste, andre durch das Striegauer Wasser, noch andre durch den Nonnenbusch gedeckt, einen Wald, worin man Verhacke gemacht hatte, und diese waren mit Jägern besetzt. Die Dörfer Bunzelwitz, Jauernick, Zeschen und Peterwitz wurden stark befestigt. Vier verschanzte Hügel innerhalb dem Lager stellten gleichsam Bastionen vor, und der so genannte Würbener Berg auf dem linken Flügel war einer Citadelle ähnlich. Man sahe nichts als Batterien. Eine jede derselben hatte überdem zwey Flatter-Minen, oder mit Pulver, Kugeln und Grenaden gefüllte Gruben, die in einer geringen Entfernung vor den Batterien angelegt waren, durch Röhren ins Innere derselben gingen, und jeden Augenblick gesprengt werden konnten. Der König hatte auch noch eine Anzahl schwere Canonen aus Schweidnitz genommen, um die Batterien zu verstärken, die zusammen 460 Stücke Geschütz und 182 Minen dem Feinde entgegenstellten, und alles dies auf Anhöhen, deren Zugänge auch schon von der Natur durch kleine Bäche

und sumpfige Wiesen beschwerlich gemacht waren. So war das Lager bey Bunzelwitz geformt, das einer Festung gleich, von den Kennern, wegen der glücklichen Verbindung der Grundsätze der Tactik mit den Grundsätzen der Feld-Befestigungskunst, für ein Muster dieser letztern gehalten wurde, und den Feinden unübersteigliche Hindernisse zum Angriff zeigte. Sie konnten wegen des höher liegenden Preußischen Lagers von ihren Canonen nicht den geringsten Nutzen erwarten, noch weniger von den Musketen, die gegen Palisaden und Verschanzungen ganz überflüssige Waffen waren; und eben so geringen Beystand ließ ihre Cavallerie hoffen, die bey allen Bewegungen sich den Preußischen Canonen aussetzen mußte. War die Art der Befestigung bewundernswürdig, so war es die Geschwindigkeit der Ausführung noch weit mehr; denn diese unheure, höchst mannigfaltige Arbeit war das Werk von drey Tagen, mit Inbegriff der Nächte. Die Hälfte der Armee arbeitete immer, und die andre ruhete; und so ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort, bis alles fertig war. Wo die Verschanzungen am linken Flügel aufhörten, in einer großen Ebene, standen neunzig Escadrons Preußische Cavallerie, die begierig war, die

von Seydlitz gelernten künstlichen Reiterey-Manövers auf diesem so vortheilhaften Terrain in ihrem ganzen Umfang zu zeigen.

Laudon hatte von seiner Monarchin die Vollmacht erhalten, nach Gutbefinden eine Schlacht zu liefern, oder zu vermeiden. Er wünschte das erstere; auch war es gleich anfangs so wohl seine, als des Russischen Feldherrn Absicht, den König anzugreifen. Hiezu aber gehörte ein Plan, und dieser konnte wegen entgegengesetzter Meinungen, wegen der sehr verschiedenen so wohl politischen als militairischen Grundsätze zwischen den Oesterreichern und Russen, wegen mancher abweichenden Kriegsgebräuche, vieler Zweifel, und mannigfaltiger Bedürfnisse, nicht in einem Tag entworfen, und geordnet werden. Friedrich benutzte diese für ihn äußerst kostbare Zeit, und da die Zweifel seiner Feinde gehoben, alles berichtigt, und die Heerführer zum Angriff entschlossen waren, so sahen sie kein Preußisches Lager mehr, sondern eine Kette von Festungswerken vor sich, die wie durch Zauberey aus der Erde hervorgegangen waren. Die Art diese anzugreifen, oder vielmehr zu bestürmen, erforderte neue Entwürfe, und diese zeigten immer größere Schwierigkeiten; so daß in ei-

nem großen Kriegsrath, der im Russischen Lager gehalten wurde, und wobey Laudon gegenwärtig war, Butturlin geradezu erklärte, daß er mit seiner Armee nichts wagen wollte; sollte es aber zwischen den Kaiserlichen und Preußen zu einem Angriff kommen, so würde er ein Corps seiner Truppen zur Unterstützung senden. In der That war der Angriff dieses Preußischen Lagers eine große Verwegenheit. Man mußte Ströme von Blut erwarten, noch ehe man mit den Preußen im Innern ihrer Feld-Burg handgemein werden konnte. Die muthigsten Krieger aller Heere zagten bey dieser Unternehmung, die mehr als irgend eine im Lauf des ganzen Kriegs entscheiden sollte, und die gewiß die schrecklichste Schlacht dieses Jahrhunderts gewesen wäre.

Diesen großen Versuch zu wagen, war jedoch jetzt Laudons höchster Wunsch, um so mehr, da, so groß auch der Verlust seyn mochte, die Wirkung eines Sieges für den ganzen Krieg entscheidend, und im widrigsten Fall der Rückzug der Oesterreicher und Russen durch ihre Situation gesichert war. Aber selbst diesen Fall hielt er nicht für wahrscheinlich; wenigstens ließ er nicht ab, den Russischen Feldherren den glücklichen Ausgang des Angriffs als un-

zweifelhaft vorzustellen; allein diese, die ohnehin auf ihn, als den eigentlichen Sieger bey Kunersdorf, eifersüchtig waren, wollten dies nicht einräumen, und blieben bey dem Satze stehen: Nichts zu wagen. Eine nothwendige Betrachtung gab der Sache vollends den Ausschlag. Laudon wollte bey diesem großen Kampfe, der seiner Monarchin den Besitz von Schlesien verschaffen sollte, mit seinem Heere nicht den leichtesten Theil der Blutarbeit übernehmen; auch glaubte er durch diese großmüthige Wahl des Schwersten, den Entschluß der Russen desto gewisser zu bestimmen, da sie immer Klagen führten, daß man ihren Truppen die größte Last des Krieges auflegen wollte. Allein dieser Plan hatte das Nachtheilige, daß dadurch die Russen eine untergeordnete Rolle spielten, und ihr Ober-Feldherr, Graf Butturlin, dem ihm an Rang und Würde ungleichen Laudon nachstehn, und dabey erwarten mußte, bey einem glücklichen Erfolg als ein bloßer Helfer zum Oesterreichischen Siege, bey einem widrigen Schicksal aber vielleicht als die einzige Ursache des Verlustes angesehen zu werden.

Friedrich war indessen ständlich zum Kampf bereit. Bey Tage, wo man alle Bewegun-

gen in den feindlichen Lägern wahrnehmen konnte, mußten seine Soldaten rasten; so bald aber die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelter abgebrochen, die ganze Bagage der Armee unter die Canonen von Schweidnitz geschickt, und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen ins Gewehr. So stand die ganze Infanterie, Cavallerie und Artillerie alle Nächte durch in Schlachtordnung. Der König befand sich gewöhnlich bey einer Haupt-Batterie, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeschlagen war. Seine eigne Bagage wurde auch täglich alle Abend weggeschickt, und des Morgens kam sie zurück. Erst nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder, und schlugen ihr Lager wieder auf. Die Hitze war drückend, und, Brot ausgenommen, an Lebensmitteln großer Mangel. Es fehlte an Schlachtvieh, so wie an Gemüse. Die Soldaten hatten also nichts zu kochen, und wurden der Quarantaine bey Wasser und Brot höchst überdrüssig. Hiezu kam das Bedürfniß des Schlafs, das alle Tage dringender wurde, da an keine mehrere Stunden anhaltende Ruhe zu denken war. Die Kranken mehrten sich erstaunlich, und wurden immer schaarenweise nach Schweidnitz gebracht. Das Miß-

vergnügen der Truppen bey der ganzen Armee war allgemein, und die Desertion würde sehr stark gewesen seyn, wenn die verschanzten Linien bey Tage und die Schlachtordnung in der Nacht nicht alles Ausreißen unmöglich gemacht hätten. Dieser Umstand vermehrte die Unentschlossenheit der feindlichen Feldherren, und ihre Ungewißheit in Ansehung der Stärke und Schwäche der verschiedenen Lägerposten.

Die vom König anfangs so gefürchtete Vereinigung beider feindlichen Heere war nun für ihn ein vortheilhafter Umstand; denn der größte Theil des Feldzugs war mit Märschen verstrichen, diese Vereinigung zu bewirken. Geschahe sie nicht, so wäre die Russische Armee nur allein unthätig geblieben, und der rastlose Laudon würde mit der seinigen freye Hand gehabt haben; und dies mit einer überaus großen Ueberlegenheit und Macht, weil Friedrich genöthigt worden wäre, zur Beobachtung der Russen sein jetzt zusammengezogenes und unter seiner Anführung doppelt furchtbares Heer zu trennen.

Jetzt erwartete der König alles von der Zeit, und besonders vom Hunger. Er selbst war von dieser Seite durch die reichlich gefüllten Magazine in Schweidnitz beruhigt, die es

wenigstens an Brot und Fourage nicht fehlen ließen. Der Mangel dieser nöthigsten aller Bedürfnisse aber konnte nicht lange bey den zahlreichen feindlichen Heeren ausbleiben, die in einem kleinen Bezirk zwischen Bergen eingeschränkt unmöglich fortdauernden Unterhalt finden konnten. Der Scheffel Korn war bis auf funfzehn Reichsthaler gestiegen, und doch mußten die Einwohner den Kauf zu diesem hohen Preise als einen Gewinn ansehn. Den Russen wurde diese Noth zuerst unerträglich. Friedrich hatte überdem Sorge getragen, sie noch zu vermehren, und große Besorgnisse bey ihnen zu erregen. Er schickte den General Platen mit 7000 Mann den Russen in den Rücken. Dieser Feldherr drang in Pohlen ein, und fand bey Gostin eine große wohlverschanzte mit 4000 Mann Russen bedeckte Wagenburg. Diese befahl er gleich zu stürmen, und nun drangen die Preußen mit gefälltem Bajonet, ohne einen Schuß zu thun, in die Verschanzungen, wo sie sich der hier zusammengehäuften ungeheuern Menge Wagen bemächtigten. Es waren deren 5000 an der Zahl. Platen ließ sie verbrennen, schlug die 4000 Mann starke Bedeckung, machte 1900 Mann Gefangene, und zerstörte drey ihrer größten

Magazine; dabey wurde selbst ihr Haupt-Magazin in Posen von ihm bedroht. Nun schien es den Russen die höchste Zeit abzuziehn. Nachdem man also zwanzig Tage lang immer Entwürfe gemacht, und wieder verworfen hatte; nachdem die vereinigten Armeen zweymahl zum Angriff früh Morgens ausgerückt, und sodann ohne Versuch wieder in die Läger eingerückt waren, so wurden alle Plane aufgegeben, und die bereits ausgetheilten Schlacht-Dispositionen wieder zurückgenommen. Diese Dispositionen bewiesen Laudons Entwurf, die von Friedrich wiederhohlt angewandte schräge Schlachtordnung auch hier zu versuchen.

Butturlin trennte sich nun von den Kaiserlichen, und marschirte mit seiner Armee ab, ging den 13ten September über die Oder, und ließ Czernichef mit 20,000 Mann bey dem Oesterreichischen Heere zurück. Die Russen zogen sich nach Pohlen, das für die Preußischen Staaten die Büchse der Pandora war; denn, nicht genug daß die verheerenden Russen alle Jahr hier herausströmten, so kamen jetzt aus diesem Lande unermeßliche Schwärme von Heuschrecken, die die Sonne verdunkelten, und in der Nähe von Zülli-

chau sechzig Quadrat-Meilen Feld überschwemmten.

Die Nachricht von dem Abzug der Russen erregte einen Jubel im Preußischen Lager. Man frohlockte, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten hätte. Obgleich Laudons Heer in Verbindung mit dem Russischen Corps jetzt noch fast doppelt so stark als das Königliche war, so hörten dennoch alle Vertheidigungs-Maaßregeln der Preußen mit einemmahl auf. Kein Lager wurde des Abends mehr abgebrochen; keine Bagage wurde mehr weggesandt; es geschah kein nächtliches Ausrücken mehr; die Schweidnitzer Canonen wurden zurück in die Festung gebracht; die Flatter-Minen ausgeleert; die Wolfsgruben zugeworfen; die Spanischen Reiter verbrannt, und ein großer Theil der Verschanzungen eingerissen; dabey war die Communication mit dem platten Lande wieder offen, und das Preußische Lager wurde jetzt mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehn.

Friedrich blieb nicht länger in dieser Stellung, als vierzehn Tage nach dem Abmarsch der Russen; er sah den Feldzug noch nicht als geendigt an, und wünschte ihn noch durch Thaten auszuzeichnen. Laudon stand in

einem festen Lager, und bezeigte keine Lust zum Schlagen. Der König glaubte ihn durch drohende Märsche daraus zu entfernen, und nach Böhmen zu treiben, oder auch eine vortheilhafte Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Ueberdem war das Magazin in Schweidnitz durch die so lange angehaltenen großen Lieferungen beynahe erschöpft; in Neiße hingegen befanden sich die Hauptbedürfnisse im Ueberfluß. Diesem Entwurf zu Folge brach Friedrich aus seinem Lager auf, und zog sich nach Münsterberg, zwey Tagemärsche von Schweidnitz.

Diese Festung war, so wie alle Preußische Festungen, nicht stark besetzt, und überdem bestand ein großer Theil der Besatzung aus Ueberläufern und andern sehr unzuverlässigen Leuten. Der Ort selbst, obgleich so oft belagert, und durch mancherley Kriegs-Scenen berühmt, war nichts weniger als eine Hauptfestung. Der Commandant aber, General Zastrow, schien durch seine Erfahrung, Klugheit und Kriegswissenschaft, diese Mängel zu ersetzen. Zudem war jetzt, da sich der König in der Nähe befand, keine Belagerung denkbar. Auch war Laudon weit von diesem Gedanken entfernt; allein zu einer Ue-

ber-

berrumpelung machte er die zweckmäßigsten Anstalten. Czernichef bot dazu sein ganzes Corps an, davon aber nur 800 Russische Grenadiere angenommen wurden. Diese vereinigten sich mit zwanzig Bataillons Oesterreichern, die der General Amade commandirte. Das Geheimnißvolle der Vorbereitungen, die Kenntniß der Lebensweise des Commandanten, der ein großer Freund der Tafelfreuden war, und die sehr schwache Besatzung, alles dieses sicherte den Anschlag. Die Vertheidigung der festen Plätze hängt in unsern Tagen vorzüglich ab, von der Artillerie, und der Art ihrer Bedienung. Es waren zwar 240 Stück Geschütz in der Festung, allein nur 191 Artilleristen. Ein gefangener Oesterreichischer Officier, Nahmens Roca, der des Commandanten Gunst und alle Freyheit genoß, gab von jedem Umstand die genaueste Nachricht. Zastrow ahnete nichts, und war so über alle Vorstellung unbesorgt, daß er weder Reiter ausschickte, die Bewegungen des Feindes auszuspähen, noch Leuchtkugeln werfen ließ, um zur Nachtzeit die Felder zu erleuchten; ja er ertheilte seinen Officieren nicht einmahl Verhaltungs-Befehle für den Nothfall. Laudon hatte daher die beste Gelegenheit alles unge-




stört und unbeobachtet anzuordnen, und in der Stille unter die Palisaden zu dringen. Er hatte in einer förmlichen Anrede seinen Truppen die Plünderung der Stadt untersagt, und ihnen dafür eine Belohnung von 100,000 Gulden versprochen. Die Walonischen Grenadiere erwiederten durch einmüthigen Zuruf: „Führen Sie uns nur an, Ruhm zu erwerben. „Wir wollen kein Geld!„ Laudon ließ erst die Festung durch leichte Truppen umringen, und durch Croaten einen falschen Angriff machen, während dessen die zwanzig Bataillone in vier Colonnen vertheilt mit Sturmleitern und Faschinen anrückten, und ohne bemerkt zu werden an vier verschiedenen Orten der Außenwerke um drey Uhr nach Mitternacht anlangten. Hier verweilten sie nicht lange; ohne einen Schuß zu thun stürzten sie in den bedeckten Weg, drangen mit gefälltem Bajonet in die Außenwerke, vertrieben die Besatzung, oder hieben sie nieder, richteten die eroberten Preußischen Canonen auf die Festung, und nun stürmten sie den Hauptwall.

Man hatte rathsam gefunden, vielleicht ohne Wissen der Befehlshaber, durch Branntwein den Muth der Stürmenden zu beleben;

daher achteten sie keine Gefahr. Die Russen besonders drangen in unordentlichen Haufen wie unsinnig vor. Sie kamen in der Finsterniß an eine ausgehöhlte Tiefe in den Werken. Die Zugbrücke war abgebrochen. Man hatte an diesem Ort keine Hindernisse erwartet. Die Vordersten machten Halt, und riefen nach Leitern und Faschinen; einigen Russischen Officieren aber schien dies zu weitläuftig; sie glaubten diese Tiefe eben so wohl mit Menschen anfüllen zu können, und trieben die Hintersten an vorwärts zu drücken. Die Unglücklichen, die sich an der Spitze befanden, wurden nun durch die große andringende Gewalt in den Abgrund gestürzt, und so marschirten die Folgenden über die Leiber ihrer Kriegsgefährten weg. Die Russen hieben alles nieder, was ihnen vorkam. Auf dem Bögen-Fort, das beynahe erstiegen war, rief man um Pardon; der Gegenruf der wüthenden Russen war: „Nichts Pardon!„ Ein Preußischer Artillerist wollte in dieser Lage nicht ungerochen sterben; er zündete ein Pulver-Magazin an, wodurch er sich mit einer Anzahl Preußen und 300 Feinden in die Luft sprengte. Man hatte nun drey Sternschanzen erobert. Den letzten Angriff that der Commandeur des Lau-

donschen Regiments, Graf Wallis, auf ein Haupt-Fort, das Galgen-Fort genannt, das von den Preußen auf das tapferste vertheidigt wurde. Zweymahl wurden die Oesterreicher zurückgetrieben. Wallis aber rief ihnen zu: „Wir müssen die Festung ersteigen, oder ich „will hier umkommen! Ich habe dies unserm „Chef versprochen. Unser Regiment führt sei„nen Nahmen! Laßt uns also siegen, oder „sterben!„ Diese Anrede that Wunder. Die Officiere trugen selbst die Leitern herbey, und nun wurde das Fort mit Kriegswuth erstiegen. Die Oesterreichischen Gefangenen in der Festung, die sich, 250 an der Zahl, im Wasser-Fort befanden, benutzten diesen Augenblick; sie sprengten die Thüren der Casematten, wo sie eingesperrt waren, erstiegen die Mauern, und eröffneten ihren Landsleuten ein inneres Stadtthor. Bey der ganzen Unternehmung gebrauchten die Oesterreicher keine Canonen, bis sie die Preußischen in der Festung erobert hatten. Bis dahin waren ihre Waffen das Bajonet und der Säbel. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten war 1600 Mann.

Nach einem dreystündigen Sturm, mit Anbruch des Tages, war die Festung Schweid-

nitz erobert, und befand sich nebst der 3700 Mann starken Besatzung, mit Arsenälen und Magazinen, ohne eine vorhergegangene Belagerung, und ohne alle Capitulation, in den Händen von Preußens Feinden. Dieser große Vorfall geschah den ersten October. Die versprochenen 100,000 Gulden statt der Beute waren Ursache, daß der großen Unordnung zum Theil gesteuert wurde. Die Plünderung dauerte vier Stunden. Auch hier, so wie in Cüstrin und Dresden, hatten viele Bewohner der umliegenden Gegenden ihre besten Effecten in Sicherheit gebracht, um sie vor den Räubereyen der Cosaken zu sichern. Diese wurden jetzt eine Beute der Plünderer, deren Zügellosigkeit immer zunahm, bis die menschenfreundlichen Bemühungen des Fürsten von Lichtenstein und des Grafen Kinsky, die endlich mit der Cavallerie in die Stadt drangen, dem Unwesen mit Nachdruck ein Ende machten. An diesen Ausschweifungen nahmen jedoch die Russischen Grenadiere keinen Antheil. Diese Krieger gaben hier ein so wenig erwartetes, als ruhmwürdiges Beyspiel; sie setzten sich auf den erstiegenen Wällen ruhig nieder, und ein jeder blieb bey seinem Gewehr.

Der Commandant Zastrow, der, obgleich von thätigen Feinden umringt, in eben dieser schreckensvollen Nacht einen Ball gegeben hatte, war sinnreich genug sich gegen seinen Monarchen zu rechtfertigen, und sich auf eine gute Vertheidigung zu berufen. Friedrich antwortete, daß ihm der Vorfall ein Räthsel wäre, und daß er sein Urtheil verschieben wollte. Er hatte wahrscheinlich seine Ursachen, nach geendigtem Kriege diesen General nicht vor ein Kriegsgericht zu ziehn, und begnügte sich, ihn seines Dienstes zu entlassen.

Laudon hatte jetzt den Oesterreichischen Waffen wieder einen höchst wichtigen Vortheil errungen. Durch die Eroberung von Schweidnitz waren die Oesterreicher nach sechs blutigen Feldzügen zum erstenmahl in Stand gesetzt, Winter-Quartiere in Schlesien zu machen. Die Belohnung des Feldherrn war aber keinesweges der Größe des Dienstes angemessen. Undank war sein Lohn; und eine förmliche Bestrafung wäre erfolgt, wenn der Kaiser Franz und der alte Fürst Wenzel von Lichtenstein, den die Kaiserin wie ihren Vater ehrte, ihn nicht mit ihrem ganzen Einfluß geschützt hätten. Mit ihnen stimmte auch der Graf Kaunitz ein, der bey dieser Gelegenheit an

die Kaiserin ein Glückwünschungs-Schreiben sandte, das sich mit den Worten endigte: „Gott erhalte Ew. Majestät Ihren „Josua!„

Diese mächtigen Gönner, für die Ehre ihres Hofes besorgt, gingen noch weiter; sie bewirkten, um durch solche nichtswürdige Hof-Cabalen nicht dem ganzen Europa Stoff zum Gespötte zu geben, daß Laudon von der Kaiserin nicht allein einen gnädigen Brief, sondern auch Geschenke erhielt. Das Vorgefallene wurde ihm jedoch nicht verziehn, wovon, troß dieser glänzenden That, sein eingeschränktes Commando im nächsten Feldzuge bis zum Frieden, seine geringe Achtung bey Hofe, so lange Theresia lebte, und seine erst siebzehn Jahre nachher erfolgte Beförderung zur Feldmarschalls-Würde, überzeugende Beweise waren. Sein Verbrechen bestand darin: eine so wichtige Stadt ohne Anfrage, und ohne Erlaubniß des Hof-Kriegsraths in Wien, folglich auch ohne Wissen der Kaiserin, eingenommen zu haben; eine Formalität, die wahrscheinlich durch die damit verknüpfte Verzögerung den ganzen Entwurf vernichtet hätte. Die Feinde dieses großen Feldherrn in Wien gingen so weit, daß sie diese so glück-

lich vollzogene Unternehmung einen Croatenstreich nannten.

Die überaus schleunige Beförderung Laudons, eines Ausländers, ohne Ahnen, ohne Vermögen, ohne Empfehlung, zu den höchsten Kriegswürden, und zwar ohne alle Ränke und Hofgunst, bloß wegen persönlicher Verdienste, und dieses in einem Lande wie Oesterreich, war ein in unserm Jahrhundert noch nicht erlebtes Beyspiel. Der Croaten-Major Laudon, der noch im Jahr 1756 um die Ausfertigung der Kaiserlichen Befehle bey den Schreibern der Oesterreichischen Dicasterien demüthig sollicitiren, und ihre Bequemlichkeit abwarten mußte, wurde im Jahr 1761 von ganz Europa als die größte Stütze von Theresiens Thron betrachtet, und war es auch im eigentlichsten Verstande. Er war es, der den Plan des Ueberfalls bey Hochkirch entwarf. Er hatte durch die Wegnahme des großen Preußischen Transports in Mähren Olmütz gerettet. Er hatte das Fouquetsche Corps besiegt, und diesen großen General gefangen genommen. Er hatte Glatz erobert. Er, und nicht Soltikow, hatte den König bey Kunersdorf geschlagen. Viele andre große, obgleich minder wichtige Vortheile hatten

ihm die Oesterreicher zu verdanken, und jetzt hatte er Schweidnitz erobert.

Die großen Kriegs-Talente dieses Heerführers schienen jedoch von dem Glück zu Friedrichs Vortheil bestimmt zu seyn. Laudon war vor dem Kriege in Berlin, und wünschte Preußischer Hauptmann zu werden. Der König schlug das Gesuch ab; und nun entfernte sich aus seinen Staaten ein dem Ansehn nach unbedeutender Mann, der aber vom Schicksal ausersehn war, auf den ganzen Krieg den größten Einfluß zu haben. War Laudon nicht bey Theresiens Heeren, so hätte man nicht sieben Feldzüge durch gekämpft, und alle Kriegs-Operationen Friedrichs nebst ihren Folgen wären ganz anders gewesen. Den Entwurf der Ueberrumpelung von Schweidnitz hatte er dem Kaiser mitgetheilt, und zugleich die Schwierigkeiten dargelegt, die zögernde Formalitäten bey einer solchen Unternehmung erzeugen würden. Nichts konnte den glücklichen Erfolg sichern, als die Geschwindigkeit der Ausführung. Des Königs Operationen waren ungewiß, und die geringste Entdeckung des Geheimnisses machte den Versuch ganz unmöglich. In dieser Lage nahm es der Kaiser auf sich, ihn bey seiner Gemahlin zu vertreten;

und er war es auch, der ihr die erste Nachricht von einem Glücksfall brachte, der mehr als eine gewonnene Schlacht werth war. Theresia, ungewohnt durch diesen Canal Kriegs-Nachrichten zu erhalten, und auf ihre Autorität höchst eifersüchtig, bezeigte in den ersten Augenblicken keine Freude darüber. Sie war aufgebracht, und der hintangesetzte Hof-Kriegsrath flammte ihren Zorn noch mehr an. Keine Gründe wurden angehört, und Laudon wäre ohne den Edelmuth von Franz, Lichtenstein und Kaunitz, verlohren gewesen.

Das Schicksal, das so oft in den Begebenheiten der Nationen zur Belehrung der Menschen die nämlichen Auftritte erneuert, ja sie manchmahl als Problem philosophischer Speculationen so gar bis auf individuelle Züge ähnlich macht, hatte in diesem Jahrhundert in Oesterreich zweymahl einen außerordentlichen Vorfall von gleicher Art geschehn lassen. Zur Stütze dieser großen Monarchie in zwey critischen Epochen waren zwey mit ganz ungewöhnlichen Talenten begabte Helden nöthig, die nicht die Natur-Producte eines jeden Jahres sind, die man nicht in allen Ländern findet, und die man damahls auch nicht

in den Kaiserlichen Staaten fand. Der Genius von Oesterreich aber führte gerade zur gelegenen Zeit beide aus der Ferne herbey. Immer werden die großen Nahmen Eugen und Laudon in den Jahrbüchern der Oesterreicher glänzen. Das Schicksal und die Thaten beider hatten auch eine besondere auffallende Aehnlichkeit. Beide waren Ausländer. Die erhabenen Kriegs-Talente beider wurden in ihrem Vaterlande verkannt, und von den Königen verachtet, die bestimmt waren die Macht dieser Talente tief zu fühlen. Ludwig der vierzehnte, der über den Jüngling Eugen als Krieger gespottet hatte, bebte bey dessen furchtbarem Nahmen als Mann und Heerführer; und welche Empfindungen mußte bey Friedrich dem zweyten der Nahme Laudon erregen! Fast täglich hörte er von dem rastlosen Geist dieses Feldherrn, der durch seine Thätigkeit die Langsamkeit und Unentschlossenheit der andern Kaiserlichen Ober-Befehlshaber so oft wieder ins Gleichgewicht brachte. Selten vernahm der Preußische Monarch angenehme Nachrichten mit dem Nahmen Laudon gepaart; weit öfter unangenehme, manchmahl schreckliche, die ihn als Mensch erschütterten, und die er als König

verbarg. Sieben Jahr kämpfte Friedrich mit Laudons Talenten und mit Laudons Waffen-Glück, so wie der Prinz Eugen von Savoyen dreyzehn Jahre lang des stolzen Ludwigs Plane vereitelte. Der Ehrgeitz und die Rache, diese mächtigen Leidenschaften, flammten beide Feldherren an, alle Kräfte ihres Geistes anzustrengen, diejenigen, die sie verachtet hatten, ihren Werth stark empfinden zu lassen. Beide waren in ihren Kriegen begierig nach Schlachten, so wie beide mehr zu einem Offensiv- als Defensiv-Kriege geschaffen waren. Beide wurden mitten im Lauf ihrer glücklichen Thaten von dem Hof-Kriegsrath sehr gekränkt und verfolgt. Beide wurden das Schrecken der Türken, und beide pflanzten auf Belgrads Mauern den doppelten Adler. Beide waren Männer von einem unbiegsamen, aber edeln Character, und von ihren Heeren angebetet. Sie starben beide im Greisenalter, da ihre Monarchie dem Zeitpunct nahe war, gegen eine mächtige Nation zu Felde zu ziehn.

Die so unerwartete Neuigkeit von dem Verlust von Schweidnitz setzte die Armee des Königs in die äußerste Bestürzung. Kein Vorfall, kein Unglück in dem ganzen Kriege, hatte eine so starke Wirkung auf die muthvol-

len Preußen. Man hatte jetzt alle Früchte eines ehrenvollen höchst mühseligen Feldzugs auf einmahl eingebüßt, und man befürchtete nicht ohne Grund die Gräuel einer neuen Winter-Campagne. In jedem Fall war eine langwierige Belagerung gewiß zu erwarten. Hiezu kamen schreckliche Nachrichten aus Pommern. Die Aussichten in die Zukunft wurden immer trüber. Dieser muthlose Zustand aber dauerte nicht lange. Die Standhaftigkeit Friedrichs belebte sein ganzes Heer. Er versammelte die vornehmsten Officiere, meldete ihnen selbst seine Unfälle und seine Hoffnungen, und stellte es jedem frey, der hoffnungslos seinen Dienst verlassen wollte. Keiner nutzte dieses Anerbieten, und alle fühlten neue Kräfte. Nie wünschte der König und seine Armee so sehnlich eine Schlacht. Laudon aber, mit seinem Glück zufrieden, obgleich sonst gern zum Kampf bereit, gab jetzt keine Gelegenheit dazu; er fürchtete von Friedrich einen verzweifelten Angriff, den gewisse Befehle wahrscheinlich machten, daher er auch mit seiner so sehr überlegnen Armee von Oesterreichern und Russen acht Nächte hinter einander unter freyem Himmel zubrachte. Seine Truppen waren voller Muth, da Theresia al-

len beym Sturm von Schweidnitz gewesenen Soldaten, anstatt der versprochenen 100,000 Gulden, Mann für Mann dreyzehn Gulden hatte auszahlen lassen. Nichts hinderte jetzt den Marsch der Oesterreicher nach Breslau, den Czernichef vorschlug, Friedrich befürchtete, Laudon aber nicht wagen wollte. Dieser Feldherr blieb unbeweglich in seinem Lager bey Freyburg, wobey er mit Sachsen, Böhmen und Mähren Gemeinschaft behielt. Der König hingegen verlegte seine Truppen in die Cantonnirungs-Quartiere, und nahm in Strehlen an der Ohlau sein Haupt-Quartier.

Hier war es, wo ihm durch Verrätherey ein außerordentliches, ja das größte Unglück im ganzen Kriege bevorstand. Der Baron Warkotsch, ein Schlesischer Edelmann, ein Ungeheuer, von der Hölle ausgebrütet, um zu einer Zeit, wo so viel menschliche Größe und Würde sich entwickelte, durch den Contrast auch die Größe menschlicher Verworfenheit zu zeigen; dieser Bösewicht, dessen Nahme, so wie der des Herostrat, bey der späten Nachwelt Abscheu erwecken wird, besaß in der Nähe von Strehlen Güther. Er war in seiner Jugend beym Oesterreichischen Militair gewesen, hatte aber diesen Dienst verlassen, und lebte

seit vielen Jahren als Preußischer Vasall bey seinem großen Vermögen unabhängig. Der König hatte ihn durch mannigfaltige Gnaden-Bezeigungen ausgezeichnet; ja diese Gnade ging aus unbekannten Ursachen so weit, daß er den ganzen Krieg durch von seinen großen Güthern in Nieder-Schlesien,' 300,000 Reichsthaler an Werth, nichts liefern durfte. Diese Verschonung eines Einzelnen von der allgemeinen Last veranlaßte öftere, aber immer fruchtlose, Vorstellungen der Landstände beym Könige, der seine Gnade gegen den Unwürdigen fortsetzte, ihn in seinem Haupt-Quartier beständig liebreich aufnahm, und an seine Tafel zog. In diesen Stunden des Genusses Königlicher Huld entwarf Warkotsch den Plan, den König seinen Feinden zu überliefern, oder durch Mord aus der Welt zu schaffen. Diese schwarze That sollte schon einige Monate zuvor ausgeführt werden, als Friedrich am 15ten August in Schönbrunn, einem dem Verräther gehörigen Dorfe, übernachtete. Er schlief hier in einem mit einer verborgenen Thür und Treppe versehenen Zimmer, aus welchem die Oesterreicher ihn in der Nacht abhohlen sollten. Schon war sein Untergang gewiß; denn das Motto des War-

kotsch war: Lebendig oder todt; allein ein Zufall rettete auch hier den nichts arges ahnenden Helden. Das Zietensche Corps, das der Bösewicht nicht erwartet hatte, veränderte seine Stellung, traf Abends zuvor bey Schönbrunn ein, und umgab das Dorf. Nun wollte man die schwarze That nicht versuchen, da die Ausführung, wenn gleich nicht in Rücksicht auf das geweihete Opfer, doch auf das glückliche Entkommen der Unternehmer mißlich war. Der Plan wurde daher bis zu einer bequemern Zeit verschoben.

Warkotsch, der immerfort mit den Oesterreichern Briefe wechselte, und beständig diese That im Sinne führte, erneuerte jetzt in Strehlen seinen bösen Anschlag, den die Sorglosigkeit Friedrichs in Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit abermahls erzeugte. Nichts war leichter, als ihn hier in der Nacht aufzuheben. Sein Quartier war in dem Dorf Woiselwitz ganz nahe bey der Stadt Strehlen gelegen, und sein Haus nur vier hundert Schritt von den Stadtmauern; seine ganze Bedeckung daselbst war eine Compagnie Grenadiere, von denen nur dreyßig Mann die Wache hatten. In der Stadt selbst lagen 6000 Mann von seinen besten Truppen, allein auf

auf ihren Beystand war bey einer raschen Ausführung, zumahl in der Dunkelheit der Nacht, gar nicht zu rechnen *). Ein nahe gelegener Wald begünstigte die Unternehmung außerordentlich. Es war dazu nur ein Trupp wohlberittener Husaren und ein entschlossener Anführer erforderlich. Noch ehe man in der Stadt zu den Waffen hätte greifen können, wäre der König gefangen und entfernt gewesen. Der Wald, der zu Laudons Heer führte, hätte allen Versuchen der Preußen, ihren Monarchen zu befreyen, ein Ziel gesetzt. Warkotsch sahe dieses vollkommen ein; er schmiedete daher einen Entwurf, und theilte ihn dem bey Münsterberg stehenden Obersten, Grafen Wallis, mit. Dieser Officier war Befehlshaber des Laudonschen Regiments, und genehmigte alles. Unter andern war der Rath des Warkotsch, zehn um Strehlen gelegene Dörfer in Brand zu stecken, um die Aufmerksamkeit der Preußen vom Haupt-Quartier abzuleiten. Man versprach dem Verräther eine Belohnung von 100,000 Gulden, eine Summe, die bey einem so reichen Mann nicht in Anschlag gekommen wäre, wenn er nicht den

*) Der Verfasser befand sich mit dem Regiment von Forcade damahls in Strehlen.

Krieg durch seine That als geendigt, und die Kaiserin Theresia überdem schon jetzt, bey Friedrichs so gehäuftem Unglück, so gut als Beherrscherin von Schlesien betrachtet hätte. Ein Priester in Siebenhuben, Nahmens Schmidt, war die Mittelsperson, und auch an ihn wurden die Briefe bestellt. Der Fanatismus hatte jedoch keinen Antheil an diesem Verbrechen; denn Warkotsch war Lutherischer Religion. Ein Jäger, Nahmens Cappel, in seinem Dienst stehend, und sein Vertrauter, war hiebey immer der Bothe. Dieser Mensch wußte um alles; denn er versiegelte die Briefe, nachdem sein Herr ihm solche zuvor, um sein Gutachten zu hören, vorgelesen hatte. Als Besitzer eines Geheimnisses von so großer Wichtigkeit pflegte er seinem Herrn zu trotzen, und that nicht mehr Dienste, als er selbst wollte. Dieser Umstand rettete die Preußische Monarchie.

Die Nacht vom 30sten November war zur Ausführung des Plans bestimmt, und noch am 29sten November beritt Warkotsch die Gegend als Begleiter des Markgrafen Carl und des Königlichen General-Adjutanten Krusemark. Erst spät kam er nach Hause. Das Wetter war rauh. Der mit herum ge-

trabte Cappel war müde, und bey sehr übler Laune; er hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und nun ging er murrend zu Bette. Der dies Betragen gewohnte Warkotsch achtete nicht darauf, sondern schrieb noch in der Nacht einen Brief an Wallis, weckte den Jäger auf, und befahl ihm, ohne auf sein Fluchen zu hören, sich sogleich damit auf den Weg zu machen. Der aufgebrachte Cappel schien zu gehorchen, nahm den Brief, den er diesmahl nicht gelesen hatte, und brachte ihn, nicht nach Siebenhuben zu Schmidt, sondern zum Lutherischen Pfarrer des von Warkotsch bewohnten Dorfs Schönbrunn. Dieser Mann, Nahmens Gerlach, hatte durch die Vortrefflichkeit seines Characters sich die Liebe und Hochachtung nicht allein seiner Gemeine, sondern auch der dort herum wohnenden Catholiken erworben. Auch Cappel hatte Hochachtung für ihn, daher er in dieser Stunde des Unwillens, und auch vielleicht des Nachdenkens, zu diesem Pfarrer ging. Er schreckte ihn aus dem Schlaf, sagte ihm was er wußte, und gab ihm den Brief, den Gerlach öffnete. Der erschrockene Pfarrer zeigte ihm die dringende Nothwendigkeit sogleich ins Haupt-Quartier zum König zu reiten, ließ dazu sein bestes

Pferd satteln, und band ihm die schleunigste Ueberlieferung des Briefes in Friedrichs eigne Hände auf seine Seele. Und so geschahe die Entdeckung.

Auf diese Weise entging der König der größten Gefahr, die noch je über seinem Haupt geschwebt hatte. Warkotsch fand Mittel zu entkommen, da ein abgeschickter Officier eben im Begriff war ihn gefangen wegzuführen; er rettete sich durch die verborgene Treppe; auch der Priester Schmidt, sein Spießgesell, entkam glücklich. Die Güther des Verräthers wurden eingezogen, und er nebst dem Priester im Bildniß geviertheilt. Als dem König das Urtheil zur Vollziehung vorgelegt wurde, sagte er scherzend: „Das mag immer geschehn; denn „die Portraits werden vermuthlich eben so „wenig taugen, als die Originale selbst.„ Der Pfarrer Gerlach blieb unbelohnt, und starb in Armuth. Der Jäger Cappel aber erhielt eine Forstbedienung bey Oranienburg.

Kaum hatten die Preußen die Gegend bey Strehlen verlassen, so besuchte Warkotsch, von einem Trupp Oesterreichischer Husaren begleitet, sein vormahliges Schloß, in dessen verborgenen Gemächern und Kellern sich noch viel Geld, Silberzeug und Kostbarkeiten be-

fanden, deren Wiedererlangung er schon sehr bezweifelt hatte. Er fand zu seiner Freude alles unberührt, und packte daher ein. Die Kaiserlichen Husaren wollten bey diesem Ausräumungs-Geschäfft nicht müßige Zuschauer bleiben. Gewohnt, alles in einem feindlichen Lande als Beute zu betrachten, halfen sie ihm redlich, allein für eigne Rechnung. Warkotsch rief den befehlhabenden Officier um Hülfe, allein die Antwort war: „Nur fort „gemacht! Wir haben nicht lange Zeit. „Dankts Gott, daß die Husaren Euch noch „helfen.„

Der Wiener Hof verneinte alle Theilnahme an dem vorgehabten Entwurf, und die sehr angesehene Familie der Grafen von Wallis erklärte: daß der Oberste dieses Nahmens, der Bundsgenosse des Verräthers, nicht mit ihrem Hause verwandt sey *). Warkotsch selbst irrte in Oesterreich umher, und wußte nicht, in welchem Erdwinkel er seine Schande ver-

*) Der würdige Verfasser der Geständnisse eines Oesterreichischen Veterans rechtfertigt bey dieser Gelegenheit den Grafen Wallis, durch Kriegsgründe, die hier ganz anwendbar seyn würden, wenn nicht das bey der Untersuchung entdeckte Losungswort der Projectanten: „todt oder lebendig„ der Sache eine andre Gestalt gegeben hätte.

bergen sollte. Endlich schlug dieser Elende seinen Wohnsitz in Ungarn auf, und erhielt von der mitleidigen Theresia ein jährliches Almosen von 300 Gulden. So endigte sich dieser verrätherische Anschlag.

Der König bezog bald nach diesem Vorfall die Winter-Quartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau, und nahm das seinige in Breslau.

Während der Zeit, daß diese Auftritte in Schlesien geschahen, hatten die Russen ihre große Uebermacht in Pommern benutzt. Der General Tottleben, dessen Treue wegen der gelinden Behandlung Berlins verdächtig geworden war, wurde in Verhaft genommen, und nach Petersburg geschickt. Dieser Feldherr zeichnete sich unter den Russen durch Kriegs-Talente, und was noch seltner war, durch Edelmuth aus; großmüthig gegen Gefangene, nachsichtsvoll gegen die Einwohner der unglücklichen Preußischen Provinzen, und von seinen Truppen als Vater geliebt. Romanzow erhielt nun den Auftrag, Colberg abermahls zu belagern. Er näherte sich der Festung im August mit einem Corps von 27,000 Mann. Eine Russische Kriegsflotte von vierzig Segeln, unter Anführung des

Admirals Mitschakow, kam aus Cronstadt, mit welcher sich eine Schwedische Escadre von vierzehn Segeln, bestehend in Linienschiffen, Fregatten und kleinen Kriegs-Fahrzeugen, vereinigte, um diese dritte Belagerung eines nicht sehr beträchtlichen Orts mit aller Macht zu unterstützen. Der Besitz desselben war jedoch für die Russen äußerst wichtig, weil sie dadurch festen Fuß in Pommern zu erhalten hofften. Der Preußische General, Prinz von Wirtemberg, suchte dieses aus allen Kräften zu verhindern. Er verschanzte sich mit 6000 Mann unter den Canonen von Colberg. Das Lager wurde durch eine Kette von Schanzen vortrefflich befestigt; hiezu kam die überaus vortheilhafte Lage desselben; auf dem rechten Flügel der Fluß Persante, auf dem linken ein tiefer Morast, und im Rücken die Festung. Romanzow schritt daher zu dem außerordentlichen Mittel, förmlich die Laufgräben gegen dies verschanzte Lager zu eröffnen, und Batterien aufzuführen. Man beschoß dieses so wohl als die Festung mit der größten Lebhaftigkeit. Die Gegenwehr war eben so nachdrücklich. Der Prinz von Wirtemberg im Lager, und der tapfere Commandant Heyden innerhalb der Festung, machten durch ih-

re vortrefflichen Anstalten den Feinden jeden Fuß breit Erde streitig. Das Bombardement ging von der Land- und Seeseite ununterbrochen fort; nur wenige Stunden des Tages wurde inne gehalten. Am 5ten September wurden allein Vormittags 236 Bomben gegen die Stadt geworfen, wovon 62 hinein kamen, und viel Schaden anrichteten. Ein Sturm wüthete unter den vereinigten Flotten im Anfang des Octobers. Ein Russisches Linienschiff scheiterte, und sank mit der ganzen Besatzung in den Abgrund des Meeres; ein Hospital-Schiff gerieth in Brand, und wurde von den Flammen verzehrt. Nun eilten die Flotten von den Pommerschen Küsten weg, und die Belagerten konnten nun zu Wasser aus Stettin Lebensmittel erhalten, woran es in der Festung schon anfing zu fehlen, da die Anführer der Preußischen Corps die dahin abzweckenden Befehle des Königs vernachlässigt hatten.

Die Russen hatten eine Hauptschanze erobert, die den Preußen von der äußersten Wichtigkeit war, daher sie nach einem sehr lebhaften Gefecht wieder von ihnen weggenommen wurde. Romanzow wollte den Besitz abermahls erkämpfen. Hieraus entstand

ein mörderisches Treffen, das viertehalb Stunden zum größten Nachtheil der Russen dauerte, die über 3000 Mann dabey verlohren, und abziehn mußten.

Der Winter näherte sich, und mit ihm häuften sich die Schwierigkeiten bey den Russen. Romanzow setzte jedoch die Belagerung muthig fort. Er erhielt eine große Verstärkung von Butturlin, der nach dem Abzuge aus Schlesien sich auch nach Pommern gewandt hatte. Der König sandte nun den General Platen, der von seiner glänzenden Expedition aus Pohlen zurückkam, dem Prinzen von Wirtemberg zu Hülfe. Die Truppen des erstern waren voller Muth; es fehlte ihnen auch nicht an Proviant, wohl aber an Kleidungsstücken, vorzüglich an Schuhen. Beide Feldherren nahmen ihre Maaßregeln so wohl, daß ungeachtet aller Gegenanstalten der Russen am 4ten October die Vereinigung beider Corps glücklich geschah. Man hatte den Preußischen General Knobloch mit 2000 Mann nach Treptow geschickt, um die Proviant-Transporte nach Colberg zu decken. Auch der General Schenkendorf, der mit 3800 Mann bey Glogau stand, erhielt Befehl nach Pommern zu marschiren, um das Platensche

Corps zu verstärken. Diese Verfügungen, klein im Verhältniß gegen die Operationen so zahlreicher Feinde, waren alles was Friedrich in seiner jetzigen Lage zur Rettung des Orts veranstalten konnte. Nie verfuhren die Russen in diesem Kriege mit größerm Eifer als jetzt. Knobloch wurde von 8000 Mann in Treptow angegriffen; er vertheidigte sich in diesem offenen Ort, der kaum Mauern hatte, und ohne Lebensmittel war, fünf Tage lang; endlich aber mußte er sich bloß aus Mangel an Proviant und Munition mit seinen muthvollen Soldaten zu Kriegsgefangenen ergeben.

Der Mangel in und bey der Festung wurde desto fühlbarer, da jetzt einige zurückgekehrte Russische Fregatten die Zufuhr zur See abermahls abhielten. Die Pferde litten außerordentlich, und erhielten täglich als Ration nur ein halbes Bund Stroh. Es war im November und sehr kalt, daher war unter allen fehlenden Bedürfnissen der Holzmangel das schrecklichste. In dieser Noth wurden einige Häuser abgebrochen. Platen rieth, die Russen ungeachtet ihrer sehr vortheilhaften Position und großen Ueberlegenheit anzugreifen; der Prinz von Wirtemberg aber fand

Bedenken dies zu wagen, in der Meinung, daß die feindliche Haupt-Armee weit entfernt wäre, und die Belagerung doch bald aufgehoben werden müßte, da die rauhe Jahreszeit und die üble Witterung täglich die Hindernisse der Belagerer häuften. Romanzow, dessen Armee nach und nach auf 40,000 Mann angewachsen war, hielt jedoch aus, und ließ die Preußischen Feldherren zu wiederhohlten mahlen als wie vor einer Festung auffordern. Er führte an, daß, da sie in ihrem elenden Zustande keine Hülfe weder zu Wasser noch zu Lande zu erwarten hätten, und ohne alle Hoffnung wären, es in dieser Lage rühmlicher sey eine gute Capitulation zu treffen, als die Truppen aufzuopfern; hiezu fügte er die Versicherung, sich nicht von der Festung zu entfernen, bis er seinen Endzweck erreicht hätte. Dieser Antrag aber wurde standhaft ausgeschlagen.

Das Bedeckungs-Corps unter den Canonen von Colberg erschwerte indessen bey allem Selbstmangel den geschmälerten Unterhalt der Besatzung, und war überdem bey der täglich wachsenden Macht der Feinde ein schwacher Schutz für die Festüng. Man hatte größere Wahrscheinlichkeit, ihr durch Operationen im

Felde nützlich zu seyn. Der Prinz von Wirtemberg so wohl als Platen sannen daher auf Mittel, das verschanzte Lager zu verlassen, da dasselbe immer mehr, und endlich von allen Seiten so sehr eingeschlossen wurde, daß nicht das geringste von Lebensmitteln herein gebracht werden konnte. Der Abzug aber zeigte unübersteigliche Hindernisse wegen der zahlreichen Schanzen und Batterien, womit das Preußische Lager umringt war. Wollte man auch diesem Kugel-Hagel trotzen, und durch einen stürmenden Angriff das Durchschlagen versuchen, so war nichts gewisser, als daß die zahlreichen Russen die Preußen von allen Seiten, von vorne und im Rücken anfallen würden. Um auch den Uebergang der letztern über die Rega zu verhindern, hatten die Russen alle Fahrzeuge und Kähne zertrümmert; nur zehn unter den Canonen der Festung liegende Fischerböte waren vorhanden; hiezu kamen noch sieben schmale Kähne, in deren jedem nur sechs Mann Raum hatten. Mit diesen so geringen Hülfsmitteln, und geleitet von einem Bauer, der einen wadbaren Weg über den mit Wasser überschwemmten Rober-Damm kannte, wurde in der Nacht vom 14ten November mit aller nur ersinnlichen

Vorsicht der große Versuch gemacht. Diesmahl krönte das Glück die mit Klugheit verbundene Kühnheit der Preußischen Feldherren. Es wurde beym Ausfluß des Camper-Sees eine Bockbrücke für die Infanterie gemacht, die Cavallerie hingegen schwamm durch den Fluß, wobey die Husaren die Grenadiere hinter sich auf die Pferde nehmen mußten. So geschah der für unmöglich gehaltene Rückzug in der Stille, und ganz ohne Verlust, zum Erstaunen der Russen, und selbst wider alle Erwartung Friedrichs; ein Rückzug, der zu den merkwürdigsten gehört, die man in der Geschichte findet.

Es war erst nach drey und zwanzig Wochen, daß der Prinz von Wirtemberg dies sein Lager verließ. Durch die so außerordentlich lange Vertheidigung hatte man den wichtigen Vortheil erhalten, daß für die Feinde alle Zeit im Felde etwas zu unternehmen verstrichen war, und selbst die Festung Colberg, die man preisgab, für die Russen jetzt nicht von großem Nutzen seyn konnte. Bey einer frühern Eroberung hingegen hätten sie durch Hülfe der Schifffahrt Magazine angelegt, und den Ort zu ihrem Waffenplatz gemacht.

Alles wurde nun versucht, Colberg mit Proviant zu versehn. Heyden mit seiner schwachen Besatzung achtete wenig auf das zahlreiche Belagerungs-Heer; seine Wünsche waren nur allein auf Brot gerichtet. Der Mangel daran wurde immer größer, und die Soldaten so wohl als die bewaffneten Bürger erhielten nun, anstatt der gewöhnlichen zwey Pfund, nur täglich ein Pfund Brot. Dennoch wollten sie von keiner Uebergabe hören. Heyden, der bey Romanzows erneuerter Aufforderung sie um ihre Meinung befragte, erhielt zur Antwort: „Wir wollen uns wehren, so lange Pulver und Brot da ist.„ Platen setzte sich in Bewegung, diese so nöthigen Bedürfnisse der Festung zuzuführen; allein er wurde angegriffen, verlohr den größten Theil des Transports, und wurde nach Stettin zurückgetrieben. Was das Unglück erhöhete, war, daß auch alle Pferde, die nur das Land hatte aufbringen können, dabey verlohren gegangen waren. Obgleich der Mangel bey den Preußischen Truppen seit ihrer Entfernung von Colberg vermindert war, so hatte er doch wegen des elenden Zustandes der Provinz bey ihnen nicht ganz aufgehört. Es war nicht möglich, auf einmahl einen sechstägigen

Brotvorrath, auch nicht hinlängliches Futter für die Pferde herbey zu schaffen; selbst an Holz und Salz fehlte es. Der Schnee lag Ellen tief, und die durch alle diese Uebel mißmuthig gewordenen Soldaten liefen haufenweise weg.

Auf einem Marsch dieses Corps ereignete sich ein sonderbarer Umstand. Das Preußische Commissariat hatte aus Stettin eine Quantität Franz-Branntwein bekommen, den man nicht fortzubringen wußte, und auch nicht den Russen überlassen wollte. Man gab daher einer jeden Compagnie eine Tonne, deren Betrag in die Feldflaschen der Soldaten vertheilt wurde. Die Officiere wandten alle mögliche Mühe an, ein unmäßiges Trinken zu verhindern. Allein diese durch Strapazen und Frost entkräfteten Preußen hatten seit einiger Zeit nichts als trockenes Brot gehabt, und auch dies war bey der entsetzlichen Kälte zu Eis gefroren. Um es zu genießen, mußte es erst beym Feuer aufgethaut werden, und dies konnte nur des Nachts geschehn; bey Tage mußten sie hungern. Die Wohllust also, sich in dieser Lage, erstarrt an allen Gliedern, durch ihren Lieblingstrank nach Willkühr erquicken zu können, behielt

daher die Oberhand über alle Vorstellungen und Maaßregeln, zumahl bey einem Nachtmarsch. Sie tranken nicht, sondern soffen; sehr viele stürzten daher nieder, und gaben in wenig Stunden ihren Geist auf.

An große Unternehmungen, den Entsatz der Festung zu bewirken, war nun nicht mehr zu gedenken. Allein dennoch machte der Prinz von Wirtemberg einen Versuch, sich dem belagerten Orte zu nähern, und nöthigen Falls ein Treffen zu wagen; allein dies vermieden die Russen. Es war ihm wegen der feindlichen Uebermacht unmöglich durchzukommen, obgleich er eine große mit 500 Mann besetzte Redoute bestürmte, und eroberte. Die Kälte war dabey so heftig, daß man auf diesem Marsch 102 todtgefrorne Soldaten zählte. Ueberhaupt war der Abgang bey den Preußischen Truppen in Monatsfrist 1100 Mann gewesen, so daß die ganze aus dreyßig Bataillons bestehende Infanterie dieses Corps jetzt nicht völlig 5000 streitbare Soldaten betrug.

Auch kleine Transports waren nicht in die Festung zu bringen, da der Russische General Berg mit einem starken Corps die Gemeinschaft zwischen Stettin und Colberg gänzlich gesperrt hatte; desgleichen war ein Fort in

den

den Händen der Russen, das den Hafen von Colberg bestreichen konnte, wodurch auch alle Hülfe von der Seeseite abgeschnitten wurde. In dieser Noth führte das Schicksal den Belagerten eine kleine Hülfe zu. Ein Kauffahrtey-Schiff segelte den Hafen vorbey. Ohne Rücksicht, welcher Nation es auch gehören möchte, bemannte man einige Schaluppen, die das Schiff zwangen unter den Canonen-Schüssen der Russen im Hafen einzulaufen. Es war ein Preußisches, von Königsberg nach Amsterdam bestimmt, und mit Roggen beladen, den die Colberger wie ein Geschenk des Himmels empfingen, da die Ladung ihre Subsistenz auf vierzehn Tage verlängerte.

Werner, der diese Festung im vorigen Jahr so muthig entsetzt, und in dieser Gegend gewohnt war den Meister zu spielen, hatte das Unglück gehabt, in einem großen Scharmützel von den Russen gefangen zu werden. Er war von dem Prinzen von Wirtemberg mit einem Corps abgeschickt, diesen Feinden in den Rücken zu kommen, ihre Magazine zu verheeren, und die Zufuhr abzuschneiden. Werner, der keine Furcht kannte, unterließ die nöthige Behutsamkeit; er befolgte die erhaltenen Instructionen nicht genau, zerstreute

seine Truppen, und fiel nach einer verzweifelten Gegenwehr, da sein verwundetes Pferd unter ihm stürzte, als Gefangener in die Hände des sehr überlegenen Feindes. Es blieb den Belagerten nun gar keine Hülfe und keine Hoffnung mehr übrig; da jedoch Heyden noch etwas Brot hatte, so setzte er seine Vertheidigung fort. Den Russen fehlte es an nichts, weil man sie zu Wasser mit allem versorgte. Immer fror es noch hart. Der Commandant ließ die Mauern mit Wasser begießen, die durch den Frost spiegelglatt wurden. Die Russen stürmten, allein es war ihnen unmöglich die Wälle zu ersteigen. Jeder Sturm wurde mit großem Verlust abgeschlagen. Endlich war der übrige Vorrath von Brot völlig aufgezehrt, als am 13ten December die Festung zum zehntenmahl aufgefordert wurde, und der durch Feuer und Kugeln unüberwindliche Heyden wurde nun durch Hunger gezwungen, sich den 16ten December nach einer viermonatlichen höchst merkwürdigen Belagerung auf Capitulation zu ergeben.

Nach der Eroberung von Colberg war diese thatenvolle Pommersche Campagne geendigt, in welcher die Preußischen Generale

trotz des widrigen Glücks den größten Ruhm einernteten. Der Prinz von Wirtemberg ging nun nach Mecklenburg in die Winter-Quartiere, und Platen marschirte mit seinem Corps nach Sachsen, wohin sich auch Belling begab, der in diesem Feldzuge nicht mindern Ruhm erworben hatte. Dieser General griff mit einem kleinen Corps die Schweden unaufhörlich an, und war fast immer glücklich. Sie wurden dadurch gehindert den Russen beyzustehn, beständig eingeschränkt auf die Sorge für die Erhaltung ihrer Armee gegen einen rastlosen Feind, der sich alle Tage schlagen wollte, und jeden Umlauf der Sonne durch neu gemachte Gefangene bezeichnete. So dauerte dieser kleine Krieg fort, bis der Winter alle fernere Operationen hemmte.

Der Prinz Heinrich hatte sich den ganzen Feldzug durch gegen die große Oesterreichische Armee unter Daun, und gegen die Reichs-Armee in Sachsen behauptet, und ansehnliche Vortheile errungen. Besonders hatten die Generale Seydlitz und Kleist feindliche Corps zu wiederhohlten mahlen geschlagen, und alle Entwürfe der Haupt-Armee dadurch vereitelt. Indessen konnte dennoch nur ein Theil des Landes von den Preußen besetzt wer-

den, und selbst diese Besatzungen, die in den Städten großentheils aus Ueberläufern und der schlechtesten Art leichter Truppen bestanden, waren höchst unzuverlässig.

Friedrich hatte einem Französischen Abentheurer, Nahmens la Badie, ein Frey-Regiment zu errichten erlaubt, das aus lauter Franzosen bestand, und den Nahmen Etrangers Prussiens führte. Diese zusammengerafften Soldaten, deren Officiere selbst größtentheils Landstreicher waren, kannten keine Disciplin; am wenigsten waren sie mit der Preußischen bekannt. Drey Compagnien von ihnen rebellirten daher bey ihrem Ausmarsch aus Leipzig, plünderten die stark gefüllte Regiments-Casse, die Bagage ihres abwesenden Chefs und andrer Officiere, schossen den commandirenden Major todt, nahmen die zwey zum Regiment gehörigen Canonen, und nun marschirten sie zu den Reichs-Truppen nach Altenburg. Die Anführer bey diesem Aufruhr waren die Capitaine, Fontaine und Merlin, nebst dem Lieutenant Estagnolle, deren Bildnisse dafür durch den Henker am Galgen zu Leipzig aufgehangen wurden.

Die Kaiserlichen unter Daun zogen sich endlich nach Dresden und Böhmen, die

Reichs-Truppen aber nach Franken zurück; doch ließen sie die vornehmsten Posten hinter sich besetzt. Dennoch blieben die Preußen in Sachsen, wo sie wie gewöhnlich ihre Winter-Quartiere nahmen, jedoch ohne Hoffnung eines künftigen glücklichen Feldzugs.

Die Russen machten nun zum erstenmahl Winter-Quartiere in Pommen und in der Neu-Mark, so wie die Oesterreicher in Schlesien. Der Verlust von Colberg und von Schweidnitz in einem so kurzen Zeitraum war daher für den König ein unabsehbar großes Unglück. Alle Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel für die Russischen Heere in Pommern konnten jetzt leicht zur See herbey geführt werden, und die Oesterreicher hatten nun in Schlesien festen Fuß. Die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, erforderte viel Blut, viel Zeit, viel Geld, und noch mehr Glück. Es waren hiezu mehr Kräfte als jemahls vonnöthen. Wo aber sollten diese gefunden werden? Die erfahrensten Feldherren waren mit dem Kern des Adels gefallen; die alten Soldaten lagen auf den Schlachtfeldern eingescharrt. Die Einkünfte aus dem größten Theil der Preußischen Staaten blieben entweder ganz aus, oder waren doch sehr geschwächt;

die noch übrigen Sächsischen Quellen fingen auch an zu versiegen; die Englischen Hülfsgelder wurden nicht mehr bezahlt; Dresden und ein Theil von Sachsen war in Oesterreichischen Händen, und alle feindliche Heere in der besten Verfassung, weiter um sich zu greifen. Der König befand sich also in einer üblern Lage als je am Schluß eines Feldzugs, ohne einmahl eine Schlacht verlohren zu haben. Der fortdauernde Muth seiner Truppen, der ungeschwächte Eifer, und die rastlose Thätigkeit so mancher seiner Generale, eine noch nicht erschöpfte Schatzkammer, und ein Geist voller Hülfsquellen, machten jedoch diese Unfälle erträglich. Man hatte viel gewonnen, da man die Hoffnung noch nicht verlohren hatte. War aber diese gleich bey Friedrich und seinem Heere nicht aufgegeben, so dachten doch seine Bundsgenossen und seine Anhänger in und außerhalb Deutschland ganz anders. Man zitterte vor dem Fall des Mächtigsten unter den Deutschen protestantischen Fürsten, des bisher so furchtbar gewesenen Rivals der Oesterreichischen Monarchie; so entschlossen als fähig, die Rechte minder mächtiger Reichsstände gegen die unbefugte Ausdehnung der Kaiserlichen Gewalt zu behaupten, die prote-

stantische Religion im Reiche gegen den Fanatismus zu beschützen, und die Staatsverfassung Germaniens aufrecht zu erhalten.

In dieser für den König von Preußen so schrecklichen Lage schwebte ihm noch ein Unglück über dem Haupt, größer wie alle, und das er nicht einmahl ahnete. In Magdeburg befand sich damahls eine ungeheure Menge Gefangene von so vielen Nationen; Oesterreicher, Russen, Franzosen, Sachsen, Schweden und Reichs-Truppen. Es war die Hauptfestung der Preußischen Staaten. Hier wurde der Königliche Schatz, das Problem so vieler lebenden Staatsmänner und der Nachwelt, desgleichen das Archiv der Preußischen Monarchie, aufbewahrt; hier hatte die Königliche Familie nebst vielen Vornehmen des Landes ihren jetzigen Aufenthalt; hier war das große Kriegs-Magazin Friedrichs, und der Mittelpunct seiner Macht; und eine Menge Kostbarkeiten waren hier von den reichsten Privat-Personen aus allen Preußischen Provinzen in Sicherheit gebracht. Die neuere Geschichte liefert kein Beyspiel, daß mit der Behauptung oder dem Verlust einer einzigen Stadt das Schicksal einer ganzen Monarchie verknüpft gewesen wäre. Magde-

burg mit seinen Schätzen verlohren, und alle Triumphe im Felde waren vergebens erfochten, und der Krieg zu Ende. Diese Festung war jedoch nicht nach dem Verhältniß ihrer großen Wichtigkeit besetzt. Die Besatzung bestand aus einigen tausend Mann, und diese waren theils Landeskinder, theils Ausländer, theils Ueberläufer. Indessen war eine Belagerung wegen der dazu nöthigen großen Anstalten, wegen der wahrscheinlichen Dauer, und wegen der Preußischen Heere im Felde, nicht ausführbar. Friedrich hätte Sachsen, Schlesien, ja alles preisgegeben, um Magdeburg zu retten, und die zahlreichsten Belagerungs-Armeen wären, verschanzt oder unverschanzt, unter den Mauern dieser Festung mit Wuth angegriffen worden. Die Gewißheit einer solchen nachdrucksvollen Operation wendete jeden Belagerungs-Versuch ab, und der König blieb wegen Magdeburg ganz unbesorgt.

Was aber durch äußere Gewalt nicht thunlich war, konnte durch Verrätherey ausgeführt werden, und zu dieser wurde mehr als ein Entwurf gemacht. Friedrich hatte keinen Gedanken von einer hier möglichen Gefahr, als der von ihm hier gefangen gehaltene und grausam behandelte Kaiserliche Ritt-

meister Trenk, im scheußlichsten Kerker, unter der Last seiner Ketten auf Mittel sann, Magdeburg zu überrumpeln; und es fehlte wenig, so wäre das Schicksal eines Monarchen, den die größten Mächte Europens mit Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht bezwingen konnten, von einem der nahen Verwesung geweiheten, in Eisen geschmiedeten Manne bestimmt worden, der auf seinem Leichensteine ruhend sein verschimmeltes Commiß-Brot aß, allein dennoch die Rechte der durch die Macht des Stärkern gekränkten Menschheit tief fühlte, und nichts als Freyheit und Rache athmete. Glücklicher Weise für den König unterblieb der kühne Versuch.

Die vielen Falschheiten in der bekannten Lebensgeschichte dieses Mannes machen seine von ihm erzählten Wahrheiten auch verdächtig. Gewiß und unleugbar ist indeß die kühne Entschlossenheit des Trenk, seine rastlosen, äußerst sinnreichen, und immer bis nahe zur Vollendung ausgeführten Entwürfe zur Erlangung seiner Freyheit. Gewiß ist, daß er auch damahls sehr nahe am Ziel dieses Wunsches war, daß eine große Menge Kriegsgefangene sich zu der Zeit in Magdeburg befand, daß die Besatzung so wie in allen Preu-

ßischen Festungen größtentheils aus Ueberläufern und gezwungenen Soldaten bestand, und auch, selbst so geformt, nur schwach war.

Das in Wien angenommene System, dem König von Preußen die Auslieferung seiner Gefangenen zu verweigern, dauerte noch immer fort. Der Reichs-Hofrath hatte so gar die Capitulation von Pirna für nichtig erklärt, unter dem Vorwand, weil Friedrich ein Reichs-Feind sey, und da die Preußen in Leipzig eine Anzahl Officiere vom Nassau-Weilburgischen Regiment, zu den Reichs-Truppen gehörig, gefangen genommen, aber gegen ihren Revers, bis zu erfolgter Ranzion nicht zu dienen, frey gelassen hatten, so erklärte der Oesterreichische Minister in Frankfurt, Graf Bergen, auf Kaiserlichen Befehl, alle diese Officiere wegen des schriftlich gegebenen Ehrenworts für cassirt. Der König ließ nun so wohl diese als die Oesterreichischen Officiere citiren, sich in Magdeburg als Kriegsgefangene zu stellen. Einige erschienen, und unterwarfen sich ihrem Kriegs-Schicksal; die meisten aber verletzten ihre Ehre, und blieben aus. In Oesterreich wurden die gefangenen Preußischen Officiere von ihren Soldaten getrennt, man wies den erstern ihren Aufent-

halt in Tyrol und Steyermark an, die Gemeinen aber wurden in kleine Oesterreichische Städte zu 600, 800, 1000, auch 1200 Mann verlegt. Ihre Anzahl betrug im Januar 1760, in achtzehn Städte vertheilt, 19,400 Mann.

In allen Kriegen der neuern Deutschen hatte man sich begnügt, ausgezeichnete Tapferkeit, große edle Thaten, und den Tod fürs Vaterland, mit kaltem Lobe zu belohnen. Von einem National-Eifer wußte man nichts, obgleich man gewöhnlich durch abgenöthigte Handlungen Theilnahme an dem Waffenruhm der Nation oder des Fürsten affectirte, im Grunde aber bey den Kriegs-Schicksalen nur die Anhäufung oder Entfernung neuer Lasten vor Augen hatte. Die Cultur des Zeitalters aber, und die daraus entstandene Art von Freyheit, hatte in diesem Kriege, durch die Bewundrung von Europa aufgeweckt, bey den Einwohnern von Nord-Deutschland, vorzüglich aber bey denen in den Preußischen Staaten einen Patriotismus erzeugt, der in Germanien bisher fremd gewesen war. Die Preußischen Unterthanen aller Provinzen machten Aufopferungen jeder Art. Bald errichteten sie mitten unter den Verheerungen

der Feinde auf eigne Kosten eine Land-Miliz; bald rüsteten sie Schiffe aus, die Küsten zu decken; bald gaben sie freywillig ihre theuer erkauften Pferde zum Dienst der Cavallerie her. Die Landleute, die ihr Alles im Kriege verlohren, und nur ihre Kinder noch übrig hatten, wetteiferten, die Söhne geschwind als Soldaten bey der Armee zu haben. Sie ließen sie mit Freuden fortwandern, und nur zu oft sahen sie solche nicht wieder. Große Thaten und Begebenheiten wurden jetzt von Dichtern besungen, und durch Denkmünzen verewigt. Es wurden den im Kriege gefallenen Helden feyerliche Lobreden gehalten, und sinnreiche Inschriften auf ihre Gräber und Monumente gesetzt. Die besten Mahler in Berlin wandten alle Macht ihrer Kunst an, um Ehrenbilder für die großen Männer, Schwerin, Winterfeld, Keith und Kleist zu verfertigen, die man in der Garnison-Kirche der Residenz als Denkmähler aufstellte. Eben so sehr waren auch die Kupferstecher beschäfftigt, die Bildnisse dieser bewunderten Krieger ihren Zeitgenossen und der Nachwelt zu überliefern. Auch die Bildhauer blieben nicht zurück; denn Friedrich ließ, um das Andenken seiner Kriegs-Freunde zu ehren, und Nachei-

ferung zu erwecken, die marmornen Bildsäulen der vier Feldherren Schwerin, Winterfeld, Keith und Seydlitz, nicht wie gewöhnlich in Höfen und Sälen oder Arsenälen, sondern in Berlin auf dem freyen Wilhelms-Platz aufstellen, wodurch er zur ersten und einzigen Helden-Gallerie dieser Art in Europa wurde.

Da alle große Mächte in Europa den Untergang Friedrichs beschlossen hatten, der immer noch mit höchst ungleichen Kräften gegen die Uebermacht seiner Feinde rang, und der König von England, Georg der dritte, der einzige mächtige Bundsgenosse, seinen Zustand mit Gleichgültigkeit betrachtete, so wandte er seine Augen auf Asien, und versuchte durch Unterhändler so wohl den Groß-Sultan, als den Tatar-Chan zu Einfällen in Ungarn zu bewegen. Der Ruf von Friedrichs Thaten war bis in jenen Welttheil gedrungen, und sein Nahme wurde am schwarzen Meer, und an der Chinesischen Mauer, am Caucasus so wie am Ganges, mit Ehrfurcht genannt. Die morgenländischen Völker, mit der Geographie unbekannt, waren in Erstaunen verlohren, daß ein Fürst, dessen Existenz nie zu ihren Ohren gekommen war, den mächtigsten Nationen der westlichen Welt in einer Reihe

von Jahren durch die Waffen Widerstand that, und nicht überwältigt werden konnte. Die Türken schüttelten am meisten die Köpfe. Sie kannten die furchtbare Macht der Deutschen Sultanin, die gewaltigen Kräfte des Russischen Reichs, und von den Kriegs-Talenten der Schweden hatten sie die höchsten Begriffe *). Wie alle diese, vereinigt mit dem mächtigen Französischen Sultan, nicht fähig wären, einen kleinen König zu unterjochen, dies war ihnen ein unerklärbares Räthsel. Die Gesandten der kriegführenden Höfe, die in Constantinopel von den Türken darum befragt wurden, schoben die Schuld aufs Glück. Die Muselmänner aber waren damit nicht befriedigt; ihre Hochachtung für den König von Preußen wuchs, und die Ottomannische Pforte würde, durch eigne Staatsvortheile angefeuert, da der Waffen-Stillstand mit Oesterreich zu Ende ging, im Jahr 1761 wahrscheinlich mit Preußen ein Bünd-

*) Achmet Effendi, Türkischer Gesandter am Berliner Hofe im Jahr 1764, fragte in Gegenwart des Verfassers einen Preußischen Officier, ob im siebenjährigen Kriege die Schweden nicht die Fürchterlichsten von allen Feinden der Preußen gewesen wären. Die verneinende Antwort schien ihn sehr zu befremden.

niß gemacht haben, wenn der Französische Hof, der so großen Einfluß auf die Rathschläge des Divans hatte, die Ausführung nicht verhindert hätte. Hiezu kam, daß der Groß-Vezier, ein des Kriegs unkundiger Greis, sich fürchtete der Anführer eines Heers zu seyn. Die Pforte begnügte sich, 110,000 Mann bey Belgrad zu versammeln, die einen Cordon längs den Ungarischen Gränzen zogen, wodurch aber der von den Rathschlüssen des Divans unterrichtete Wiener Hof gar nicht beunruhigt wurde.

Der König erhielt jedoch eine Gesandtschaft vom Tatar-Chan, die wenig Tage nach dem Verlust von Schweidnitz im Preußischen Haupt-Quartier eintraf. Der Gesandte hatte den in der Crimm angesehenen Posten eines Barbiers des Tatarischen Fürsten, und war sein Vertrauter. Der Chan erbot sich gegen ansehnliche Subsidien 16,000 Mann Hülfstruppen zu liefern. Friedrich gab diesem Antrag Gehör, überhäufte den Gesandten mit Geschenken, so wohl für sich als für seinen Fürsten, und schickte ihn mit dem Entwurf eines Tractats zurück. Goltz, ein junger Officier vom Gefolge des Königs, mußte ihn begleiten, um die Vollziehung dieses Vertrags

zu beschleunigen, und der Wegweiser der Tatarn zu seyn, die in Ungarn einfallen sollten. Diese Preußische Gesandtschaft wurde nun durch einen Deutschen Arzt, Nahmens Frese, verstärkt, der vermöge seiner Kunst sehr fähig war, sich unter jenem rohen Volk Freunde und Achtung zu erwerben. Der König hatte an einem andern Plan schon seit einiger Zeit gearbeitet, der aber mehr Schwierigkeiten zeigte. Sein bisheriger Agent in der Tatarey, Boscamp, nämlich bemühte sich aus allen Kräften den Chan zu einem Einfall in Rußland zu vermögen, den die Ottomannische Pforte sodann selbst wider Willen hätte unterstützen müssen. Auf diese ungewissen Pfeiler gründeten sich jetzt Friedrichs Hoffnungen.

— 1762 —

Die Oesterreicher und Russen arbeiteten indessen, sich in den eroberten Preußischen Ländern immer mehr festzusetzen. Noch nie hatten sie es dahin bringen können, hier zu überwintern. Jetzt betrachteten die Kaiserlichen Schlesien als ihr unbezweifeltes Eigenthum. Den Unterthanen in den eroberten Bezirken wurde auf Befehl des Hofes Getreide zur Bestellung ihrer Felder angeboten, und in Schmie-

Schmiedeberg ein öffentlicher Getreidemarkt angelegt; auch mußten verschiedene ansehnliche Kaufleute aus den Gebirgsstädten nach Prag kommen, weil man wegen des Handels neue Einrichtungen treffen wollte. Man hatte im Anfang dieses Jahres Miene gemacht, in Augsburg einen Friedens-Congreß zu halten; die Gesandten der Kaiserhöfe waren bereits dazu ernannt, ihre Tafelgelder genau bestimmt, und ihr glänzendes Gefolge ausgerüstet; auch hatte man in dieser Reichsstadt Hotels für 150,000 Gulden gemiethet. Alle diese Zubereitungen aber hatten keinen Erfolg, und jetzt vollends wurde an keinen Frieden mehr gedacht. Man war jetzt in Wien so sehr überzeugt, ihn leicht und vortheilhaft auch ohne alle Congresse zu erhalten, daß so gar im December 1761 mit der Kaiserlichen Armee eine große Reduction vorgenommen wurde. Bey jedem Regiment wurden drey Compagnien eingezogen, und beym ganzen Heer 1500 Officiere verabschiedet. Selbst die so nöthige leichte Cavallerie wurde vermindert. Alle Oesterreichische Patrioten schrien über diese so schädliche Reduction, wodurch das Heer um 20,000 Mann geschwächt wurde; eine Maaßregel, die der von Theresia als ihr Kriegs-

Orakel verehrte Daun, wo nicht angerathen, doch gebilligt hatte. Die meisten Feldherren äußerten laut ihren Unwillen darüber, ja der Fürst von Löwenstein rief bey öffentlicher Parole aus: „Große bedaurungswürdige Monar„chin! wie schlecht wird dir gerathen!„ Einige hundert Officiere traten in Spanische Dienste, da eben damahls der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach.

Pitt hatte diesen Krieg vorher gesagt, ja selbst die Zeit der Spanischen Erklärung voraus bestimmt, und die nöthigen Maaßregeln vorgeschlagen; allein das verblendete Brittische Ministerium wollte ihn nicht hören; weshalb denn dieser große Mann unter dem Wehklagen des ganzen Reichs das Staatsruder verließ. Seine unwürdigen Nachfolger ernteten jedoch die Früchte seiner vortrefflichen Anstalten. England war daher in einer Lage, durch den neuen Feind nicht beunruhigt zu werden. Die siegreichen Flotten der Britten flogen bald nach America, und dort lehrten sie in dem kurzen Zeitraum von wenig Monaten die stolzen Spanier die Kenntniß ihrer Unmacht. Nur ein Mittel war zur Rettung ihrer reichen Inseln übrig. Portugal, diese Goldquelle der Engländer, er-

giebiger wie die Diamantgruben in Indien, mußte angegriffen werden. Es geschah. Die Britten waren nun gezwungen dies Königreich durch Truppen zu beschützen, da die Portugiesen wegen ihrer höchst elenden Militair-Verfassung es nicht selbst vermochten. Es wurde jedoch an einem Versuch gearbeitet, die tief gesunkene, und von allen Begriffen von Ehre entfernte Armee dieser ehemahls so tapfern Nation, streitbar zu machen. Hiezu war ein mit seltenen Talenten begabter Feldherr nöthig, und wo war dieser damahls wohl besser zu finden als in Deutschland, diesem Vaterlande großer Heerführer *)?

Der regierende Graf von der Lippe-Bückeburg, der die Artillerie bey der alliirten Armee commandirte, wurde dazu erwählt; ein Mann zum Feldherrn gebohren, von einem sehr originellen Character, durch Kenntnisse jeder Art ausgebildet, und anerkannt als einer der größten Ingenieure in Europa. Er

*) Der Abbé Raynal, ohngeachtet der Vorliebe für sein Volk, gesteht diesen Vorzug der Deutschen. Er sagt in seiner Geschichte der Europäischen Niederlassungen in Indien: „Ganz Europa hat Soldaten, „aber nur Deutschland hat Feldherren.„

hatte in seinem Gebiet nach seinem eignen Plan eine sehr sonderbare Festung angelegt, die er Wilhelmsstein nannte, gelegen mitten im Steinhuder See, wo er keinen Fuß breit Erde fand. Die Natur hatte ihn so wie den Marschall von Sachsen mit einer außerordentlichen Stärke begabt; auch hatte er seinen Körper von Jugend auf zu allen Strapazen abgehärtet; er sprang über die breitesten Gräben, und machte in seinen jüngern Jahren große Reisen zu Fuß. Selbst wenn er als General commandirte, lebte er wie ein gemeiner Soldat; bey Belagerungen legte er nie seine Kleidung ab, ließ seinen Bart wachsen, brachte jede Nacht in den Laufgräben zu, und lag hier auf der bloßen Erde. Zu Pferde setzte er durch jeden Fluß und über jede Hecke. So groß war seine Gleichgültigkeit in Gefahren, und so außerordentlich sein Vertrauen auf seine von ihm geübten Artilleristen, daß er im Jahr 1759 zur Feyer des Geburtstags Friedrichs seinen Officieren ein großes Gastmahl in einem Zelte gab, worauf eine Flagge wehete, die den Canonen-Kugeln der Artilleristen während der Mahlzeit zum Ziele diente. Dieser General wurde nun Portugals Feldherr, der die Armee dieser Nation ganz um-

staltete, eine bey derselben noch nie gekannte Ordnung einführte, und der Schöpfer einer Art Disciplin wurde, die, obwohl unvergleichbar mit der in den Deutschen Heeren herrschenden, doch für ein so wenig cultivirtes Volk von großer Wichtigkeit war; einer Disciplin, die, obgleich damahls noch in der Kindheit, dennoch die mitwirkende Ursache war, die Fortschritte der Spanier zu hemmen, und die zum Theil noch fortdauert. Der König von Portugal belohnte auch das große Verdienst dieses Feldherrn auf eine auszeichnende Art. Er bekam den Titel Altezza, ferner Ordensbänder, 100,000 Crusaden, und acht goldne, zwey und dreyßig Pfund schwere Canonen mit silbernen Lavetten.

Die großen Talente dieses Feldherrn an der Spitze einer noch ganz rohen Armee hätten jedoch allein die Spanier nicht an der Eroberung des Königreichs Portugal hindern können, wenn nicht die Britten ein ansehnliches Hülfs-Corps den so sehr bedroheten Portugiesen zugesandt hätten.

Nun also brannte das Kriegsfeuer in Europa von einem Ende bis zum andern; denn alle Völker vom Carpathischen Gebirge bis zum Atlantischen Meer waren in Waffen.

Dennoch schien dieser ungeheure Erdraum für die Kriegswuth so vieler mächtigen Nationen zu klein; die fernesten Länder und Meere wurden Zeugen derselben. Man kämpfte in Canada, in den West-Indischen Inseln, auf den Küsten von Africa, in Indien, ja bis zu den so entlegenen Philippinischen Inseln wurde die Kriegsfackel getragen, Länder verwüstet, und Menschen gemordet.

---

# Zwölftes Buch.

Friedrich, ohne Beystand und fast ohne Hoffnung, sah jetzt standhaft seinem Untergang entgegen. Er schien nun ganz unvermeidlich. Siege konnten die Fortschritte seiner Feinde zwar hemmen, allein ihnen die eroberten Festungen wieder zu entreißen, dazu gehörten langwierige, ungestörte Belagerungen, und eine Reihe glücklicher Schlachten. Was halfen aber seine Anstrengungen! Es war das durchlöcherte Faß der Danaiden. Nichts schien ihm gewisser, als eine baldige Belagerung und wahrscheinliche Eroberung von Stettin. Seine Communication mit Berlin, ja selbst die Besitznehmung dieser Residenz, so wie des ganzen Churfürstenthums, hing jetzt allein von der Thätigkeit seiner Feinde ab, die ihn ohnehin durch ein wohl postirtes Corps von 15,000 Mann Russen, von Pohlen, diesem unerschöpflichen Getreide-Reiche, abgeschnitten hatten. Es fehlte überall in den verheerten Preußischen Provinzen an Lebensmitteln, und der noch übrige Vorrath in den Maga-

zinen war nicht zu den Bedürfnissen eines einzigen Feldzugs zureichend. Ueberdem mangelte es jetzt an Recruten, an Pferden, und an vielen andern Kriegs-Nothwendigkeiten. An Munition fehlte es zwar nicht, so wenig als an Geld, allein die Schwierigkeiten, Pulver und Kugeln in ungeheurer Menge zu transportiren, wurden immer größer, und das Gold, dieser größere Gott als Jupiter, schien, selbst in den Händen eines alle Welthändel tief durchdringenden Geistes, seine Allmacht zu verlieren. Bey aller Standhaftigkeit des Monarchen drang doch die Melancholie in seine Seele. Er sprach jetzt wenig, selbst nicht mit seinen Vertrauten, speiste gewöhnlich allein, kam auf keine Parade mehr, machte keinen Spatzierritt, und legte seine Flöte weg.

Der Operations-Plan des Königs in dieser Lage zum bevorstehenden Feldzuge ist ein Geheimniß. Er wurde verworfen, oder doch ganz abgeändert, da ihm eine neue Sonne aufging. Das Glück hatte diesen großen Regenten bey so vielen Gelegenheiten begünstigt, seinen erhabenen Geist unterstützt, und die Erwartungen aller seiner Feinde getäuscht; allein die größte Wohlthat Fortunens war bis

zu dem critischen Zeitpunct aufbehalten, wo der gekrönte Weise, durch die gewaltige Uebermacht der feindlichen Heere von allen Seiten gedrängt, seinem harten Schicksal entgegen sah. Keine Großmuth war von Feinden zu hoffen, die, uneingedenk des National-Ruhms und der Nachwelt, alle Kräfte mächtiger Reiche anstrengten, um durch ihre colossalische Verbindung einen einzigen zu unterdrücken. Nichts geringers, als das Ende der Preußischen Monarchie war zu erwarten. Friedrichs Geist konnte nicht durch leere Hoffnungen getäuscht werden. Manchmahl gewannen die Besorgnisse die Oberhand in seiner Seele. Indessen war er zu allem vorbereitet. Er hatte nicht allein Maaßregeln für den Fall genommen, wenn er das Unglück haben sollte gefangen zu werden, sondern er trug auch seit einiger Zeit Gift bey sich, um, so wie Hannibal, der große, von seinen Bundsgenossen verlassene, und zum Römischen Triumph bestimmte Carthaginenser, den letzten Schlägen des widrigen Schicksals durch einen selbst gewählten Tod zuvor zu kommen.

In diesen hoffnungslosen Augenblicken kam dem dahin sinkenden Helden der Tod zu Hülfe. Er zog aus der Urne des Schicksals

einen großen Nahmen, und Elisabeth, die Kaiserin von Rußland, war nicht mehr. Sie that den schrecklichsten aller Schritte, vom Thron in den Sarg. Ein Courier brachte dem König diese frohe Nachricht, glücklicher wie keine im ganzen Lauf des Kriegs. Sie starb den 25sten December 1761. Dieser Abschied von der Welt einer einzigen, schwachen, kränklichen Person, veränderte den ganzen Horizont des politischen Himmels. An diesem Faden hing das Schicksal zahlreicher Völker und zahlloser Menschen. Alle Entwürfe der Bundsgenossen, alle Operations-Plane, alle Hoffnungen von Preußens Feinden, alle neue Staats-Systeme, wurden nun auf einmahl, wo nicht vernichtet, doch ganz verändert, und die Russen, die fürchterlichsten Feinde der Preußen wegen ihrer Verheerungen, jezt durch das bloße Wort ihres neuen Beherrschers, zu Friedrichs Freunden umgeschaffen. Dieser Thronfolger, Peter der dritte, hatte in eben dem Grade eine Zuneigung gegen den König von Preußen, als die Kaiserin Elisabeth ihn haßte. Eine der ersten Handlungen des neuen Regenten war daher, Friedrich seine Freundschaft zu versichern. Dieser traulichen Versicherung, die Peters Günst-

ling, der Oberst Gudowitz, ins Haupt Quartier nach Breslau überbrachte, folgte trotz allen Vorstellungen der Höfe von Wien und Versailles ein Waffen-Stillstand, und dann bald der Friede, unter den großmüthigsten Bedingungen; dem Frieden ein Bündniß; dem Bündniß ein vertrauter Briefwechsel, und die letzte Stufe Peters war ein Enthusiasmus für den König, der keine Gränzen kannte, und sich auf mannigfaltige Art äußerte.

Elisabeth hatte dieses erwartet, und war daher mit ernstlichen Verfügungen zur Fortsetzung des Kriegs in die andre Welt gegangen. Noch auf ihrem Todbette hatte sie von dem Russischen Senat das Versprechen gefordert, nicht ohne den Beytritt der Bundsgenossen mit Preußen Friede zu machen. Es geschah dennoch, da sie kaum die Augen geschlossen hatte. Die Russischen Truppen machten Anstalt das Königreich Preußen, Pommern, und die Neumark zu räumen. Das eroberte Colberg wurde wieder zurück gegeben, die Kriegsgefangenen befreyt, und das Russische Corps unter Czernichef von der Oesterreichischen Armee abgerufen. Ja die Russische Großmuth ging jetzt so weit, daß ganze Districte in Pommern das benöthigte Saatkorn aus

den Russischen Magazinen als ein Geschenk erhielten. Peter rieth nun seinen alten Bundsgenossen ernstlich den Frieden an; er stellte sein Beyspiel bey der Zurückgabe aller Russischen Erpberungen zur Nachahmung auf, und bezog sich dabey auf seine Pflichten als Monarch, der das Blut der ihm anvertrauten Unterthanen zu sparen, und seinem Reiche Ruhe zu verschaffen verbunden wäre. Er nannte dies das erste Gesetz, das Gott den Regenten vorgeschrieben hätte. Der Französische Hof erwiederte ganz in dem Ton der damahligen Zeit, wo die Nation nichts, und der Wille des Königs alles war, daß weder die zärtlichen Gesinnungen des Monarchen gegen seine Unterthanen, noch der Gedanke an ihre Glückseligkeit, seinen Entschluß wankend machen könnten, die mit seinen Bundsgenossen geschlossenen Tractaten pünctlich zu erfüllen, und daß nach des Allerchristlichsten Königs Meinung dies das erste Gesetz der Regenten sey. Da man nun auch in Wien vom Frieden nicht anders als unter unannehmbaren Bedingungen hören wollte, so erhielt Czernichef Befehl, mit seinen 20,000 Mann Russen zum König zu stoßen, und ihm unbedingt zu gehorchen; ein

Befehl, der ein Donnerschlag für die Kaiserin Theresia war, die, auf die letztern Eroberungen gestützt, den Krieg so gut als geendigt betrachtet, und deshalb so gar ihre Truppen um 20,000 Mann vermindert hatte.

Der neue Brittische Minister, Lord Bute, war so unbegreiflich unwissend, daß er von der großen allgemein bekannten Achtung nichts wußte, die Peter seit so vielen Jahren gegen Friedrich hegte, und die sich jetzt so thätig offenbart hatte. Er wähnte, der neue Kaiser wünschte die von Preußen eroberten Länder zu behalten, und erbot sich daher gegen den Russischen Gesandten in London, Fürst Gallizin, den König von Preußen zur Abtretung aller Provinzen zu vermögen, die Rußland nur verlangen würde, wenn der Kaiser seine Truppen noch ferner bey der Oesterreichischen Armee lassen wollte. Diese schändliche Treulosigkeit von Seiten eines Bundsgenossen fand ihren Lohn. Peter gab eine verächtliche Antwort, und schickte die Original-Schrift dieses Antrags an Friedrich. Bute, bestimmt, den Glanz des Brittischen Ruhms durch seine unbesonnenen Handlungen herab zu würdigen, wandte sich jetzt an den Wiener Hof, um zwischen der Kaiserin und dem König von Preu-

ßen, ganz ohne des letztern Wissen, Friede zu machen, wobey er mit Friedrichs Provinzen sehr freygebig war. Der staatskluge und mit Friedrichs Character wohl bekannte Kaunitz aber, hielt diesen Antrag, den sich nur ein Schüler in der Politik erlauben konnte, für eine Intrigue, um die Höfe von Wien und Versailles zu entzweyen, und gab daher dem Englischen Geschäfftsträger eine demüthigende Antwort. Er sagte: seine Kaiserin sey mächtig genug, um allein ihre Ansprüche geltend zu machen, und überdem wäre es wider ihre Würde, einen Frieden unter Englands Vermittlung zu schließen.

Der sonderbare Vorfall, eben die Truppen bey den Preußischen Heeren zu sehn, die man seit sechs Jahren mit Erbitterung bekämpft hatte, schien so wohl den Preußen als Oesterreichern ein Traum zu seyn. Die letztern glaubten es anfangs gar nicht; selbst die Kaiserlichen Officiere, die in Breslau gefangen waren, die folglich alles mit eignen Augen sahen, und mit eignen Ohren hörten, hielten das Ganze für ein ersonnenes Gerücht, den Muth der Truppen zu beleben; und da Czernichef nebst andern Russischen Generalen sich von ihren Truppen entfernten, und nach Breslau

mit einem großen Aufzuge zum König kamen, so behaupteten so gar gefangene Kaiserliche Generale, daß alles nur Blendwerk, und die mit Russischen Ordensbändern gezierten Russischen Befehlshaber verkleidete Preußische Officiere wären *). Alle Zweifel aber hatten ein Ende, da sich das Russische Corps im Junius mit der Armee des Königs wirklich vereinigte; denn Theresia verwarf den Plan Laudons, diese ihr gefährliche Vereinigung mit Gewalt zu hindern. Auch die Schweden, des Kriegs müde und aus Furcht vor den Russen, machten im May ebenfalls mit Preußen Friede. Er wurde am 22sten dieses Monats unterzeichnet. Die Königin von Schweden, Friedrichs sehr geliebte Schwester, war dabey Vermittlerin; auch erklärte ihr Bruder dem Senat in Stockholm ausdrücklich, daß er bloß um ihrentwillen die Sachen auf dem alten Fuß ließe. In der That bedurfte es jetzt nur seines bloßen Willens, um in der Geschwindigkeit die Schwedische Armee zu vernichten,

*) Der Verfasser selbst, der damahls in Breßlau im Winter-Quartier stand, hat diese sonderbaren Urtheile zu seinem Erstaunen gehört; ein Beweis, wie wenig man den Character des großen Fürsten kannte, mit dem man so lange Krieg führte.

und Schwedisch-Pommern zu erobern, das ihm nicht leicht wieder entrissen werden konnte. Friedrich pflegte oft über diesen Krieg zu scherzen, und da der Friedensantrag aufs Tapet kam, sagte er lächelnd: „er wüßte von keinem „Krieg mit den Schweden; zwar hätte er von „Händeln gehört, die Belling mit ihnen ha„be, dieser General aber würde sich wohl wie„der vergleichen.„

Der Krieg bekam nun eine andere Gestalt. Alle Staaten Friedrichs, von Breslau bis an die äußersten Preußischen Gränzen, waren jetzt von den Feinden befreyt, und keine verheerende Einfälle mehr zu besorgen. Nun sahe man wieder die Heiterkeit im Gesicht des Monarchen. Er scherzte wie gewöhnlich, ließ seine Französischen Köche wiederkommen, und suchte seine Flöte wieder hervor.

Peter hatte auf sein Verlangen von Friedrich das Syburgsche Infanterie-Regiment erhalten, und ihm dafür das Schuwalowsche Dragoner-Regiment gegeben, das sich der König dagegen ausgebeten hatte; auch verlangte der Kaiser den schwarzen Adler-Orden, den er fast täglich anlegte. Dieser mächtige Monarch, der nun Preußische Uniform trug, des Königs Bildniß vor den Augen der Russen küßte, und ihn

ihn gleichsam als seinen Oberherrn betrachtete, wollte in Person mit einem großen Heer zu ihm stoßen, und man war berechtigt, außerordentliche Dinge zu erwarten.

Mit diesen glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug vom Jahr 1762, dem auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm beywohnte. Er betrat jetzt in seinem ersten Jünglingsalter die kriegerische Laufbahn, die alle Prinzen seines Hauses ohne Ausnahme betreten hatten. Alle opferten dem Kriegsgott, und stellten dadurch ein von Seiten einer ganzen Königlichen Familie, in allen ihren Zweigen, noch nie in der Geschichte aufgezeichnetes Beyspiel dar. Der Kronprinz war immer an der Seite des Königs, und mußte mit ihm alle Gefahren bestehn.

Friedrich, durch so viele außerordentliche Eigenschaften über andre Sterbliche erhaben, rächte hier gleichsam die wegen seiner Geistesgröße gedemüthigte Menschheit. Das Vertrauen auf seinen neuen Bundsgenossen schwächte nun bey ihm die Sorgfalt für seine braven Truppen, denen er jetzt zum erstenmahl die so genannten Winter-Douceurs entzog; Gelder, die für die große Menge armer Officiere, die bloß von ihrem so geringen Sol-

de lebten, zu ihrer Ausrüstung für den neuen Feldzug unentbehrlich waren, und jetzt ganz ohne Noth, im Zeitpunct des Glücks, zurück gehalten wurden. Keine Scheinursache ward nicht einmahl angegeben, warum man dieses so nöthige, so gerechte, so pflichtmäßige Geschenk, das jeden Winter als Bedürfniß ausgetheilt worden war, jetzt patriotischen, ihren König anbetenden Kriegern versagte *). Ein jeder Subaltern-Officier erhielt 50, ein Capitain 500 Reichsthaler, und so stiegen die Summen mit dem Range. Mit diesem Gelde wurde der Abgang der Pferde und der im verflossenen Feldzuge ruinirten Feld-Equipage ersetzt. Die Compagnie-Chefs mußten dafür die zahlreichen Feldbedürfnisse ihrer Soldaten anschaffen, so daß dies Geld nicht so wohl eine sehr gerechte Wohlthat, als vielmehr eine Ehrenschuld der ersten Größe war. An die Stelle dieses Geschenks traten scharfe Verordnungen, die unbedeutende Formalitäten zum Gegenstande hatten. In dem ganzen Laufe des

*) Der Verfasser erinnert sich gehört zu haben, daß einige damahls in Sachsen stehende Regimenter, aus Versehn der Cassen-Beamten, diese Douceur-Gelder erhielten, deren Entziehung niemand träumte. Die Armee des Königs in Schlesien aber, erhielt auf seinen ausdrücklichen Befehl, nichts.

Kriegs hatten sich die Officiere auf Märschen gewöhnlich des Degens anstatt des Espontons bedient, das im Felde ganz entbehrlich, ja hinderlich ist, und zur Vertheidigung nichts taugt. Nun aber mußte dies Parade-Zeichen bey allen Gelegenheiten gebraucht werden, und so ging es mit vielen andern Kleinigkeiten, die, jetzt erst hervor gesucht, den ruhigen, den unbesorgten, und auf sein Glück stolzen Feldherrn verriethen.

Friedrich erhielt diesen Winter auch einen neuen Gesandten vom Tatar-Chan, der im Frühling 40,000 Mann zu Friedrichs Bestimmung bereit zu halten versprach. Der Gesandte wurde wieder mit vielen Geschenken entlassen; auch hielt der Chan anfangs Wort. Die Tatarn rückten ins Feld; jetzt aber war nicht mehr die Rede Rußland anzugreifen, sondern einen Einfall in Ungarn zu thun. Der General Werner, ein Eingebohrner dieses Landes, sollte sodann bey Ofen mit einem kleinen Preußischen Corps zu ihnen stoßen. Von dieser Operation war viel zu erwarten, da die damahls äußerst bedrückten Protestanten in Ungarn sich wahrscheinlich sogleich empört haben würden. Allein die Tatarn kamen nicht; sie zogen eine Zeit lang an den Pohlnischen Grän-

zen umher, und hernach kehrten sie wieder in ihr Land zurück.

Der König verstärkte nun alle Theile seiner Armee, besonders aber seine leichten Truppen; so daß er jetzt hierin den Kaiserlichen überlegen wurde. Es wurden neue Frey-Bataillone errichtet, desgleichen Frey-Husaren und Frey-Dragoner. Die Bosniaken, eine Art Reiter, Türkisch gekleidet, und so wie die Uhlanen mit Lanzen bewaffnet, waren nur eine Schaar von hundert Mann gewesen; jetzt wurden sie bis auf tausend vermehrt; und der Anführung eines verdienstvollen Kaiserlichen Officiers, des Majors Lange, übergeben, der wegen seiner protestantischen Religion gekränkt, jetzt den Oesterreichischen Dienst verließ, und ihn mit dem Preußischen verwechselte. Diese große Truppen-Vermehrung geschah mit unglaublicher Geschwindigkeit, so daß, wie einst die Menschen in der Fabelgeschichte des Cadmus, auch hier die Soldaten auf den Machtwink Friedrichs, gleichsam aus der Erde hervor gingen. Auch die Artillerie wurde sehr ansehnlich verstärkt, deren große Wirkung bey einem zweckmäßigen Gebrauch Friedrich erst in diesem Kriege erfahren hatte, daher er sie jetzt mit 3500 Mann vermehrte. Um der Ar-

tillerie leichtere Bewegungen zu verschaffen, und von ihrem furchtbaren Dienst den bestmöglichsten Nutzen zu ziehen, so erfand er eine vortreffliche Methode, die erst kürzlich nach so vielen andern nachgeahmten und nachgeäfften Kleinigkeiten, und zwar bis jetzt noch allein bey der Oesterreichischen Armee nachgeahmt worden ist. Er machte einige hundert Artilleristen beritten, die unter dem Nahmen der reitenden Artillerie neben dem leichten Geschütz hertrabten, und wenn sich Gelegenheit zeigte, von ihren Pferden sprangen, um ihre Canonen zu bedienen. Nun konnten diese Eisen-Schleuderer, anstatt zurück zu bleiben, selbst der Infanterie zuvor kommen, ja nöthigen Falls mit den Husaren marschiren, und ihr schwerer Dienst in den Stunden eines Treffens, der in Herbeyschleppung und Handhabung großer Lasten besteht, konnte desto rascher geschehen, da diese Soldaten nicht vorher durch den Marsch abgemattet waren.

Viele fremde Officiere, selbst von den feindlichen Armeen, traten jetzt in Preußische Dienste. Unter diesen war auch der Französische Oberste Geschray, ein gebohrner Baier. Da er sich als Partey-Gänger zwar nicht in diesen Feldzügen, sondern im Oesterreichischen

Successions = Kriege ausgezeichnet hatte, so verstattete ihm der König ein 2400 Mann starkes Frey = Corps zu errichten. Ein andrer Französischer Officier, der Oberst = Lieutenant Thürriegel, auch ein Baier und vertrauter Freund des Geschray, und mißvergnügt so wie er mit dem Hofe, ging ebenfalls in die Dienste Friedrichs, und wurde Commandeur dieses Corps, das er durch seine große Thätigkeit allein errichtete, und bald vollzählig machte. Dieser sonderbare Mann, den die Natur mit einem sehr unternehmenden Geist, und mit einer seltnen Verschlagenheit begabt hatte, wurde bey der Französischen Armee gebraucht, die Schaar der Kundschafter zu leiten. Er warb sie an, vertheilte und besoldete sie, gab ihnen die nöthigen Instructionen, wechselte mit ihnen beständig Briefe, und zog aus ihren verschiedenen Berichten die Resultate, die er sodann so wohl den Befehlshabern der Armeen, als dem Cabinet in Versailles vorlegte. Er machte selbst kleine Reisen in die vom Feinde besetzten Provinzen unter allerhand Gestalten, Nahmen und Kleidung, versehn mit ehrenvollen Pässen, Documenten, und nachdrücklichen Empfehlungs = Schreiben von Ministern und Gesandten neutraler Höfe. So durchstrich er

alle Nord-Deutsche Länder, schlich sich in Läger und Festungen, und so gut war seine Maske, daß er in Magdeburg unentdeckt an der Tafel des Commandanten speiste, während daß dieser einen Brief vom König erhielt, mit der Warnung, gegen einen Französischen Haupt-Spion auf seiner Huth zu seyn, der abgeschickt wäre, die Preußischen Festungen zu untersuchen. Allenthalben entkam er glücklich durch seinen Muth und durch seine außerordentliche Verschlagenheit.

Thürriegel hatte zu dem Kundschaftswesen immer einen Mittelpunct bestimmt, von welchem Ort er alle seine Befehle sandte, und wohin alle Briefe der Unter-Spione gerichtet werden mußten, die er dann scharfsinnig verglich, und das Resultat den Französischen Kriegs-Befehlshabern meldete. Bereiste er seinen Ausspäher-Cordon, so hinterließ er, um diesen edeln Briefwechsel zu ordnen, einen Interims-Verweser. Seine Haupt-Quartiere waren mehrentheils die Städte Gotha und Erfurt. Die rastlosen Bemühungen dieses Officiers ersetzten den Franzosen zum Theil ihren Mangel an leichten Truppen. Manche Unfälle, womit ihre Magazine, Festungen und Armeen bedrohet waren, wurden durch

seine zeitige Entdeckung abgewandt, und dagegen manche von ihm entworfene Plane glücklich ausgeführt; und alles dies in einem Lande, wo man die Franzosen nicht liebte, und wo Thürriegel nur durch Gold und List seinen Zweck erreichen konnte. Der Marschall von Sachsen hatte zuerst seine Fähigkeiten bemerkt, und ihm dies Geschäfft angewiesen; auch hatte ihn der Hof vor dem Kriege nach Minorca geschickt, und sein umständlicher Bericht von dem Beobachteten trug nicht wenig zur Eroberung dieser Insel bey. Der Abgang dieses mißvergnügt gemachten Officiers von der Französischen Armee war für sie ein wahrer Verlust, und sein Dienstwechsel versprach daher den Preußen doppelte Vortheile.

Allein die Ruhmsucht und Bosheit des Geschray vereitelte diese Erwartung. Er war eifersüchtig auf die seinem Freund bezeigte Achtung, und um ihn zu entfernen, erregte er beym König den Verdacht, daß der mit dem Kundschaftswesen so vertraute Thürriegel vielleicht aus verrätherischen Absichten in seinen Dienst getreten sey. Dies geäußerte Mißtrauen, obgleich von allen Beweisen entblößt, war hinreichend zu dem Königlichen Befehl, als Vorsichts-Maaßregel, diesen Commandeur

des Frey-Corps nach Magdeburg zu bringen, wo ihm mit Beybehaltung seines Gehalts nicht die Citadelle, sondern die Stadt zum Aufenthalt angewiesen wurde, und wo er auch bis zum Ende des Kriegs blieb. Das Schicksal rächte seine Entfernung; denn bald darauf wurde durch die Nachlässigkeit des Generals Geschray ein Theil seines Corps, und er selbst, bey einem Ueberfall in Nordhausen gefangen genommen. Thürriegel wurde nachher der Bevölkerer der unter dem Nahmen Sierra Morena bekannten Spanischen Wüsteneyen, wohin er einige tausend Deutsche führte, die in wenig Jahren diese Einöde zu blühenden Feldern umschufen.

In Leipzig war die Contributions-Sache des vorigen Jahrs durch die Hülfe des Berliner Kaufmanns Gotzkowsky in Ordnung gebracht worden, und die Stadt genoß etwas Ruhe; aber nur auf ein Jahr. Der fortdauernde Krieg veranlaßte neue Forderungen. Jetzt wurde eine von drey Millionen Reichsthaler gemacht. Diese Contribution, die ungeachtet des so sehr verminderten Handels, des gesunkenen Credits, und der überhand nehmenden Armuth, größer wie alle vorigen war, sollte durch gewaltsame Mittel herbey geschafft

werden. Den Auftrag erhielten hartherzige Männer, und der König war entfernt. In dieser dringenden Noth nahm die Stadt abermahls ihre Zuflucht zu Gotzkowsky, der sich auch sofort zu Friedrich nach Breslau begab, und ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen that. Die Antwort des Monarchen war: „Es sind so viele von meinen Ländern in den „Händen der Feinde, wo soll ich Geld zur „Fortsetzung des Kriegs hernehmen?„ Er verringerte jedoch die Summe bis auf 1,100,000 Reichsthaler, wofür Gotzkowsky ihm seine eignen Wechsel geben, und allein dafür haften mußte. Friedrich erinnerte ihn abermahls, sich nicht dabey zu vergessen. Gotzkowsky widersprach nicht, verfuhr aber nach seinen gewohnten Grundsätzen, ohne alles Interesse, mit der größten Bereitwilligkeit, obgleich ihm die Stadt von der vorigen Contribution noch 200,000 Reichsthaler schuldig war. Ein neues Raths-Decret vom 20sten Januar 1762 enthielt die neuen Beweise dieser Großmuth, und erneuerte Dank-Empfindungen. Die schrecklichen Mißhandlungen der vorigen Jahre wurden nun durch diese Bürgschaft abgewandt.

Das fortdauernde System des Wiener Hofes der Nichtauswechselung der Gefangenen veranlaßte in Cüstrin eine schreckliche Scene. Ein Theil der Vorstädte war bey dem Brennen der Russen stehn geblieben. Hier wohnten die noch übrigen Bürger, und hier waren auch die Quartiere der Besatzung; in den andern Vorstädten fing man auch an die Häuser wieder aufzubauen, oder deren Trümmer in Erwartung des Friedens wohnbar zu machen. Die alten Bewohner der Stadt fanden sich nach und nach ein, und trieben ihr Gewerbe so gut sie konnten. Die Preußische Besatzung war hier nur 550 Mann stark; Garnison-Soldaten und Land-Miliz, unter denen sich nicht wenig Invaliden befanden. Diese geringe Anzahl war bestimmt nicht allein die Wälle der Festung zu besetzen, sondern auch 4900 Oesterreichische Kriegsgefangene zu bewachen. Von diesen gehörten 4100 zu den regulären Truppen, die man seit einiger Zeit hieher gebracht hatte, 800 Mann aber waren Croaten, eine Art Truppen, die so wie in allen vorigen Kriegen dieser Monarchie, auch in diesem so thätig gewesen sind, und daher hier eine nähere Anzeige verdienen.

Diese Nation giebt die besten leichten Truppen in Europa. Ein sandiger, nicht sehr fruchtbarer Boden, viel Waldungen von wilden Thieren bewohnt, eine Kette von Gebirgen und ein rauhes Clima sind die Characteristik ihres Landes, aber auch zugleich die Mittel, die ohnehin großen starken Körper der Croaten abzuhärten, sie zu allen Beschwerlichkeiten des Lebens zu gewöhnen und zu Soldaten zu schaffen. Die in einem wenig civilisirten Lande zu ihrer Subsistenz nöthige Jagd zwingt sie allen Gefahren zu trotzen; daher ihr großer Muth. Sie ertragen Hunger und Durst, Frost und Hitze, so wie die größten körperlichen Schmerzen, selbst unter den Händen der Wundärzte, mit einer erstaunenswürdigen Gleichmüthigkeit; auch hat der Tod nichts schreckliches für sie. In der Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürsten werden sie von keinem Volk übertroffen; auch ist die Desertion unter ihnen unerhört. Ihre Waffen, die sie überdem sehr gut zu brauchen wissen, sind eine Flinte mit dem Bajonet, und ein Säbel.

Die achthundert Croaten in Cüstrin waren Soldaten, die man in der Schlacht bey Prag gefangen genommen, und die nun schon

fünf Jahr, obwohl vergeblich, auf ihre Erlösung gehofft hatten. Ihr Zustand war erbärmlich. In ganz zerrissenen Kleidungsstücken lagen sie in den Casematten auf einander gedrängt, wo es ihnen so gar an Stroh fehlte. Da sie von ihrem Sold nicht leben konnten, so dienten sie den Bürgern für ein geringes Geld bey den Bauarbeiten; endlich aber, da sie unter diesem Schutthaufen kein Ende ihrer Leiden sahen, wurden sie zur Verzweiflung gebracht, und beschlossen alles zu wagen, ihre Freyheit zu erlangen. Sie machten daher den kühnen Anschlag, die Wachen zu überrumpeln, sich in Besitz der Festung zu setzen, die Bürger auszuplündern, und sodann mit Munition und Canonen versehen nach Cotbus zu marschiren, wo ein Detachement Oesterreichischer Truppen bestimmt war, ihnen entgegen zu kommen. Die andern Gefangenen weigerten sich mit den Croaten gemeinschaftliche Sache zu machen, und überließen ihnen allein die Ausführung des Plans, den sie jedoch bey einem glücklichen Erfolg benutzen wollten. Der Anschlag, obwohl ihn einige tausend Menschen wußten, blieb ein Geheimniß.

Es war im Junius Morgens um fünf Uhr, als diese Croaten, so bald man die Thore der

Casematten aufgeschlossen hatte, die Scene mit Bestürmung der Hauptwache eröffneten; sie bemächtigten sich der hier befindlichen Gewehre, nachdem sie die Wacht-Soldaten verjagt hatten, und nun war es ihnen leicht, auch die andern Wachen zu überwältigen. In einer Viertelstunde Zeit sahen sie sich im Besitz der Festung. Sie theilten sich nun in drey Haufen. Der eine hielt die Thore besetzt, der zweyte begab sich nach einem Pulverthurm, um Munition zu hohlen, und der dritte beschäfftigte sich mit den Canonen, die sie aus Besorgniß übler Vorfälle erst rund um die Wälle abfeuerten, und sodann so wohl durch Anfüllung mit Steinen als auf andre Art zu einem geschwinden Gebrauch untauglich machten. Der Pulverthurm zeigte jedoch den Croaten ein großes Hinderniß. Er war verschlossen; die Schlüssel waren nicht zu finden; und das Gebäude zu massiv, um ohne Werkzeuge in der Geschwindigkeit zerstört zu werden. So ging eine für die Empörer kostbare Zeit verlohren.

Indessen trommelte man die schwache Besatzung zusammen, die in den Vorstädten zerstreut lag. Alle Thore waren von den Croaten besetzt; allein eine Ausfall-Thüre unter

den Wällen war ihnen nicht bekannt gewesen. Sie befand sich offen. Diesen glücklichen Umstand benutzte der Lieutenant Tscharnitzky, der eine Wache von dreyßig Mann commandirte; er nahm diese Soldaten, zog noch andre zwanzig von kleinen Wachen an sich, und so verstärkt eilte er, ohne erst Befehle zu erwarten, mit seinen funfzig Preußen auf den Wall, und postirte sich bey einem andern Pulverthurm; einem Posten, von dessen Behauptung das Schicksal der Festung abhing. Hier kam es zu einem blutigen Gefecht. War der Angriff heftig und unablässig, so war die Vertheidigung nicht minder standhaft. Was den Kampf zwischen so zahlreichen Kriegern und einem so kleinen Haufen weniger ungleich machte, war die geringe Anzahl von Gewehren und Patronen der Croaten; denn sie besaßen hievon nichts mehr, als was sie von den Wacht-Soldaten erbeutet hatten. Auch mußten sie ihre Hoffnung verschieben, diese so nöthigen Bedürfnisse zu erhalten, da das Zeughaus außerhalb der Festung lag. Der Commandant war gleich im Anfang des Tumults schwer verwundet worden. Wegen mannigfaltiger Hindernisse konnte Tscharnitzky jedoch nur geringe Verstärkung erhalten; die Hälfte

seiner Soldaten war theils todt, theils verwundet, die Kräfte der übrigen waren erschöpft, und die Croaten, von denen schon funfzig todt zur Erde gestreckt lagen, zeigten sich entschlossen, zu siegen oder zu sterben.

In dieser Lage war die Festung, als sie durch den Muth und die Klugheit des Garnison-Predigers, Nahmens Benecke, gerettet wurde. Es befanden sich bey den gefangenen Croaten zwey Priester ihrer Nation, die in der Entfernung den Ausgang der Sache abwarteten, und sie bloß mit ihrem Gebet unterstützten. Diese Priester suchte der Garnison-Prediger auf, donnerte ihnen ins Gewissen, und nöthigte sie, so sehr sie sich auch sträubten, mit ihm sich den Fechtenden zu nähern. Er stellte sich in die Mitte, und seine Arme um die ihrigen geschlungen eilte er dem Kampfplatz zu. Beym Anblick dieser Priester-Phalanx hielt man mit dem Feuern inne, und nun geschahen die nachdrücklichsten Vorstellungen. Man zeigte den Aufrührern die geringe Wahrscheinlichkeit glücklich zu den ihrigen zu kommen, da das ganze Land schon durch Bothen allarmirt wäre, und Truppen von allen Seiten anrücken würden; ja selbst ein in der Nähe befindliches Corps der jetzt mit Preußen in

Freund-

Freundschaft lebenden Russen würde sofort aufbrechen, und wenn sie auch glücklich die Festung verließen, doch ihrem weitern Entkommen unübersteigliche Hindernisse in den Weg setzen. Mit diesen zum Theil grundlosen Vorstellungen war das Versprechen der Begnadigung verbunden, wenn sie sich ohne Verzug zur Ruhe begeben würden. Die durch den langen Widerstand schon ohnehin beunruhigten Croaten ließen sich betäuben, streckten die Waffen, und gingen wieder friedlich in ihre Kerker. Sie gestanden beym Verhör den ganzen Plan und alle genommene Maaßregeln. Auf Friedrichs Befehl wurden die fünf Anführer hingerichtet, von allen andern Croaten aber wurde der zehnte Mann nach dem Loose genommen, und mit hundert Prügeln bestraft, bey welcher Execution die 4100 Gefangenen der regulären Truppen als Zuschauer gegenwärtig seyn mußten.

Die Oesterreicher zogen nun zur Eröffnung des Feldzugs ihre ganze Macht nach Schlesien, nachdem sie ein ansehnliches Corps zu der Reichs-Armee geschickt hatten. Sie waren Meister von Glatz, von Schweidnitz, und vom Gebirge. Dennoch war ihre Bestürzung über die Russischen Vorfälle ausneh-

mend. Die Officiere so wohl als die gemeinen Soldaten betrachteten die Sache ihrer Kaiserin als verzweifelt. Hiezu kam, daß der von ihnen angebetete Laudon das Commando der Armee dem Feldmarschall Daun übergeben mußte, und daher nicht geneigt war seinem persönlichen Feinde vorzuarbeiten; selbst ein Aussatz, der die Oesterreichischen Feld-Hospitäler mit vielen tausend Soldaten anfüllte, kam dem König zu Hülfe, der jetzt ganz ungestört seine Truppen zusammenzog. Er bedrohete Mähren, und hielt ein Corps bereit, in Ungarn einzufallen, wenn die Tatarn dort wirklich ankommen sollten.

Da die Belagerung von Schweidnitz gewiß erwartet wurde, so machte man außerordentliche Anstalten sie zu sichern. Acht tausend Bauern und Soldaten mußten den ganzen Winter durch arbeiten, um jede bey dieser Festung liegende Anhöhe zu einem Fort umzuschaffen. Die Gebirge selbst stellten eine Kette befestigter Terrassen dar. Diese Sicherheits-Maaßregeln waren eben so sorgfältig in Ansehung der Festung Schweidnitz selbst beobachtet worden. Man hatte 12,000 Mann auserlesener Truppen hier in Besatzung gelegt, reichlich versehn mit Proviant, Munition und

allen andern Bedürfnissen. Der General Guasco, ein durch Muth und Kriegserfahrung ausgezeichneter Befehlshaber, wurde zum Commandanten ernannt, und ihm der General Gribauval, einer der größten Ingenieure in Europa, zur Unterstützung zugegeben.

In diesem Zustande war Schweidnitz, als der König, mit dem Russischen Corps vereinigt, in die umliegenden Gegenden rückte. Diese Vereinigung konnte erst am Ende des Junius geschehen, wodurch die Operationen aufgehalten wurden. Nun aber schickte der König den General Neuwied mit einem Corps nach Böhmen, um die Oesterreicher zu zwingen, ihre hinter sich liegenden Magazine zu decken, und dadurch sich von der Communication mit Schweidnitz zu entfernen. Bey diesem Corps befanden sich auch 2000 Cosaken. Diese letztern schwärmten ihrer Gewohnheit gemäß herum, und streiften bis an die Thore von Prag. Sie plünderten und verheerten alle Flecken und Dörfer, wo sie nur hinkamen. Die Kaiserlichen geriethen darüber in solches Schrecken, daß der in Sachsen commandirende General Serbelloni auf dem Punct stand alles zu verlassen, um Böhmen zu Hülfe zu kommen. Die Cosaken überhoben ihn jedoch

der Mühe; sie eilten ihre Beute in Sicherheit zu bringen, und so kamen sie truppweise bey der Armee an; viele trafen erst spät ein, da sie das geraubte Vieh bis nach Pohlen getrieben hatten, um es dort zu verkaufen.

So groß auch der Unterschied zwischen der Oesterreichischen und Preußischen Cavallerie im Aeußerlichen war, so konnten ihn diese wilden Krieger doch nicht bemerken. Dies veranlaßte, daß die ganze Reiterey der Preußen, als Abzeichen von der feindlichen, Federbüsche auf ihren Hüten und Mützen bekam; ein absichtliches Kleidungsstück, für den jetzigen Augenblick nutzbar, das aber der Armee als Putzwerk beständig eigen blieb, und bald bey allen Heeren in Europa nachgeahmt wurde.

Friedrichs Absicht war durch diese Bewegung, im Rücken der feindlichen Armee, Daun von seinen Anhöhen bey Burkersdorf und Leutmannsdorf herunter zu bringen. Dieser Feldherr aber blieb unbeweglich stehen, so sehr auch der Preußische Einfall die Oesterreicher in Verwirrung setzte. Der General Haddik zog sich eiligst nach Braunau. Auch geschahen von den Preußen Einfälle in Mähren, und im Oesterreichischen Schlesien, wo sie Brandschatzungen eintrieben. Der König schrieb

den 11ten Julius an den Herzog von Bevern: „Da der Feind ganz in Confusion ist, so müs„sen wir ihn en détail zu ruiniren suchen.„ Die Preußen kamen mit Beute beladen aus Böhmen zurück, und nun wurden alle Anstalten zur Belagerung von Schweidnitz gemacht. Es war jedoch nicht möglich sie zu unternehmen, so lange die Oesterreicher noch die so sehr befestigten Berge inne hatten; sie mit Gewalt von dort zu vertreiben, erforderte einen sehr gefährlichen Versuch, wobey der Erfolg ungewiß war.

In dieser Lage war man, als sich in Rußland eine außerordentliche Revolution ereignete. Der Kaiser Peter, der eben erst den Thron dieses großen Reichs bestiegen hatte, wurde sehr bald von demselben wieder heruntergestürzt. In der kurzen Zeit seiner Regierung hatte er durch übereilte Maaßregeln, unüberdachte Gesetze, und Mangel an nöthiger Vorsicht, alle Volks-Classen wider sich empört. Die Soldaten und Priester, sonst so selten einstiminig, waren es hier. Man haßte den Monarchen, der dem einen Stand seine Vorrechte, und dem andern seine Bärte nehmen wollte. Der Senat wurde von ihm gänzlich vernachlässigt, und der Russische

Adel so wohl wie die ganze Nation mit außerordentlicher Verachtung behandelt. Die Deutschen erhielten einen entschiedenen Vorzug; auch formirten Deutsche Truppen seine Leibwache; dabey wurden die Fundamental-Gesetze des Reichs von ihm wenig geachtet, und ganz seinem Willen untergeordnet. So gut dieser auch war, so zweckwidrig war die Verfahrungs-Art. Das Volk wünschte, ohne zu wissen warum, die Fortsetzung eines Kriegs, der Rußland Geld und Menschen kostete, und dessen glücklichster Erfolg in Rücksicht auf Eroberungen, der Größe des ohnehin ungeheuern Staats nur einen geringen Zusatz geben konnte. Der Kaiser stemmte sich gegen diese Volksmeinung; auch er wollte Krieg, aber nicht wider, sondern mit Preußen, gegen alle Feinde Friedrichs, und wider Dännemark. Zu allen diesen den Russen mißfälligen Entwürfen, Gesinnungen und Verordnungen, kam noch die üble Behandlung seiner Gemahlin, die in der Schule häuslicher Widerwärtigkeit gebildet, dort ihren großen Geist genährt, ihre erhabnen Talente entwickelt, und die Liebe der Nation in einem hohen Grade erworben hatte. Peter erklärte laut seinen Vorsatz sie zu verstoßen, und ein Kloster war

schon zu ihrer Wohnung ausersehn, wo sie den Rest ihrer Tage traurig verleben sollte; denn selbst ihren Sohn wollte er von der Thronfolge ausschließen. So sinnreich arbeitete dieser Monarch seinen Fall unaufhaltbar zu beschleunigen. Es bedurfte in dieser Lage nur eines Winks von Catharina, und ihr Tyrann war ohne Krone. Die Selbsterhaltung zwang sie endlich diesen großen Schritt zu thun, und in wenig Stunden war der mächtige Kaiser, dessen Befehle von den Ufern des Baltischen Meers bis zum südlichen Ocean als Göttersprüche befolgt werden mußten, von allen Menschen verlassen, ohne Blutvergießen entthront, und ein armseliger hoffnungsloser Gefangener. Catharina wurde nun von allen Zungen in ihrem unermeßlichen Reich als Selbstherrscherin aller Reußen ausgerufen. Peter entsagte der Krone förmlich, und sechs Tage nachher gab er seinen Geist auf.

Diese große Begebenheit der Entthronung, die wegen der darauf erfolgten glorreichen Regierung in den Russischen Jahrbüchern die glänzendste Epoche macht, geschah den 9ten Julius, und da der Senat und das Volk durchaus den Krieg wider Preußen erneuert haben wollten, so wurden auch wirklich die nöthigen

Befehle schon dazu ausgefertigt. Diesen Befehlen folgte den 16ten Julius ein Manifest, worin die Huldigung der neuen Kaiserin von allen Unterthanen in den eroberten Preußischen Provinzen verlangt wurde. Das Vorurtheil der Russischen Nation, als ob Friedrich ihrem entthronten Kaiser die so allgemein mißfälligen Neuerungen angerathen, und seine Entwürfe bestimmt hätte, trug zu diesem Kriegsgeschrey das meiste bey. Selbst Catharina hielt ihn nicht für ihren Freund. Obgleich in Pommern gebohren, und nicht ohne Liebe für ihr schon so sehr verheertes Vaterland, gab sie doch dem Strome nach, um den ärgsten Feind Rußlands, wie er in ihrem ersten Manifest betitelt wurde, vollends zu Grunde zu richten.

In dieser Stimmung war jedermann; der Krieg war beschlossen, und das Huldigungs-Manifest eben abgeschickt worden, als man am nächstfolgenden Tage des erblaßten Peters Privat-Papiere untersuchte. Die Briefe Friedrichs erregten allgemeines Erstaunen. Ihr Inhalt war ganz anders, als man es vermuthet hatte. Es waren weise Regierungs-Rathschläge, und die ernstlichsten Ermahnungen an den neuen Kaiser, seine Leidenschaften

zu mäßigen. Alle so empörende Neuerungen waren von diesem vermeinten Feinde Rußlands eifrig widerrathen worden; auch Catharina hatte nicht Ursache, mit seinen sie persönlich betreffenden Aeußerungen unzufrieden zu seyn. Friedrich hatte ihren Gemahl beschworen, sie, wenn gleich nicht mit Zärtlichkeit, doch wenigstens vor der Welt mit Hochachtung zu behandeln. Die Kaiserin wurde dadurch bis zu Thränen gerührt; die anwesenden Senatoren verstummten, und der Haß hörte sofort auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen, und der Friede bestätigt.

Durch diese Revolution wurde Dännemark von der großen sehr gegründeten Furcht befreyt, Holstein zu verlieren, dessen Eroberung Peters Lieblings-Entwurf war; ein Entwurf, den weder die Bitten und Vorstellungen seiner Freunde, weder die nachdrucksvollen Erinnerungen des Preußischen Gesandten, Baron Goltz, den er sehr hochschätzte, noch Friedrichs wiederhohltes freundschaftliches Abrathen vernichten konnten. Seine Forderung an Dännemark bezog sich zwar nur auf gewisse Districte in Holstein und Schleswig, allein es war bey ihm auf alles angesehn. Er bestand darauf, das Land seiner Väter zu be-

sitzen, das ihm, wie er sich oft in Gesprächen ausdrückte, lieber als die Hälfte seines Reichs sey. Es waren 60,000 Russen zu dieser Eroberung bestimmt, zu denen noch 6000 Preußen stoßen sollten. Diese Armee wollte der Kaiser selbst commandiren; auch setzten sich die Russischen Truppen in Pommern und Preußen unter Romanzow's Anführung bereits in Marsch. Zu ihrem Unterhalt wurden in Greifenberg, Massow, Golnow und Stettin große Magazine angelegt, und sechs und dreyßig Russische Kriegsschiffe waren zu Operationen auf den Dänischen Küsten bestimmt, womit sich auch noch sechzehn Schwedische Kriegsschiffe vereinigen sollten.

In Dännemark war man in der äußersten Bestürzung. Zu einem Kriege fehlte hier nicht mehr denn alles. Die Flotte dieses Königreichs, das beste Bollwerk insularischer Besitzungen, obwohl nicht unberühmt, und fähig nach völliger Ausrüstung beiden feindlichen, damahls wenig furchtbaren Flotten, die Spitze zu bieten, war schlecht bemannt, und überdem wegen Mangel an so vielen Nothwendigkeiten eine schleunige Ausrüstung derselben nicht denkbar. Besonders aber war die Armee in dem elendesten Zustande; Soldaten, des Kriegs

ungewohnt, und schlecht unterhalten; Generale, die nie einen Feldzug mitgemacht hatten, und nichts von der Disciplin, noch von der Tactik verstanden; kein brauchbares Kriegsgeräthe, kein Pulvervorrath, keine tauglichen Gewehre, keine Magazine, und kein Geld. Da das letztere Bedürfniß hier das dringendste war, so wie es nach dem Motto des berühmten Feldherrn Montecuculi die erste und einzige Nothwendigkeit bey einem Kriege ist *), so machten die Dänen der Stadt Hamburg einen Besuch. Sie rückten vor die Thore, und zu Gewaltthätigkeiten gerüstet, forderten sie im Nahmen ihres Monarchen eine Million Banco-Thaler, in Form eines Darlehns. Die erschrockenen Hamburger, die in diesen Stunden der Betäubung nicht das Maaß der Kräfte ihres Gegners, nicht seine Lage und Verhältnisse, sondern bloß die nahe Hemmung ihres Handels, und die Verwüstung ihrer Gärten, in Betrachtung zogen, bewilligten geschwind das Verlangte, worauf die Dänen sich ent-

*) Montecuculi pflegte zu sagen: „zum Kriege gehören drey Dinge: das erste ist Geld, das zweyte ist „Geld, und das dritte ist Geld.„

fernten. Sie hatten nun Geld, und auch einen Anführer in der Person des aus Französischen Diensten getretenen Grafen St. Germain, der jedoch bey allen seinen tactischen Kenntnissen, unbekannt mit dem Lande, mit dessen Sprache und Sitten, den Kopf angefüllt mit Französischen Begriffen und Kriegs-Grundsätzen, die hier nicht anwendbar, und mit Entwürfen, die nicht ausführbar waren, ein unvermögender Ober-Befehlshaber einer schlecht organisirten Armee war; einer Armee, die ihn gleich von Anfang an haßte, und deren Zutrauen er nie gewinnen konnte. Sein Plan war, ohnweit Lübeck ein festes Lager zu beziehn, und hier die Russen zu erwarten. Der Erfolg dieses Kriegs war jedoch den unbefangensten jeder Nation, ja den Dänen selbst, nicht zweifelhaft. Alle diese höchst gegründeten Besorgnisse hörten nun nach der Entthronung des Kaisers mit einemmahl auf.

Friedrich war eben im Begriff die Oesterreicher auf ihren verschanzten Bergen anzugreifen, als er von Peters Fall die schreckliche Nachricht vernahm. Czernichef meldete sie ihm nebst dem vom Senat erhaltenen Befehl, mit seinem Corps sogleich die Preußische Armee zu verlassen. Dieser große Vorfall zer-

störte den ganzen Plan des Feldzugs, da zugleich aus Preußen und Pommern Berichte einliefen, daß die Russen sich rüsteten, die Feindseligkeiten wieder anzufangen. Der König mußte bey den veränderten Gesinnungen des Russischen Hofes erwarten, daß eben dieses Corps in wenig Tagen abermahls zu seinen Feinden stoßen, oder abgesondert gegen ihn agiren würde. Es hing von ihm ab, diese 20,000 Mann zu entwaffnen; allein er handelte auf eine ganz entgegen gesetzte Art. Er entließ die Russen mit allen Beweisen freundschaftlicher Achtung. Sie wurden auf dem Rückmarsch eben so als wenn es noch ein Preußisches Hülfs-Corps wäre, so lange sie sich in den Königlichen Ländern befanden, mit allem nöthigen versehn. Das großmüthige Betragen des Königs verursachte, daß die Russischen Generale sich sehr ungern vom Preußischen Heer entfernten. Czernichef besonders trennte sich mit Leidwesen von Friedrich, der ihn wahrhaft Königlich beschenkte.

Der befohlne Abmarsch der Russen blieb einige Tage ein Geheimniß, so wohl für diese Truppen selbst, als für die Preußen; auch im Oesterreichischen Lager ahnete man nichts davon. Es waren Anstalten in Rücksicht auf

die Verpflegung eines so großen marschirenden Corps erforderlich, die nicht in einem Tage gemacht werden konnten. Nach drey Tagen sollte der Abmarsch geschehen. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich auf eine meisterhafte Art. Er beschloß die Verschanzungen der Oesterreicher, auf den Anhöhen bey Burkersdorf, jetzt ohne Verzug anzugreifen, wobey er den Vortheil hatte, daß die Russen immer noch ihren Raum in der Schlachtordnung einnehmen, und sich bey einem Anfall vertheidigen würden; auch war er gewiß, daß Daun einen Theil seiner Truppen diesem Corps entgegen setzen, und sich dadurch schwächen müßte. Zugleich wünschte er auch den Russen bey ihrem Abschiede einen in die Sinne fallenden Beweis von dem Muth und der Kriegs-Geschicklichkeit der Preußen zu geben. Um Dauns Aufmerksamkeit zu zerstreuen, und den Gedanken einer feindlichen Position auf seiner rechten Flanke von ihm zu entfernen, mußten ihn mehrere kleine Corps unter den Befehlen des Prinzen von Wirtemberg, der Generale Manteufel, Gablenz, und Ramin, mit Angriffen bedrohen. Nachdem alle diese Maaßregeln genommen waren, wurde den 20sten Julius, so bald es Nacht war, an einer

großen Batterie in der Ebene gearbeitet, die vor den verschanzten Bergen lag.

Diese Berge waren hoch und steil, mit Palisaden und Verhacken umgeben; auf den Gipfeln befanden sich gewölbte Redouten; einige Berge waren durch Hohlwege von einander getrennt, andre aber durch Verschanzungen verbunden. Alle diese Posten commandirte der General O' Kelly. Man hatte bey Tage auf der Ebene keine Spur eines Preußischen Lagers, ja nicht einmahl ausgestellte Posten gesehen; jetzt aber in der Nacht formirte man eine Truppen-Linie, die bey anbrechendem Tage in Schlachtordnung stand. Eine ungeheure Batterie mit fünf und vierzig Haubitzen und zwölf großen Canonen besetzt, war fertig, und schien in wenig Stunden aus der Erde hervor gewachsen. Eine andre von dreyßig schweren Canonen hatte man auf einer kleinen Anhöhe errichtet. So bald man nur bey anbrechendem Tage um sich sehen konnte, fingen die Preußen ein entsetzliches Feuer an. Die Oesterreichische Cavallerie, die in den Thälern zwischen den Bergen postirt war, wurde, durch die Haubitz-Grenaden begrüßt, in große Unordnung gebracht, und tief in die Schlucht der Berge getrieben, wobey sie die neben ihr

zur Unterstützung der Berg-Besatzungen postirte Infanterie über den Haufen rannte, und mit sich in die Flucht riß. Nun griff man die Verschanzungen selbst mit einem heftigen Bombardement, und mit Stürmen in den Flanken und im Rücken an. Verschiedene der besten Preußischen Regimenter unter Anführung des Generals Möllendorf wurden zu diesem gefährlichen Dienst bestimmt. Weder die senkrechten Berge mit ihren aufgeworfenen Erdhaufen und Wolfsgruben, noch die Palisaden und Canonen, die aus jedem Berg ein Fort machten, konnten die Fortschritte der Preußen hemmen. Es wurde auf allen Seiten gestürmt, wo man nur festen Fuß hinsetzen konnte. Der General Möllendorf fand durch einen Busch einen minder beschwerlichen Zugang zu diesen Anhöhen. Er benutzte ihn sofort, und da wegen des steilen Abhangs keine Pferde heran konnten, so griffen die Soldaten vom Regiment des Kronprinzen eine Canone an, und trugen sie den Berg hinauf. Der Feind floh nun allenthalben, und in vier Stunden waren alle diese mit so großer Mühe verschanzten Berge erobert, 1400 Mann von den Feinden getödtet, und 2000 zu Gefangenen gemacht. Man erbeutete eine Anzahl

zahl Canonen, und trieb die Oesterreicher ganz auf ihre Haupt-Armee zurück. Der für die Oesterreicher so wichtige Paß bey Leutmannsdorf war bey diesem Gefecht ebenfalls verlohren gegangen. Daun hatte den General Brentano mit einem Corps den Angegriffenen zu Hülfe geschickt, allein er kam zu spät, und wurde jetzt zur Flucht mit fortgerissen. Auch aus Schweidnitz thaten die Oesterreicher einen Ausfall, allein sie wurden bald wieder zurück gejagt.

Während dieses Vorganges waren alle Truppen, so wohl Preußen als Russen, so entfernt sie auch vom Kampfplatz seyn mochten, unter Waffen, um die große Oesterreichische Armee zu beobachten, die sich jedoch ruhig verhielt. Aber noch den nämlichen Abend verließ Daun seine Stellung, und zog sich weiter in die Gebirge zurück. Die vornehmsten Russischen Generale befanden sich als Zuschauer beym König in den Kampfthälern. Dies war ein außerordentliches Kriegs-Schauspiel, das Friedrich den abziehenden Russen zur Erinnerung auf den Weg gab. Er hatte die Zufriedenheit, diese seine Alliirten in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit nie gebraucht zu haben. Die Cosaken ausgenom-

men, die mit dem General Neuwied nach Böhmen marschirten, stand das Russische Corps allemahl ruhig in seinen Lägern. Kein Russe blutete für den König von Preußen, der nach wie vor ohne fremden Beystand mit seinen Feinden focht.

Den nächstfolgenden Tag nach diesem großen Gefecht am 22sten Julius verließen die Russen die Preußische Armee. Die Befehlshaber sehr ungerne, weil sie keine solche Kriegsschule mehr zu finden hofften; der gemeine Soldat aber gerne, weil er außer seinem Brot, das ihm regelmäßig gereicht wurde, an andern Lebensmitteln Mangel litt, die er bey seinem sehr geringen Solde nicht vermögend war zu kaufen, und in Schlesien nicht geplündert werden konnte. Zwey Pfund Brot täglich, ohne andre Speise, war für den Russischen Magen nicht hinreichend. Diese hungrigen Krieger zeigten daher, wenn sie Preußische Officiere sahen, mit Achselzucken auf ihren Mund, und manche liefen ins Lager der Preußen um Brot zu bekommen; erhielten sie welches aus Mitleiden, so warfen sie sich dankend ihren Wohlthätern zu Füßen, und eilten damit wie mit einer Beute zurück.

Der Wiener Hof war jetzt in großer Besorgniß wegen der Türken, da die Zeit des Waffen-Stillstands mit der Pforte zu Ende war. Es wurde daher der Baron Penkler, der schon ehedem einen langen Aufenthalt in Constantinopel gemacht hatte, und mit der Türkischen Sprache bekannt war, als Gesandter mit kostbaren Geschenken an den Sultan geschickt. Der König erwartete dennoch den Anmarsch der Türken im September. Diese Hoffnung, und seinen Plan im Fall eines Unglücks, äußerte er in seinem geheimen Briefwechsel mit dem Herzog von Bevern. Wäre ihm der Angriff der verschanzten Berge nicht gelungen, so war sein Entwurf, nach dem Abschied der Russen blos Neiße und Cosel zu decken, bis die Türken sich zeigten. Der Herzog von Bevern mußte sich daher vor dem Gefecht bey Burkersdorf mit seinem Corps nach Cosel, und der General Werner mit einem andern Corps nach Neiße ziehn.

Daun hatte durch dies unglückliche Postengefecht bey Burkersdorf alle Communication mit Schweidnitz verlohren, und der Weg dahin war jetzt von allen Seiten dem König offen, der nun die letzten Anstalten zur Belagerung dieser Festung machte. Er rief den

Herzog von Bevern aus Mähren zurück, wo er einen Einfall gethan, und wo der unter ihm commandirende General Werner viele Vortheile erfochten hatte; alle andre Betrachtungen aber mußten jetzt der Eroberung von Schweidnitz nachgesetzt werden. Diese Truppen bedeckten das aus Neiße kommende schwere Geschütz, dessen Mangel die Belagerung bisher verzögert hatte. Friedrich drang unaufhörlich auf die Beschleunigung des Marsches, worauf der Herzog antwortete: „Alles was „Menschen und Vieh nur aushalten können, „soll und muß geschehn.„

Die Belagerungs-Anstalten waren ungeheuer; nur allein die beiden Kreise von Neustadt und Leobschütz mußten 365 Knechte, 730 Pferde und 666 vierspännige Wagen liefern. Mitten unter diesen Zubereitungen zog sich Daun aufs hohe Eulen-Gebirge, und schien am gegenwärtigen Glück seiner Waffen zu verzweifeln; auch hatte er das Unglück, den General Draskowitz, einen der besten Oesterreichischen Feldherren, zu verlieren, der ohnweit Neiße gefangen wurde. Die Belagerung nahm jedoch erst den 8ten August ihren Anfang. Der General Tauenzien wurde aus Breslau abgerufen, und erhielt das Comman-

do des Belagerungs-Corps, das aus vier und zwanzig Bataillonen Infanterie nebst einigen Regimentern Cavallerie bestand, und mit einer sehr zahlreichen Artillerie versehn war. Eine Armee unter dem König, und ein Corps unter dem Herzog von Bevern, deckten diese Belagerung. Sie war, militairisch betrachtet, die merkwürdigste des ganzen Krieges, so wohl in Ansehung der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung, als wegen der Dauer und mancherley Nebenumstände. Es ereignete sich dabey ein Vorfall, der noch nie erhört war. Zwey Franzosen, zwey alte Freunde und vormahlige Kriegs-Cameraden, Gribauval und Le Fevre commandirten als Ingenieure inn- und außerhalb der Festung. Der erstere stand noch in Französischen Diensten, war aber von Ludwig dem funfzehnten wegen seiner großen Fähigkeiten zur Oesterreichischen Armee gesandt worden, und Le Fevre diente jetzt dem König Friedrich. Beide waren Schriftsteller. Beide hatten in Ansehung der Belagerungskunst eigne Systeme, die sie öffentlich in ihren Schriften vertheidigt hatten. Nun zeigte sich die seltene Gelegenheit, die Güte ihrer Theorien durch die Ausübung gegen einander vor den Augen

aller cultivirten Nationen zu beweisen. Die Materialien zu diesen Experimenten, Menschenblut, Eisen und Pulver, waren ihren Versuchen überlassen. Le Fevre wollte vorzüglich durch Minen die Festung einnehmen, und zwar in kurzer Zeit. Er erfüllte aber sein Versprechen nur sehr unvollkommen, und war genöthigt großentheils nach den alten Regeln zu verfahren.

Auf die Preußische Aufforderung zur Uebergabe der Festung, gab der Commandant zur Antwort: er würde suchen den Ruhm der Oesterreichischen Waffen zu behaupten, und sich die Achtung Sr. Preußischen Majestät zu erwerben. Das Bombardement nahm nun den Anfang; es war sehr lebhaft, und wurde Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt. Eben so lebhaft war die Vertheidigung. Die Artillerie in der Festung wurde sehr wohl bedient, und fast alle Nächte geschahen Ausfälle, jedoch mit geringer Wirkung.

Daun ermannte sich auf seinen Gebirgen; entschlossen den Ort zu entsetzen, wartete er nicht länger als sechs Tage mit seinem Versuch, dessen guter Erfolg ihm unfehlbar schien. Zwischen dem Oesterreichischen Heere und Schweidnitz, bey Reichenbach, stand das gro-

ße Preußische Corps unter dem Herzog von Bevern, von der Königlichen Armee abgesondert. Dieses sollte von allen Seiten angegriffen, und vernichtet werden, noch ehe der entfernte König Hülfe senden könnte. Man rechnete auf die große Uebermacht, und hoffte in dieser nicht ganz ungleichen Lage der Dinge, die Scene von Maxen hier erneuert zu sehn. Vier Corps unter Lascy, O'Donel, Beeck und Brentano, griffen die Preußen zu gleicher Zeit von vorne, auf beiden Flügeln, und im Rücken an. Der Herzog verhielt sich dabey wie ein großer Feldherr. Die Feinde fielen in die Bagage der Preußen, die ganz verlohren zu seyn schien. Einige Generale wollten sie mit ihren Brigaden vertheidigen, allein der Ober-Befehlshaber verbot es. „Wenn wir geschlagen „werden,„ sagte er, „so dürften wir in unsrer „Lage schwerlich etwas von der Bagage retten; „siegen wir aber, so soll sie bald wieder un„ser seyn.„ Diesem weisen Grundsatz zufolge, wodurch Friedrich auch im Jahr 1745 die Schlacht bey Soor gewann, überließen die Preußen jetzt ihre Bagage der Plünderung der Feinde, und fochten ohne sich zu trennen. Der General Beeck setzte seinen Angriff mit so viel Klugheit als Nachdruck fort, und erlang-

te einige Vortheile; allein er wurde von Lascy und Brentano schlecht unterstützt. Die Preußen machten indessen allenthalben Front, und verließen sich auf die Thätigkeit ihres Königs, der sie nicht verlassen würde.

Das Vertrauen der Truppen war auch nicht vergebens; denn gleich nach den ersten Canonen-Schüssen hatte sich der Prinz von Wirtemberg zu Pferde geworfen, und eilte an der Spitze der Reiterey des Königs mit verhängtem Zügel herbey, und so stürzte er auf O'Donels Corps los, das gleich über den Haufen geworfen wurde. Dieser Cavallerie folgte in vollem Trabe die so genannte reitende Artillerie von der Königlichen Armee, und hinter ihr Friedrich selbst an der Spitze eines Husaren-Regiments, dem einige Brigaden Infanterie nacheilen mußten. Noch vor der Ankunft dieser Brigaden aber waren die Feinde schon ganz aus dem Felde geschlagen. Ihr Verlust war 1200 Todte und Verwundete, und 1500 Gefangene. Die Preußen zählten 1000 Todte und Verwundete; auch sie hatten einige hundert Mann als Gefangene eingebüßt. Von ihrer geplünderten, jetzt aber von den Feinden wieder im Stiche gelassenen Bagage war nur sehr wenig verlohren gegangen.

Viele hohe und niedre Befehlshaber hatten bey diesem Treffen große Tapferkeit gezeigt, die der Herzog belohnt zu sehn wünschte; allein der König schlug es ab, mit folgender Aeußerung: „Wenn Distinctionen bey „jeder Gelegenheit erfolgen sollen, wo ein „Officier dasjenige thut, was sein Devoir „an sich erfordert, so müßten sie gar zu gemein „werden, und würden endlich aufhören wirk„lich Distinctionen zu seyn.„ Daun marschirte nun nach Glatz, und überließ Schweidnitz seinem Schicksal.

Die Belagerung wurde mittlerweile, ohne die Regiments-Artillerie zu rechnen, durch acht und sechzig Canonen, und zwey und dreyßig Mörser und Haubitzen beständig fortgesetzt. Die Besatzung, obgleich ohne Hoffnung des Entsatzes, verlohr dennoch den Muth nicht. Es fehlte in der Festung nicht an Lebensmitteln, die der Soldat wohlfeil kaufen konnte; überdem erhielt ein jeder des Morgens ein Glas Branntwein, und des Mittags einen Trunk Wein. Zufolge einer geheimen Instruction, die der Feldmarschall Daun gleich nach dem Treffen bey Reichenbach ertheilt hatte, verlangte der Commandant, General Guasco, zu capituliren. Er wollte einen freyen

Abzug haben, der aber rund abgeschlagen wurde. Tauenzien berief sich dabey auf eine sehr sonderbare Aeußerung des Generals Laudon, der, da er noch im vorigen Jahr mit dem Markgrafen Carl von Preußen wegen eines Cartels Briefe wechselte, ausdrücklich erklärt hatte, daß sein Hof sich nicht verbunden hielte, weder das dem Könige wegen Auswechselung der Gefangenen gegebene Wort zu halten, noch überhaupt irgend eine andre Zusage zu erfüllen. Sechs Tage nachher erneuerte der Commandant den Antrag, erbot sich, alles Geschütz, so wie sämmtliche Magazine und Cassen zu überliefern und dabey mit seiner abgezogenen Besatzung in Jahres Frist nicht wider den König zu dienen. Auch dieser Antrag wurde kaum angehört. Es gelang bald nachher einem Kaiserlichen Officier durch die Preußischen Vorposten zu kommen, der dem General Guasco den Befehl brachte, bis zur äußersten Noth auf den Punct eines freyen Abzugs zu dringen.

Le Fevre's künstliche Minen erforderten jedoch viel Zeit, und thaten anfangs nur geringe Wirkung. Es waren so genannte Druckkugeln; eine vortreffliche Erfindung Belidors, wodurch die Mineur-Wissenschaft so wohl in

ihren Grundsätzen, als in der Ausübung eine große Erweiterung bekam, und womit man jetzt zum erstenmahl ernstliche Versuche machte. Der mannigfaltige Zweck dieser Druckkugeln war, in einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Fuß durch Sprengung der Minen die Gallerien der Belagerten einzudrücken, die Contrescarpe in den Festungsgraben zu werfen, sich einen neuen gesicherten Angriffsort einzurichten, und den bedeckten Weg und die Außenwerke ohne Sturm und Verlust zu öffnen; dagegen aber konnte man vermittelst dieser Erfindung, gegen die Belagerer angewandt, außer dem Eindrücken ihrer Minen und der Zerstörung ihrer Logements auch ihre Bresch-Batterien in die Luft sprengen, und die Canonen gegen die Stadt werfen. In dem Lauf dieser Belagerung wurden viele solcher Druckkugeln zubereitet, gefüllt, und angezündet, wovon aber einige ganz mißglückten. Es wurden unterirdische Horchgänge gemacht, um den Gang und die Nähe der entgegen gesetzten Minen auszuspähen. Bisweilen begegneten sich die beiderseitigen Mineure unter der Erde, da sie dann, so lange sie durch Erdwände abgesondert waren, Stankkugeln gebrauchten, die mit dem ekelhaftesten Geruch, Rauch und

erstickende Dünste verbreiteten, hernach aber, wenn sie einander ansichtig wurden, mit ihren Pistolen kämpften. In einer größern Entfernung bediente man sich der Dampf-Minen, wodurch, wenn sie glückten, nicht allein die feindlichen Erdwühler erstickt, sondern auch ihre Minen-Gänge eingestürzt wurden.

Die Kaiserlichen Mineure waren den Preußischen an Anzahl sehr überlegen, wodurch viele Versuche der letztern vereitelt werden mußten. Es war im eigentlichsten Verstande ein unterirdischer Krieg, der mit allen nur erdenklichen Chicanen geführt wurde, und wobey die Preußen keine Vortheile hatten. Le Fevre war in der größten Verzweiflung, da hohe und niedre Befehlshaber beym Preußischen Heer ihm mit Kaltsinn, ja mit Verachtung begegneten. Sein militairischer Ehrgeitz und sein Autor-Ruhm waren zu gleicher Zeit auf das tiefste gekränkt; er weinte über seine fehl geschlagene Hoffnung als Belagerer, und über seine von ihm selbst vernichtete glänzende Theorie, die seinen Nahmen unsterblich machen sollte, und suchte jetzt nichts weiter als den Tod, daher er sich auch an die gefährlichsten Oerter hinwagte. Der König wurde durch die Verzweiflung dieses Officiers so gerührt,

daß er, der höchst selten einem Befehlshaber sein Unglück, nie aber ihm seine Unfähigkeit verzieh, so wohl die Aufopferung von so viel Geld und Blut, als die so lange gehemmten Operationen im Felde vergaß, und den unglücklichen Le Fevre selbst tröstete.

Das Feuer über der Erde wüthete indessen unaufhörlich unter beiden Theilen. Jede Stunde, bey Tage und bey Nacht, hatte ihre Todten. Die Kaiserlichen in Schweidnitz fühlten diese schreckliche Lage am meisten. Ihre Freywilligen, die bisher die gefährlichsten Arbeiten unternommen, fingen nun an es überdrüssig zu werden. Die Belohnungen, die sie erhielten, waren für sie sichere Unterpfänder des Todes. Man hob alle schwere Unternehmungen für sie auf, daher ihre Anzahl sich täglich, ja stündlich verringerte. Alle Oesterreichische Ingenieur-Officiere waren todt, oder verwundet. Die schweren Canonen hatten keine Lavetten mehr, und bey den leichten Canonen fingen auch die Kugeln an zu fehlen.

Es geschah indeß manche ausgezeichnete That. Der Kaiserliche Hauptmann Brady vertheidigte eine Schanze, aus welcher seine Soldaten geflohen waren, mit funfzehn Mann

gegen viele hundert stürmende Preußen, die schon halb die Brustwehr erstiegen hatten, und jetzt von ihm und seinen wenigen tapfern Mitstreitern durch Sensen herunter gemähet wurden. In dem Augenblick, da alle seine Kräfte erschöpft waren, erhielt er Hülfe und behauptete seinen Posten. Eine andere Heldenthat verrichtete der Kaiserliche Lieutenant Waldhüter mit einer tapfern Schaar. Es war von einem höchst nöthigen, aber auch einem höchst gefährlichen Ausfall in einen Abgrund die Rede, um die drohende Wirkung von drey fast vollendeten Preußischen Minen zu hemmen. Waldhüter erbot sich zu dieser Unternehmung, wählte zu seinen Gehülfen zwey und dreyßig Ungarn, und mit diesen stürzte er sich in einen so genannten Trichter, eine Tiefe von zwanzig Fuß, wo die sie erwartenden Preußen auf einem Knie ruhten, und die aufgepflanzten Bajonette in die Höhe hielten. Diejenigen, die sich hier nicht spießten, fielen mit dem Säbel in der Faust die Preußen so wüthend an, daß diese mit großem Verlust davon flohen.

Friedrich besuchte fleißig die Laufgräben, und war mit den unerwarteten Verzögerungen sehr unzufrieden. Er machte selbst zweckmä-

ßige Anordnungen, die seine nicht geringe Einsicht in die Belagerungskunst bewiesen, und ließ auch eine Bresche-Batterie errichten. Die Eroberung dieses Orts schien jedoch vielen sehr zweifelhaft, und es war nach einer zweymonatlichen Blutarbeit gewiß, daß Schweidnitz in sehr kurzer Zeit entweder eingenommen, oder die Belagerung aufgehoben werden müßte.

Ein eigner Ehrgeitz Friedrichs, jetzt keine Bedingungen von den belagerten Feinden anzuhören, hatte diese üble Lage erzeugt. Der Commandant, um sich außer Verantwortung zu setzen, bat um Erlaubniß einen Officier an Daun zu schicken. Auch dieses wurde verweigert, und dadurch die Belagerung mit einem höchst unnützen Aufwand an Menschenblut, an Zeit, und an Geld, um drey Wochen verlängert. Endlich kam ein Zufall den Belagerern zu Hülfe. Eine Preußische Haubitz-Grenade schlug in der Festung durch einen Balken in einen Gang, und von da in ein mit eilf Centner Pulver gefülltes Magazin, dessen Thüre man offen gelassen hatte, und zündete es an. Eine ganze Bastion vom Fort Jauernick mit zwey Oesterreichischen Grenadier-Compagnien wurden dadurch in die Luft

gesprengt; acht Officiere mit ihrem Befehlshaber, dem Major Berthold, einem sehr tapfern Mann, die an diesem Ort Tafel hielten, wurden dabey nebst 200 Gemeinen in einem Nu Opfer des Todes.

Es war ein gewaltiger Riß in dem Festungsbau geschehen, und der Zugang zum Angriff war erleichtert. In der darauf folgenden Nacht ließen die Belagerer die vierte Druckkugel springen, die acht und vierzig Fuß lang verdämmt, und deren Wirkung erstaunlich war. Alle benachbarte Minen-Gänge der Festung stürzten ein, dabey wurde ein Theil des bedeckten Weges in die Luft gesprengt, und eine Bresche gemacht; auch war das Terrain von dem Grunde bis auf die Brustwehr mit der ausgeworfenen Erde bedeckt. Nun wurden alle Anstalten zu einem Sturm getroffen. Guasco aber wartete diesen nicht ab. Er ergab sich am folgenden Morgen, acht Stunden nach Sprengung der Mine. Es war am 9ten October, drey und sechzig Tage nach geöffneten Laufgräben. Die noch übrige Besatzung, 9000 Mann stark, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Der König ehrte des Commandanten bewiesene Tapferkeit, und zog ihn zur Tafel. Er

Er vergaß großmüthig, daß dieser Italiäner bey der Eroberung von Dresden sich gegen die Preußische Besatzung sehr unanständig betragen, und die Capitulation des Generals Schmettau schändlich gebrochen hatte. Die seinige wurde pünctlich gehalten, so wie alle andre, wo die Preußen als Sieger die Artikel unterzeichneten. Sie fanden jetzt in der Festung 352 Stück Geschütz, 55,400 Kugeln, Bomben, Grenaden, und noch über 1000 Centner Pulver; desgleichen an Proviant 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback, und 25,000 Brote. Diese Belagerung kostete den Preußen 3033, und den Oesterreichern 3552 Todte und Verwundete. Die erstern hatten dabey 172,163, und die letztern 125,453 Bomben- und Canonen-Schüsse gethan.

Die Gefangenen, so wohl Officiere als Gemeine, wurden nach Preußen geschickt. Denjenigen, die Geld hatten, verstattete man zu Lande dahin zu reisen, die andern aber wurden auf Königliche Kosten auf Schiffen von Stettin aus transportirt. Ein schrecklicher Sturm überfiel diese kleine Flotte. Die Menschen, die so lange in der Belagerung dem Tode getrotzt, und rastlos mit andern

Menschen gekämpft hatten, mußten jetzt noch mit den Elementen kämpfen. Einige Schiffe sanken mit ihren ganzen Ladungen in den Abgrund des Meers; andre aber wurden auf die Küsten von Pohlnisch = Preußen geworfen, bey welcher Gelegenheit sich einige hundert Gefangene in Freyheit setzten, und durch Pohlen ihren Weg nach Hause nahmen.

Das Volk in Wien war bey dieser Gelegenheit gegen Daun außerordentlich aufgebracht. Diese Erbitterung ging so weit, daß man der Gemahlin des Feldmarschalls, wenn sie nach Hofe fuhr, Spottreden ins Gesicht sagte, und ihre Carosse mit einem Hagel von Schlafmützen, als Hieroglyphe der Unthätigkeit ihres Gemahls, begrüßte. Bald erschienen Schmähschriften, bald satirische Kupferstiche, die an dem Pallaste Dauns, ja selbst an der Kaiserlichen Burg angeheftet wurden. Einer dieser Kupferstiche zeigte so viel Witz als Wahrheit. Er stellte die Belagerung von Schweidnitz vor. Guasco, auf den Wällen der Festung stehend, schrie um Hülfe. In einer großen Entfernung sahe man die Daunsche Armee als Zuschauer der Scene in Parade. Der Feldmarschall saß vor der Fronte in einem Armstuhl mit einer großen Nacht-

mütze auf dem Kopfe, wobey er den vom Pabst empfangenen geweiheten Degen mit beiden Händen empor hielt, als wenn er den Truppen seinen Segen geben wollte. Dieser Päbstliche Degen steckte in der Scheide, auf welcher man die Worte las: „Du sollst nicht „tödten!„ Zur Linken des Feldmarschalls stand Laudon, mit niedergeschlagenen Augen und auf den Rücken gebundenen Händen; zur Rechten, Lascy, mit einer Pergament-Rolle in der Hand, mit der Ueberschrift: „Plan des Feldzugs von 1763„; auf dem Pergament selbst aber stand nichts. Die übrige Generalität war in drey Gruppen vertheilt, von denen eine sich schlaftrunken die Augen wischte, die zweyte die Hände über dem Kopf zusammen schlug, und die dritte hämisch lächelte.

Der König machte nun Anstalten nach Sachsen zu marschiren. Da er jedoch, durch die unglückliche Erfahrung vorsichtig gemacht, wegen seiner Schlesischen Festungen nicht ohne Sorgen war, so traf er alle mögliche Verfügungen, sie in seiner Abwesenheit gegen Ueberrumpelung zu sichern; auch ließ er den Herzog von Bevern mit einem starken Corps in Schlesien zurück. Bevor er aber selbst

aufbrach, schickte er den General Neuwied mit zwanzig Bataillons und fünf und vierzig Escadrons voran nach Sachsen, um die Armee des Prinzen Heinrich zu verstärken. Dieser Feldherr war hier auch sehr thätig gewesen. Der General Belling, der bisher gegen die Schweden gestanden, hatte nach dem mit dieser Nation geschlossenen Frieden Mecklenburg verlassen, und Heinrichs Armee verstärkt. Nun fand sich dieser Prinz stark genug vorzurücken und lange Zeit die Vereinigung der Oesterreicher mit den Reichs-Truppen zu verhindern. Er griff bey Döbeln den Oesterreichischen General Serbelloni an, und schlug ihn mit einem Verlust von 2000 Mann in die Flucht. Serbelloni fiel einige Wochen nachher nun seinerseits die Preußischen Vorposten an; allein er wurde zurück getrieben, und büßte abermals 1000 Mann ein. Es ist merkwürdig, daß, als dieser Feldherr zum erstenmahl von Wien aus zur Armee reiste, die Kaiserin ihm die Regel ans Herz legte, sich vor der großen Thätigkeit des Königs in Preußen in Acht zu nehmen. Noch andre große Gefechte fielen vor unter des rastlosen Seydlitz Anführung bey Auersbach und bey Töplitz, wobey auch dieser General die Feinde

schlug, ihnen 600 Wagen abnahm, und eine Menge Gefangene machte. Auch der General Kleist zeigte seinen gewöhnlichen vom Glücke begleiteten Muth; er griff den Oesterreichischen General Zettwitz ohnweit Waldheim an, und nahm ihn mit 2000 Mann gefangen. Bald darauf machte er noch bey Oedern 500 Gefangene.

Indessen erlebten die Reichs-Truppen auch einen Triumph. Sie griffen mit ihrer ganzen Cavallerie ein Preußisches Detachement an, das der vierfach stärkern Macht unterlag, und 500 Mann einbüßte. Belling that auch einen Einfall in Böhmen, und streifte brandschatzend bis Eger. Der Wiener Hof, aufgebracht über diese häufigen Unfälle, nahm Serbelloni das Commando, und ertheilte es Haddik, der auch mehr Thätigkeit zeigte, und den Prinzen Heinrich mehr als einmal nöthigte seine Stellung zu ändern. Eine Schlacht war erforderlich, wenn die Subsistenz der Preußen nicht eingeschränkt werden sollte. Heinrich hatte sich bey Freyberg gelagert, und ein großes Corps der Oesterreicher unter dem General Campitelli hatte während der Zeit sich mit den Reichs-Truppen vereinigt, die der Prinz von Stolberg commandirte. Diese Trup-

pen glichen bey ihren Kriegs-Operationen dem metallenen Pferde, das, wie der Marschall von Sachsen sagt, zwar immer den Fuß aufhebt, aber nicht von der Stelle kommt. Die vereinigten Feinde verließen sich jetzt auf ihre Uebermacht, und gaben den Preußen eine vortheilhafte Gelegenheit zu schlagen. Die Schlacht geschah bey Freyberg den 29sten October. Sie dauerte nur zwey Stunden, allein sie war blutig, und entscheidend. Die Oesterreichischen leichten Truppen wurden über den Haufen geworfen, die Reichs-Armee in ihren Verschanzungen angegriffen, und bis über die Mulde zurück geschlagen. Die regulären Regimenter der Oesterreicher, die auch ein Preußisches Corps vor sich sahen, hielten sich allein zu schwach, den Preußen den Sieg streitig zu machen; sie fochten nicht lange, und flohen, aus dem Felde geschlagen, und verfolgt von der Preußischen Cavallerie unter Anführung des Generals Seydlitz, dem man auch den glücklichen Ausgang der Schlacht größtentheils zuschrieb. Die Sieger zählten an diesem Tage 1400 Todte und Verwundete; die Feinde hatten deren über 3000; 4400 Mann von ihnen waren gefangen, und 28 Canonen, 9 Fahnen, nebst vieler Bagage und

einer Menge Munitions-Wagen erbeutet worden.

Einige Tage nach der Schlacht langte der General Neuwied mit seinem Corps in dieser Gegend an. Er hatte den Auftrag, die Höhen bey Weißig ohnweit Dresden zu besetzen, und diese Residenz von der Neustadt-Seite abermahls zu bombardiren. Er kam aber zu spät; denn Daun hatte auch ein Corps aus Schlesien abgeschickt, um die Uebermacht in Sachsen zu behalten, und dies Corps unter dem Prinzen Albert hatte diese wichtigen Anhöhen früher in Besitz genommen.

Die geschlagenen Armeen marschirten nach Böhmen, wohin ihnen Kleist mit einem fliegenden Corps von 6000 Mann nachgeschickt wurde, der dort verschiedene Magazine zerstörte, und fast bis an die Thore von Prag brandschatzte. Dieser General hatte vom König den Befehl, eine Anzahl Dörfer zu verbrennen, um, wegen der im Churfürstenthum Brandenburg von den Oesterreichern verübten Grausamkeiten, Repressalien zu brauchen. Der edeldenkende Kleist vollzog diesen Befehl auf eine musterhafte Art. Er ließ eine Menge Stroh und Reisig auf einen hohen Berg zusammen tragen, und in Brand setzen; da-

bey wurden auch einige elende Hütten in der Nähe angezündet, nachdem man ihren Bewohnern Zeit genug gegeben hatte, alle ihre Habseligkeiten zu retten.

Der König erhielt die Nachricht von der bey Freyberg gewonnenen Schlacht auf seinem Marsch nach Sachsen. Die Winter-Quartiere seiner Truppen wurden dadurch beschleunigt. Er zog eine Kette von Thüringen durch Sachsen, durch die Lausitz, und durch Schlesien, und schloß mit den Oesterreichern einen Waffen-Stillstand. Diese hatten von allen ihren Eroberungen jetzt, am Ende des siebenten Feldzugs, nur noch einen kleinen District bey Dresden, und die Grafschaft Glatz inne. Sie fanden den von den Russen befreyten König von Preußen nun zu mächtig, wünschten sich Erhohlung, und waren daher mit dem Waffen-Stillstand sehr wohl zufrieden, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien erstreckte.

Die Alliirten hatten den Feldzug mit ungünstigen Aussichten eröffnet. Obgleich 20,000 Mann Russen zu ihnen stoßen sollten, deren Marsch bereits regulirt war, und für welche man auch schon Magazine anlegte, so kamen sie doch nicht; dabey schien auch die Hauptstütze in England zu sinken. Das neue Brittische

Ministerium war, wie oben gesagt, dem Kriege in Deutschland sehr abgeneigt, und zeigte daher nicht den geringsten Eifer, Ferdinands Operationen zu unterstützen. Da es jedoch dem herrschenden Minister, Lord Bute, noch nicht rathsam schien, dem Willen der ganzen Nation Hohn zu sprechen, so wurde im Frühling eine Anzahl Recruten, wie auch ein neues Regiment Bergschotten, nach Deutschland geschickt, wo der Eifer, den Krieg fortzusetzen, nirgends nachgelassen hatte. Da die verheerten Länder in Westphalen und Nieder-Sachsen nur geringen Unterhalt gewährten, so ließen die Regierungen in diesen Provinzen eine Menge Lebensmittel und Getreide in England und in den Häfen der Ostsee aufkaufen. Es hatte sich indeß für das Waffenglück der Deutschen ein günstiger Umstand ereignet. Der Herzog von Broglio wurde ein Opfer seiner Feinde in Versailles; er verlohr sein Gouvernement im Elsaß, wurde auf seine Güter verwiesen, und mußte das Commando der Armee niederlegen, das der Marschall Etrées wieder erhielt.

Die Truppen der Alliirten setzten sich indessen am Ende des Winters in Bewegung, um den Feldzug von 1762 zu eröffnen. Der Erbprinz griff das Schloß Arensberg an, das

von den Franzosen besetzt, und zur Erhaltung ihrer Communication mit Cassel sehr nothwendig war. Der Commandant Muret verlangte einen freyen Abzug. Dieser wurde nicht gestattet, sondern das Castell mit großer Lebhaftigkeit beschossen. Nach einer sechsstündigen Canonade ergab sich Muret mit 240 Mann auf Gnade und Ungnade. Auf beiden Seiten wurde nicht ein einziger Mann getödtet, auch keiner verwundet, ein Englischer Officier ausgenommen. Der Erbprinz benutzte seine Vortheile, und näherte sich dem Rhein, hob allenthalben Recruten aus, brandschatzte, und nahm Geisel mit. Diese Fortschritte trieben die Französischen Marschälle ins Feld. Soubise und Etrées commandirten am Ober-Rhein, und der Prinz von Condé am Nieder-Rhein.

Man wurde bald gewahr, daß Broglio nicht mehr das Commando hatte. Eine Menge Unfälle, die in diesem Feldzuge die Franzosen befielen, rächten die Ungnade, worin dieser Feldherr unverdient bey seinem Hofe gefallen war. Ferdinand rückte nun vor, ging am 24sten Junius mit Tages Anbruch in sieben Colonnen über die Dymel, und überraschte die bey Wilhelmsthal gelagerten Franzo-

sen; er griff sie an, und trieb sie nach einem sehr hitzigen Gefecht bis unter die Canonen von Cassel; andre eilten über die Fulde, sie ließen 4000 Todte und Gefangene auf dem Wahlplatz zurück. Unter den letztern war der größte Theil der Grenadiers de France. Die Cavallerie der Alliirten konnte nicht zum Treffen kommen. Die gefangenen Französischen Officiere hatten ihre ganze Bagage eingebüßt. Ferdinand ersetzte diesen Verlust auf eine sehr großmüthige Art. Er gab ihnen den Tag nach dem Treffen ein prächtiges Gastmahl. Unter dem Desert befand sich ein großer verdeckter Aufsatz. Als man im Begriff war von der Tafel aufzustehen, sagte der Herzog zu den Officieren, indem er auf das Verdeckte zeigte: „Hier, meine Herren! wird noch etwas für „Sie seyn.„ Da keiner von ihnen den Deckel wegnehmen wollte, that es Ferdinand selbst. Die Officiere erstaunten, da sie in diesem mysteriösen Gericht eine Menge goldner Uhren, Dosen, Ringe und andre Kostbarkeiten fanden, wovon jeder jetzt nach Belieben zulangte.

Es ereignete sich indessen eine sehr außerordentliche Begebenheit. Das halb zerstörte Schloß Friedewald, dem Landgrafen von Hessen-

Cassel gehörig, und nahe am Sollinger-Wald gelegen, war, nicht um die Franzosen abzuhalten, sondern um die Straßen gegen die Räuber des Waldes zu sichern, mit sechzig Hessischen Jägern besetzt worden, die der Lieutenant Steigleder commandirte. Diese Besatzung anzugreifen, die man wahrscheinlich sehr vergrößert hatte, setzte sich der Französische General Stainville in Marsch mit 1000 Mann Carabiniers, und 3000 Mann leichter Cavallerie, wozu noch 4000 Grenadiere stießen, die acht Canonen und zwey Haubitzen bey sich führten. Mit diesen Truppen ging Stainville den 6ten August in der Nacht auf Friedewald los, umringte Schloß und Dorf, und besetzte die umliegenden Berge; sodann geschah der Angriff auf drey Seiten zugleich. Die Jäger thaten einen Ausfall, und trieben die Franzosen zurück, die keinen neuen Versuch zum Sturm machten, sondern sich entfernt hielten, und das Schloß in Brand schießen wollten. Nun fing eine heftige Canonade an, die den ganzen Tag dauerte. Die Jäger vertheidigten sich so lange, bis Rauch und Flammen sie aus ihrer Burg trieben; denn schon waren zwey von ihren Pferden im Dampf erstickt. Die Franzosen wollten von keinem Par-

don hören, und beschlossen alle niederzuhauen, welches jedoch verhindert wurde. Stainville glaubte, diese Jäger wären ein Commando von der Besatzung, und fragte nach den übrigen, da er denn mit Erstaunen hörte, daß sich sechzig Mann in einem elenden Ort einen ganzen Tag gegen 8000 gehalten hatten.

Um die Franzosen auch aus ihrem festen Lager bey Cassel zu vertreiben, schnitt ihnen Ferdinand die Communication mit Frankfurt ab. Der Französische General Rochambeau, der diese deckte, wurde angegriffen, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Flucht geschlagen. Die ansehnlichen Magazine bey Rothenburg fielen dadurch in die Hände der Alliirten. Ein andrer Sieg wurde den 23sten Julius bey Luternberg zwischen Münden und Cassel von ihnen erfochten, wo das Corps des Prinzen Xaver angegriffen und geschlagen wurde. Man nahm 1000 Sächsische Grenadiere nebst 500 Cavalleristen gefangen, und erbeutete funfzehn Canonen. Der Prinz Friedrich von Braunschweig war auch so glücklich die Feinde vom Kratzenberg zu vertreiben, und eine Menge Gefangene zu machen.

Die Franzosen wurden durch diese Unfälle so geschwächt, daß der Prinz Condé der

großen Armee in Hessen eiligst zu Hülfe marschirte. Der Erbprinz setzte sich ihm entgegen, und griff ihn den 1sten September bey Johannisberg an. Das Glück erklärte sich anfangs für die Alliirten, allein die vortheilhafte Stellung der Franzosen, ihre Uebermacht, und eine gefährliche Wunde, die der Erbprinz im Unterleibe empfing, entschieden den Sieg. Ferdinand, der sich in der Nähe befand, kam noch zu rechter Zeit den zurück gebliebenen Truppen zu Hülfe, um eine gänzliche Niederlage abzuwenden. Die Alliirten verlohren an diesem Tage 2400 Mann.

Nun geschah die Vereinigung der Französischen Armeen, die jetzt wieder anfingen angreifend zu agiren. Sie belagerten das Schloß Amöneburg an der Ohm. Die Brücke über diesen Fluß, die als Haupt-Passage durch eine Schanze gedeckt war, wurde von den Alliirten anfangs nur mit 200 Mann vertheidigt. Beide Heere aber schickten immer frische Truppen ab, um dies Gefecht zu unterstützen, das, in seiner Art sonderbar, unter einem überaus heftigen Feuer vierzehn Stunden lang dauerte. Die Franzosen hatten hier dreyßig schwere Canonen aufgepflanzt, und beynahe eben so viel die Alliirten. Die ersten Vertheidiger der

Schanze an diesem Tage waren die Hannoveraner; ihnen folgten die Engländer, sodann die Bergschotten; alle fochten mit ausnehmender Tapferkeit. Immer erschienen neue Regimenter, die Streitenden abzulösen, so daß die Hälfte der Infanterie beider Armeen nach und nach zu dieser Feuer-Runde kamen, wo Canonen und Musketen in ihren schrecklichen Wirkungen wetteiferten. Die Passage mußte forcirt werden, wenn die Franzosen das bedrohete Cassel retten wollten. Die Nacht machte dieser mörderischen Canonade ein Ende, die jedem Theil beynahe 1000 Todte und Verwundete gekostet hatte. Die Hannoveraner allein verlohren dabey 321 Mann.

Dies große Gefecht geschah am 21sten September. Die Alliirten waren im Besitz der Brücke geblieben. Man grub von beiden Seiten die Artillerie in die Erde, um nöthigen Falls das Trauerspiel am folgenden Tage zu erneuern; allein es wurde nicht fortgesetzt. Da man jedoch mehr um Ehre, als um wesentliche Vortheile stritt, und die Franzosen es bey ihrer großen Macht länger aushalten konnten, so gab Ferdinand den streitigen Posten auf, und zog seine Truppen zurück. Den folgenden Tag ergab sich Amöneburg.

Der Winter war in der Nähe. Es wurde zwar am Frieden gearbeitet, allein er war doch nicht gewiß. Ferdinand wünschte daher den Feldzug durch eine auffallende Handlung zu beschließen, und richtete seine Augen auf Cassel. Die Eroberung dieser Stadt, womit die Befreyung des ganzen Landgrafthums von den Feinden verbunden war, mußte ihm die größten Vortheile gewähren. Dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, Bruder des Erbprinzen, der sich schon in sehr jungen Jahren des seinem Hause eignen Heldengeistes würdig gezeigt hatte, wurde diese Belagerung von Cassel aufgetragen. Hier war jetzt der General Diesbach, ein Deutscher, Commandant, an die Stelle des Grafen Broglio, der nach der Ungnade, worin sein Bruder bey Hofe gefallen war, den Dienst gleichfalls verlassen hatte. Schon seit zwey Monaten hatte man die Stadt berennt und beschossen, allein erst am 16ten October öffnete man förmlich die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich lebhaft. Die 6700 Mann starke Besatzung that muthige, aber fruchtlose Ausfälle. Man war hier auf keine lange Belagerung vorbereitet. Alle Bedürfnisse fehlten. Keine Zufuhr war zu hoffen, da Ferdinand alle

alle Wege besetzt und sich so vortheilhaft postirt hatte, daß es den Franzosen unmöglich war, den Belagerten Hülfe zu senden. Es fehlte ihnen in dieser rauhen Jahreszeit an Brennholz; auch wurde ihnen das Brunnenwasser abgeschnitten. Man theilte der Besatzung gleich anfangs Pferdefleisch aus, wovon man einen beträchtlichen Vorrath eingesalzen hatte; auch wurde von Hafer Brot gebacken, so wie von Stärke, von Reiß, und von Kürbissen.

Die Einwohner fühlten diese Hungersnoth am meisten; sie stieg bald zu der Höhe, daß man in der Stadt ein Pfund vom schlechtesten Kuhfleisch mit zwey Gulden bezahlte. Die Metze Rüben galt einen Thaler, und das Maaß Milch einen Gulden. Dieser große Mangel an dem Nothwendigsten zwang die Besatzung, sich den ersten November zu ergeben; sie erhielt einen ehrenvollen Abzug. Diese Belagerung, die von beiden Seiten viel Blut gekostet hatte, war das letzte Todtenopfer, das man hier dem Kriegsgott brachte; denn zwey Tage nachher wurden die Präliminarien unterzeichnet, die dem Kriege zwischen Frankreich und England ein Ende machten.

Ferdinand entließ nun seine Truppen mit einer rührenden Rede, die allen Anwesenden

Thränen auspreßte. Er dankte ihnen für ihr bezeigtes Zutrauen, und für ihren Gehorsam, und schloß mit der Versicherung, daß das Andenken, mit so braven Völkern für sein Vaterland gestritten zu haben, nicht eher als mit dem Ende seiner Tage erlöschen würde. Alles war in Groß-Britannien voll von dem Lobe dieses großen Heerführers. Der Brittische Senat schickte ihm durch den Sprecher des Unterhauses, Mr. Cust, ein sehr ehrenvolles Danksagungs-Schreiben für die ausnehmenden Dienste, die er England geleistet, und setzte ihm dabey eine jährliche Pension von 3000 Pfund Sterling auf Lebenszeit aus. Die Englische Armee, die von 25,000 Mann bis auf 16,000 herunter gekommen war, trat nun ihren Rückmarsch an. Der Zug der Truppen ging nach Holland, wo Englische Transport-Schiffe auf sie warteten.

Das mächtige Frankreich war jetzt von allen kriegführenden Mächten diejenige, die den Frieden am sehnlichsten wünschte, da die Finanzen dieser Monarchie völlig erschöpft, der Handel außerordentlich geschwächt, die Seemacht vernichtet, und fast alle ihre entfernten Besitzungen in Asien und America von den Britten erobert worden waren. Zu diesen mannigfaltigen Staatsübeln kam, daß das

Königreich in allen seinen Provinzen überaus großen Mangel an baarem Gelde hatte, welches in ungeheuern Summen nach Deutschland geschickt worden, oder durch die Caper nach England gekommen war. Ludwig der funfzehnte, die Prinzen von Geblüte, und der vornehmste Adel von Frankreich, schickten ihr Silbergeschirr nach der Münze; allein dies Hülfsmittel war der Größe des Uebels nicht angemessen; dabey war es ein auffallender Beweis von dem über allen Ausdruck herrschenden Mangel. Auch andre patriotische Handlungen schlugen fehl. Die Stände großer Provinzen, und einige ansehnliche Städte rüsteten auf ihre Kosten Kriegsschiffe und Caper aus, allein ohne Erfolg; so bald sie in der See erschienen, wurden sie eine Beute der Engländer. Man wollte mit 6000 flachen Böten eine Landung in England vornehmen, und die Zeit der Ausführung war nahe, als das Geheimniß der Landungsplätze, worauf alles ankam, von einem Irländer, Nahmens Maccalester, dem Englischen Hofe verrathen wurde. Dieser Mensch, der den Franzosen als Spion diente, und in Frankreich wohnte, kam zufällig in Besitz sehr wichtiger Papiere, die er glücklich nach London brachte. Eine Menge dieser

platten Fahrzeuge ging bald nachher an den Französischen Küsten zu Grunde. So verfolgte das Unglück die Franzosen zu Wasser und zu Lande. Voltaire sagt: „Frankreich war durch „seine Verbindung mit Oesterreich in sechs „Jahren mehr an Geld und Menschen er„schöpft worden, als durch alle Kriege gegen „Oesterreich in einem Zeitraum von zwey hun„dert Jahren.„

In dieser schrecklichen Lage fing auch die letzte Hoffnung an zu fehlen, da Frankreichs neuer Bundsgenosse, der König von Spanien, in einem einzigen Jahr von den Engländern außer Stand gesetzt worden war, mit dem Kriege länger fortzufahren. Die Havanna, der Schlüssel zu den Americanischen Provinzen der Spanier, das Bollwerk ihrer Gold- und Silbermärkte, war nebst den großen dort angehäuften Schätzen verlohren gegangen; das reiche Manilla war weggenommen; das von den Spaniern schon halb eroberte Portugal fast gänzlich befreyt; die blühende Stadt Pondichery in Asien war von Grund aus zerstört, so wie die Handels-Etablissements der Franzosen auf den Africanischen Küsten erobert worden, und Canada nebst allen wichtigen Französischen Inseln in America befanden sich

in Brittischen Händen. Der Dreyzack Neptuns schien nun auf Jahrhunderte den Engländern gesichert. Die Flotten aller Völker erschienen im Dunkeln vor ihrer colossalischen Meeresmacht, die als ein auf dem Element des Wassers noch nie gesehenes Meteor glänzte; ein Meteor, das in allen Welttheilen Brittische Tropheen beschien, und Strahlen bis zu beiden Polen warf. Alle diese Eroberungen, durch die seltenste Tapferkeit, durch Ströme von Blut, und durch eine zahlreiche Generationen drückende National-Schuld erkauft, wurden, Canada ausgenommen, den Feinden in einem Frieden wieder zurück gegeben, der so sonderbar, so außerordentlich, als der Krieg selbst war.

Friedrich wurde durch diesen Frieden, dessen Urheber Lord Bute war, seinen Feinden überlassen; und als wenn man dem von ganz Europa bewunderten Helden geflissentlich Hindernisse in den Weg legen wollte, so wurde im Tractat ausdrücklich fest gesetzt, daß Hannover, Hessen, Braunschweig, und andre Provinzen der Alliirten, von den Franzosen geräumt und zurück gegeben werden sollten; in Ansehung der Preußischen Provinzen in Französischen Händen aber, Cleve,

Geldern, und andrer in Westphalen gelegenen, hieß es bloß, daß sie geräumt werden sollten. Der zwischen England und Preußen geschlossene Tractat, dessen vierter Artikel ausdrücklich besagte, daß kein Theil weder einen Separat-Frieden, noch einen Waffen-Stillstand ohne des andern Beystimmung machen solle, kam bey den neuen Brittischen Ministern in gar keine Betrachtung. Das Königliche und National-Interesse, die National-Ehre, und die Gesinnungen des Volks, wurden dabey gänzlich aus den Augen gesetzt; daher auch der Tag der Friedens-Proclamation in ganz Groß-Britannien ein Trauertag war.

Der Preußische Gesandte in London protestirte förmlich gegen diesen tractatwidrigen treulosen Frieden, in so weit er seinen Herrn betraf; allein vergebens. Er wurde den 10ten Februar 1763 ratificirt. Dies Verfahren machte auf Friedrich den tiefsten Eindruck, und erzeugte bey ihm eine Abneigung, nicht gegen den schuldigen Hof, sondern gegen die unschuldige ihn anbetende Englische Nation, die nie einstimmiger als zu seiner Rettung gewesen war, und alle seine Siege mit ausschweifenden Freudens-Bezeigungen gefeyert hatte. Nie wurde ein ausländischer Fürst von den

Britten so vergöttert, als Friedrich. Die größten Redner des Parlaments von allen Factionen wurden nicht müde, ihn bis zum Himmel zu erheben; die Englischen Dichter besangen seine Triumphe; und der Pöbel verbrannte die Bildnisse seiner gekrönten Feinde auf den öffentlichen Plätzen. Diese National-Stimmung eines freyen und sehr cultivirten Volks, die so viel auf der Wagschale des Ehrgeitzes wiegen sollte, konnte jedoch die politischen Sünden des Cabinets zu St. James nicht in Friedrichs Gemüthe aussöhnen. Die ganze Brittische Nation, die er nie recht kannte, mußte es entgelten. Ihr edler Enthusiasmus für ihn, und ihre so bereitwillig für eine fremde Sache gegebenen Subsidien wurden sehr geschwind vergessen. An die Stelle der Dankbarkeit trat eine Abneigung, die Friedrich auf mannigfaltige Art äußerte, und die auch nicht eher als mit seinem Leben erlosch.

Der König von Preußen benutzte mittlerweile den geschlossenen Waffen-Stillstand, der sich aber nur auf Sachsen und Schlesien, und überhaupt bloß auf die Preußischen und Oesterreichischen Provinzen erstreckte, um ein Corps von 10,000 Mann ins Reich zu schicken.

Er wollte die feindlichen Reichsstände mit Gewalt zur Neutralität bringen. Der Husaren-General Kleist erhielt den Auftrag, den er auch mit so viel Geschwindigkeit, als Klugheit ausführte. Er erschien in Franken, das fast ganz wider Friedrich verbündet war. Bamberg und andre wichtige Städte wurden eingenommen. In ersterer Stadt wurde die Contribution auf eine Million Thaler fest gesetzt, und nun ging der Marsch auf Nürnberg, das Deutsche Venedig, zu. Diese Deutsche Reichsstadt stellt ein sonderbares Bild dar; der Sprache und den Sitten nach Germanisch, allein der Staatsverfassung, der Gesetzgebung, und dem politischen Eigendünkel nach, ganz Venetianisch: die Regierung von gewissen Familien ausschließungsweise verwaltet; geringe Freyheit des Bürgers; Seltenheit weiser Gesetze zur Beförderung der Indüstrie, und hohe Begriffe von ihrer Wichtigkeit.

Der Magistrat dieser Reichsstadt ließ dem Preußischen General die Thore öffnen, nachdem sie ihm eine Capitulation im barbarischen Reichs-Styl heraus gesandt, und die Abgeordneten ihre Freyheit in Saecularibus et Ecclesiasticis, in Civilibus et Militaribus umständlich erörtert hatten. Diese Sprache

war für den Husaren-General neu; er versprach auf alles zu antworten, so bald er in der Stadt seyn würde. Die Antwort blieb auch nicht lange aus. Sie war aber in einem andern Styl; eine starke Brandschatzung von 1,500,000 Reichsthaler, und die Ausräumung des Zeughauses. Kleist ließ seine Husaren während dieser Operation nicht unthätig; sie schwärmten allenthalben herum, erpreßten Contributionen, und verbreiteten Schrecken bis an die Ufer der Donau. Hier befreyeten sie die sämmtlichen Geisel, die von den Reichs-Truppen in dem Lauf des Kriegs aus den Preußischen Ländern fortgeschleppt waren. Man kannte die Preußen in den südlichen Reichsländern bis jetzt nur durchs Gerücht. Hinter den Mauern der Städte verlachte man gewöhnlich kleine Trupps von leichter Reiterey. Jetzt aber kamen Husaren dieses Volks, stiegen von ihren Pferden, und bestürmten die Städte. So wurde die freye Reichsstadt Windsheim eingenommen; und die freye Reichsstadt Rotenburg an der Tauber öffnete ihre Thore fünf und zwanzig Preußischen Husaren, die auch mit einem Sturm gedrohet hatten. Die bewaffneten Bürger kamen von den Wällen herunter, und bezahlten 100,000

Reichsthaler Brandschatzung. Alle Reichsfürsten in Süd-Deutschland geriethen in Schrecken, und der Herzog von Wirtemberg, der so viel zu verantworten hatte, war auf dem Punct in Elsaß seine Rettung zu suchen.

Die Husaren, die auf allen Seiten feindliche, sehr schlecht besetzte Provinzen vor sich sahen, streiften immer vorwärts, und kamen bis eine Meile von Regensburg. Die Amphictyonen des Deutschen Reichs geriethen in Bestürzung; diejenigen besonders, die den ganzen Krieg durch wider den König von Preußen auf dem Reichstag gestimmt hatten, befürchteten seine Rache. Viele machten Anstalten sich zu retten; die Donau-Schiffe wurden mit Kostbarkeiten beladen, und der Reichstag schien zu Ende zu seyn. In dieser Verlegenheit, da Selbsterhaltung das große Motto war, wurden alle politische Grundsätze und Entwürfe, kurz alle andre Betrachtungen aus den Augen gesetzt. Der von der Majorität so sehr angefeindete, und seit sieben Jahren mit der größten Erbitterung verfolgte Preußische Gesandte Plotho wurde nun förmlich um Schutz ersucht. Man flehete bey ihm um Sicherheit für eine Reichs-Versammlung, die so unermüdet beschäfftigt gewesen war, den Un-

tergang seines Monarchen zu bewirken. Der Magistrat zu Regensburg schickte eine feyerliche Deputation an ihn, und flehete um die Gnade des Königs. Plotho, mit großer Vollmacht versehn, ertheilte den erbetenen Schutz, und die Preußischen Husaren ließen sich nicht mehr in der Nähe von Regensburg blicken.

Die Oesterreichischen Truppen hatten dieser ganzen Expedition gelassen zugesehn, da sie sich durch den Waffen-Stillstand gebunden glaubten. Endlich aber langten Befehle aus Wien an. Ein starkes Corps Oesterreicher kam aus Böhmen mit forcirten Märschen, und vereinigte sich mit den Reichs-Truppen unter dem Prinzen von Stolberg. Diese Armee rückte nun in Franken ein; auch der Prinz Xaver näherte sich mit einem ansehnlichen Corps Sachsen von der Seite von Wirzburg. Kleist, zu schwach sich mit einem ganzen Heer in ein Treffen einzulassen, zog sich zurück, und kam mit vielen Geiseln, großen Geldsummen und zwölf neu gegossenen Nürnberger Canonen glücklich nach Sachsen zurück.

Die Reichsstände, die mit Erstaunen wahrgenommen, daß die Franzosen in Bereitschaft standen über den Rhein zurück zu gehen, und welch ein entscheidendes Uebergewicht

Preußen jetzt über Oesterreich errungen hatte, zeigten nun thätig ihre Abneigung den Krieg fortzusetzen. Bayern gab von dieser Neutralitäts-Gesinnung den stärksten Beweis. Die Churfürstlichen Truppen besetzten die Pässe an der Donau, und verweigerten den Oesterreichern den Durchzug; auch waren die Bayern und Pfälzer die ersten, die sich von der Reichs-Armee absonderten, und ohne auf die Widersetzung der Reichs-Generalität zu achten, in der Mitte des Januars ihren Rückmarsch nach Hause antraten. Der Churfürst von Bayern bat nun förmlich um Frieden, ihm folgte der Churfürst von Mainz; ein gleiches thaten die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. Mecklenburg hatte schon im December einen Separat-Frieden mit Preußen geschlossen, und 120,000 Reichsthaler Contributions-Reste bezahlt, die der König von Dännemark vorschoß.

Friedrich dachte nun mit freyern Händen den künftigen Feldzug entscheidend zu machen. Hiezu wurden alle Maaßregeln genommen, und jede Hülfsquelle benutzt. Unter diesen wurde das bereits ganz entnervte Leipzig nicht vergessen. Der König forderte abermahls von der Stadt 400,000 Ducaten. Man wandte

sich wieder an den alten Vermittler Gotzkowsky, und bat dringend um seinen Beystand, den die Einwohner jedoch kaum mehr erwarten konnten; denn die Empfindungen des Danks erkalteten bey ihnen nach und nach, da die Gefahr vorüber war, und zur Zahlung der Schuld Anstalten gemacht werden mußten. Der edle Mann und seine Vermittlung wurden nun in Leipzig verwünscht. Es hieß: die Einkerkerungen und alle andre Greuel würden doch ein Ende genommen haben, wenn man ausgehalten hätte; nur der Vermittler habe das Unglück der Einwohner aufs höchste gebracht, und sie zu Bettlern gemacht. Diese Aeußerungen, verbunden mit unfreundlichen Handlungen, waren so allgemein, daß Gotzkowsky, der sich damahls in Hamburg befand, es abschlug sich von neuem einem so undankbaren Geschäfft zu unterziehn; da man überdem die Zahlungen nicht zu rechter Zeit geleistet, er aber die seinigen an die Königlichen Cassen hatte machen müssen. Der Leipziger Magistrat aber ließ nicht nach mit Bitten, die der Syndicus Koch durch Stafetten übersandte, bis er alles vergangene großmüthig vergaß, und nach Leipzig eilte. Auf seine Vorstellungen verminderte der König die neue Forderung

bis auf 100,000 Stück Ducaten in Golde, und 700,000 Reichsthaler gangbarer Silbermünze, wofür Gotzkowsky wie gewöhnlich seine eignen Wechsel gab.

Außer dieser Stadt-Contribution aber war der Leipziger Kreis noch über zwey Millionen Reichsthaler baar Geld, und einige tausend Wispel Getreide, zu liefern schuldig. Beides überstieg die Kräfte des Kreises. Man drohte mit Plünderung, und fing auch in einigen Dörfern wirklich damit an. Es war an einem Sonntag, als der Lärm ausbrach. Alles Landvolk stürzte nach der Stadt. Das Wehklagen war erbärmlich, und ertönte bald in allen Häusern und Gassen. Gotzkowsky schlug sich auch hier ins Mittel, zog Erkundigung ein von dem Möglichen und Unmöglichen, und nun begab er sich zum König, der damahls sein Winter-Quartier in Leipzig hatte. In wenig Stunden war die Sache berichtigt. Es wurden nur 400,000 Reichsthaler an Geld, und tausend Wispel Getreide geliefert, wofür Gotzkowsky Bürge war. Die Sächsischen Bergstädte befanden sich in eben der Noth wegen großer Reste; auch diese flehten um den kräftigen Beystand des Berliner Kaufmanns, der sich auch gleich willig bezeigte,

und ihre Schuldenlast auf sich nahm, und nun hatten alle militairische Executionen ein Ende *).

Mit der vorgedachten glänzenden Operation der Preußen im Reich wurde der Krieg beschlossen, dessen Ende Maria Theresia nun auch ernstlich wünschte. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, war schon nach dem Abgang von Rußland und Schweden gänzlich verschwunden, und der Krieg wurde seitdem nur Ehren halber fortgesetzt. Man machte jedoch Oesterreichischer Seits einen Entwurf, die Länder des Königs von Preußen, die die Franzosen bisher inne hatten, in Besitz zu nehmen; und die Franzosen, die durch die offenbare Treulosigkeit der Englischen Minister, laut den Worten des Friedens, zu keiner Rückgabe der Preußischen Provinzen, sondern zu einer bloßen

*) Dieser in so vieler Rücksicht verehrungswürdige Kaufmann Gotzkowsky, wurde durch die großen im Jahr 1764 in Holland ausgebrochenen Banquerotte zu Grunde gerichtet. Eine nicht geringe Anzahl Wittwen und andere hülfsbedürftige Personen, die bestimmte Jahrgelder von einem unbekannten Wohlthäter genossen, erfuhren erst jetzt, da diese Hülfe aufhörte, den Nahmen des großmüthigen Mannes. Er starb in Berlin im Jahr 1775, zwar nicht dürftig, aber doch arm.

Räumung verbunden waren, zeigten sich auch nicht abgeneigt, sie den Oesterreichern zu überliefern. Der Abzug wurde daher so lange verzögert, bis sich bey Rüremonde ein Corps von Theresiens Truppen versammelt hatte. Friedrich aber, dem es jetzt nicht an Soldaten fehlte, der die bey der alliirten Armee gestandenen leichten Truppen in Sold genommen hatte, und der überdem die nunmehr unbeschäfftigten Hessen und Braunschweiger auch zu seinem Dienst bereit fand, machte wirksame Gegenanstalten, und schickte ein Corps Truppen nach Westphalen. Hiedurch wurde der Entwurf vereitelt, da die Franzosen denselben nicht durch ihre Waffen unterstützen wollten. Die Preußen nahmen daher schon im December 1762 von allen diesen Oertern Besitz.

Der König machte jetzt den Entwurf, den Feldzug mit 200,000 Mann zu eröffnen, die in Sachsen, in Schlesien, und am Rhein zugleich agiren sollten; 25,000 Mann aber waren bestimmt, bey den noch gegen ihn bewaffneten Reichsständen durch gewaltsame Mittel die Liebe zum Frieden zu erwecken. Ein Feldzug im Reich hatte für die Preußen etwas sehr anziehendes, so wohl wegen der leich-

ten

ten Eroberungen, als des zu erwartenden Ueberflusses und der Beute. Die Recruten strömten haufenweise herzu, und die Remonte-Pferde wurden mit großer Geschwindigkeit aus Dännemark, Rußland, und Pohlen herbey geschafft.

Die Lust den Krieg fortzusetzen wurde nun aber in Wien immer schwächer. Friedrich, der jetzt alle seine Staaten, selbst seine so lange entbehrten Provinzen, das Königreich Preußen und die Westphälischen Länder, wieder besaß, schien ohne Bundsgenossen und ohne Subsidien, nach sieben schrecklichen Feldzügen, so furchtbar und mächtig als jemahls. Man erwartete, ihn mit seinen von allen Seiten zusammen gezogenen Heeren schon wieder in Böhmen zu sehen. Dagegen befand sich Theresia mit ihren Armeen nun ganz allein, ohne Alliirten, auf dem Kampfplatze. Sie konnte auf die Reichsstände gar nicht mehr rechnen; denn selbst ihre eifrigsten Anhänger, des Kriegs herzlich müde, und durch die Preußische Reichs-Invasion geschreckt, riefen alle nach und nach ihre Truppen zurück. Der Geldmangel war zwar in Oesterreich nicht so wie in Frankreich allgemein; allein die Finanzen des Staats waren äußerst zerrüttet; die Schatzkammer, die

selbst im Anfang des Kriegs nicht gefüllt gewesen war, befand sich troß allen Anleihen, Auflagen und politischen Hülfsquellen leer, und die Bedürfnisse wurden immer dringender. Bey Friedrich hingegen zeigte sich keine Spur des Mangels; an Anleihen ausländischer oder einheimischer Capitalien wurde bey ihm nie gedacht, und was wirklich erstaunenswürdig war, so wurden seine Unterthanen mit keiner Kriegssteuer, noch überhaupt mit einer neuen Auflage beschwert.

Deutschland hatte jedoch im Lauf dieses Kriegs außerordentlich gelitten. Ganze Kreise waren verheert worden, und in allen übrigen war Handel und Gewerbe im Stocken, und dieses ungeachtet der Geldströme aus Frankreich, England, Rußland und Schweden, die theils von den Armeen selbst, theils durch die Subsidien, nach Deutschland gebracht wurden. Man hat diese Gelder über fünf hundert Millionen Reichsthaler berechnet, die nach und nach theils in die Schaßkammern der Fürsten flossen, und hier verschlossen wurden, theils auch durch den steigenden Luxus unvermerkt ihren Rückfluß zu den großen commercirenden Nationen nahmen, ohne die Deutschen zu bereichern.

Ganz Hinter-Pommern und ein Theil von Brandenburg waren Einöden. Andre Länder befanden sich in einem nicht viel bessern Zustande; es fehlte entweder gänzlich an Menschen, oder doch an Männern. In vielen Provinzen gingen die Weiber hinterm Pflug, und auch die übrigen schweren Landarbeiten wurden von Mädchen gethan. In andern Provinzen aber fehlten auch diese. Man sahe große Strecken fruchtbares Land, wo die Spuren des vormahligen Ackerbaues nicht mehr merkbar waren. Die Americanischen Wüsteneyen des Ohio und des Oronoko zeigten jetzt ihr schreckliches Bild in den sonst so cultivirten Feldern Germaniens an der Oder und Weser. Ein Officier schrieb, daß er sieben Dörfer in Hessen durchritten, und darin nur einen einzigen Menschen gefunden habe. Dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte.

Diesem so ausgebreiteten Jammer machte der 15te Februar ein Ende. An diesem Tage wurde der Friede auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen geschlossen, nachdem einige Tage zuvor der Reichstag in Regensburg sich förmlich neutral erklärt hatte. Nur ein Paar Wochen waren zu diesem so wichtigen Friedens-Geschäfft erforderlich, weil man es jetzt ernstlich

meinte, und daher die zweckmäßigsten Maaßregeln ergriff, es abzukürzen. Die Friedensräthe waren keine Staats-Minister und außerordentliche Bothschafter, die sich gewöhnlich mehr durch Gepränge, Gastmähler und Ceremonien als durch Arbeit auszeichnen, sondern drey wegen ihrer Klugheit und Thätigkeit bekannte Männer, die mehr mit Verdiensten als mit Titeln prangten. Es war der Oesterreichische Hofrath Kollenbach, der Preußische Legations-Rath Hertzberg, jetziger Staats-Minister, und der Sächsische geheime Rath Fritsch. Diese, mit großer Vollmacht versehn, entwarfen die Friedens-Artikel, deren Inhalt vorzüglich die Räumung der im Kriege eroberten oder besetzten Länder und Oerter betraf; wobey von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht gethan wurde. Dies war die von Friedrich vorgeschlagene Grundlage der Unterhandlung. Der Wiener Hof machte zwar Versuche Glatz zu behalten, und erbot sich dafür Ländereyen und Geld zu geben; Friedrich aber wollte diesen wichtigen Ort für keinen Preis verlieren. Die Oesterreicher bequemten sich daher zur Zurückgabe desselben, wobey sie nichts von den neuen Festungswerken einrissen, sondern alles ließen, wie es war,

und dies mit der großmüthigen Erklärung, die Kollenbach that, daß sein Hof sich kein Verdienst daraus zu machen gedächte. Der König befahl dagegen, da die Räumung des Orts wegen mangelnder Pferde am bestimmten Tage nicht wohl geschehn konnte, die Oesterreicher nicht zu übereilen. Sie übergaben den Preußen alle zur Festung gehörige Canonen und Mörser, nebst 2641 Centner Pulver, dabey ließen sie von ihrer eignen Munition 9219 Bomben und Grenaden, wie auch 52,803 Canonen-Kugeln zurück, um den kostbaren Transport zu ersparen; ein freywilliges Geschenk von einer sehr sonderbaren Art, da die künftige Bestimmung dieser an den Gränzen von Böhmen aufbehaltenen Mord-Instrumente wohl nicht zweifelhaft war.

Sachsen wurde nun von den Preußen geräumt, nachdem sie noch zuvor mehr als jemahls beschäfftigt gewesen waren, die rückständigen Contributionen einzutreiben. Noch nie hatte man deshalb so harte Maaßregeln ergriffen. Die Sächsischen Einwohner, in Rücksicht des nahen Friedens, wollten sich mit ferneren Lieferungen und Zahlungen nicht übereilen. Nun wurden reiche Leute in Verhaft genommen, Jünglinge aus wohlhabenden Familien mit dem Soldatenstande, und ganze

Städte mit der Plünderung bedroht. Durch diese gewaltsamen Mittel, die selbst die gutmüthigsten Befehlshaber durch Königliche Befehle gedrängt befolgen mußten *), wurde der Zweck zum Theil erreicht, und große Summen, die man nie zu zahlen gedachte, zusammen gebracht. Diese Preußischen Civil-Operationen in Sachsen wurden endlich noch mit einer sonderbaren beschlossen. Friedrich, um in seinen Staaten den großen Verlust an Menschen zu ersetzen, befahl die Soldaten zum Heirathen zu nöthigen. Die gute Bildung des weiblichen Geschlechts in Sachsen lud ohnehin zum Ehestande ein. Die Befehlshaber, deren Interesse ein großer Troß Weiber zuwider war, und die überdem Unordnung befürchteten, waren daher mit ihrer Aufmunterung nur sehr sparsam, bis der König von den Regimentern die Listen der Neuverheiratheten verlangte. Nun gaben die Be-

*) Der General, Graf Lottum, commandirte im Zwickauer Kreise, woselbst der Verfasser im Quartier stand. Härte gehörte nicht zu dem Character dieses edeldenkenden Befehlshabers; er bat, rieth freundschaftlich, stellte die Folgen vor; allein umsonst. Das Geld, so sehr man auch den Mann ehrte, war nicht durch bloßes Zureden heraus zu bringen. Nur erst, da auf die bestimmten Befehle des Königs zornige Worte folgten, schritt Lottum zu Zwangsmitteln.

fehlshaber den Soldaten das Signal zum Ehestande, und schaarenweise eilten diese zum Altar. Eine große Menge Weiber zogen mit den Preußen aus dem Lande fort, und fast eben so viel Mädchen folgten ihnen nach. Sie trugen das ihrige bey, die verheerten Provinzen wieder zu bevölkern.

Die Preußen hatten in diesem Kriege, ohne die zahlreichen Treffen und großen Gefechte zu rechnen, in sechzehn Schlachten gefochten. Es wurden von ihnen und ihren Feinden zwanzig Belagerungen unternommen. Die Kriegskosten Friedrichs betrugen 125 Millionen Reichsthaler, die er aus den gewöhnlichen Einkünften seiner Staaten, aus Sachsen, aus Mecklenburg und andern feindlichen Ländern, und aus England zog. Theresiens Kriegskosten hingegen überstiegen alle Einkünfte ihrer großen Monarchie so sehr, daß der Staat mit hundert Millionen Reichsthaler neuer Schulden belastet wurde. Am meisten aber hatte Frankreich verlohren. Dieser Krieg kostete der Nation 677 Millionen Livres, und dies zu einer Zeit, wo die jährlichen Staats-Einkünfte nur 307 Millionen betrugen, so daß also der ganze Ertrag dieses großen Königreichs von mehr als zwey Jahren, einem für fremdes Interesse geführten Kriege aufgeopfert worden war.

Die Monarchen Europens befanden sich also nach sieben blutigen Jahren in Ansehung ihrer Eroberungs-Entwürfe auf eben dem Punct, wo sie ausgegangen waren, nachdem man in allen Welttheilen gefochten, nachdem das Blut vieler hundert tausend Menschen geflossen hatte, und Millionen Familien elend geworden waren; ein Zustand, der auf mannigfaltige Art auf die folgenden Generationen übertragen wurde. Dieser Krieg hatte Sachsen allein an Geld und Producten aller Art siebzig Millionen Reichsthaler gekostet, und Europa hatte dabey über eine Million Menschen verlohren. Alle Staaten, die an dem Kriege Theil nahmen, der Preußische allein ausgenommen, hatten ihre durch Auflagen ohnehin hart gedrückten Länder mit ungeheuern Schulden belastet, die man noch bey den künftigen Menschen-Geschlechtern hart fühlen wird, wenn die Thränen der Enkel längst abgetrocknet, und die Nahmen der so rühmlich gekämpften Helden vergessen seyn werden. Das Ziel der Feinde Friedrichs war nicht verrückt, sondern gänzlich verfehlt. Der Held, dessen Untergang in den Augen aller Sterblichen unvermeidlich schien, der selbst mitten unter seinen Triumphen an seiner Rettung zweifelte, machte jetzt Friede, ohne

von allen seinen Staaten ein Dorf zu verlieren.

Nun fing die große Cultur-Epoche der Deutschen an; ein National-Glück, das durch den Willen des Schicksals von jeher bey den berühmtesten Völkern unter den schrecklichsten Kriegen erzeugt wurde. Die goldnen der spätesten Nachwelt heiligen Zeitalter der Wissenschaften und Künste, unter Alexander, unter August, unter den Medici's und unter Ludwig dem vierzehnten waren es, wo auch der Ruhm der kriegerischen Thaten der Griechen, der Römer, der republicanischen Italiäner, und der Franzosen, den höchsten Gipfel erreichte. Bey allen diesen Völkern sangen die Musen, und forschten die Weisen unter dem fürchterlichsten Getöse der Waffen. Dies war auch in Friedrichs Zeitalter das erhabene Loos der mit ihrer schweren Sprache ringenden, und gegen zahllose Vorurtheile andrer Nationen kämpfenden Deutschen. Während daß Europa ihre Thaten auf den Schlachtfeldern anstaunte, pflanzten sie unvergängliche Tropheen im Reiche des Wissens, und nahmen als ein hoch ausgebildetes Volk in Minervens Tempel die Ehrenstelle ein, die seit Jahrtausenden nur sehr wenig Nationen zu Theil wurde.

Der durch den beständigen Anblick außerordentlicher Kriegs-Scenen erhöhete Geist der Deutschen nahm jetzt eine andre Richtung, und umspannte das unermeßliche Feld der menschlichen Forschungen. Die Musen, gleich nach ihrer beglückenden Erscheinung auf Deutschlands Fluren durch das Kriegsgetümmel geschreckt, kehrten nun in ihre jetzt ruhigen Wohnsitze zurück, und bemühten sich, das bisher rauhe Leben der Krieger und der Kriegsgenossen durch ihre Töne sanfter zu stimmen. Alles dies geschah jetzt mit dem glücklichsten Erfolg in Germanien. So wie es auch der glänzendste Zeitpunct des alten Roms war, da Künste und Wissenschaften zugleich mit den Legionen triumphirten, und August den Janus-Tempel schloß.

So endigte sich dieser siebenjährige Krieg; eine der denkwürdigsten Weltbegebenheiten, die in den Jahrbüchern irgend eines Reichs verewigt sind; den erstaunenswürdigsten der Vorwelt gleich; ein Krieg, der reich an außerordentlichen mannigfaltigen Scenen die Erwartungen aller Menschen täuschte, und für die Feldherren, Staatsmänner, und Philosophen, jedes Volks und jedes Zeitalters, lehrreich seyn wird.

## Verzeichniß

der bey dieser Geschichte als Materialien gebrauchten und zu Rathe gezogenen Bücher, nebst einigen Bemerkungen über den Werth derselben als historische Quellen betrachtet.

Beyträge zur Staats- und Kriegsgeschichte. 19 Bände. Danzig 1764.

Dies Werk enthält eine Sammlung aller in diesem Kriege erschienenen Staatsschriften, Memoires, Manifeste, Circular-Schreiben, Klagen und Bittschriften ganzer Stände, Decrete und Urkunden aller Art; desgleichen eine Anzahl Briefe von Königen, Fürsten, Ministern und Feldherren; ferner die officiellen Berichte der Kriegs-Befehlshaber jeder Partey nach wichtigen Vorfällen, und überdem umständliche Tagebücher von den Operationen aller Heere. Es ist folglich ein sehr reichhaltiges Magazin, so wohl für den Geschichtfor-

scher, als für diejenigen, die detaillirte Nachrichten von manchen Ereignissen wünschen. Die Tagebücher, worin die Bewegungen der Armeen und Corps umständlich angezeigt werden, sind jedoch alle sehr einseitig, und höchst fehlerhaft, folglich für den genauen Geschichtschreiber dieser Art Thatsachen völlig unbrauchbar.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, von G. F. von Tempelhof, K. Pr. Oberst beym Feld-Artillerie-Corps. 4 Theile. Berlin 1789.

Dies in seiner Art einzige Werk, das bis jetzt (März 1791) noch nicht weiter als bis zu Ende des Feldzugs von 1760 geht, ist mit tiefer Sachkenntniß, obgleich mit etwas zu viel Preußischem Patriotismus geschrieben, und voll der scharfsinnigsten Bemerkungen. Die Entwürfe der Heerführer, so wie die Weisheit oder Unweisheit ihrer Maaßregeln nebst deren Folgen, sind darin umständlich und anschaulich entwickelt worden. Man findet auch darin ausführliche Berechnungen von den mannigfaltigen ungeheuern Kriegsbedürfnissen

bey Belagerungen und andern Unternehmungen im Felde, die — — sollte man es glauben? noch nie in irgend einer Sprache gedruckt worden sind. Ihre Richtigkeit kann nicht bezweifelt werden, da sie von einem großen Mathematiker sind, der, gewohnt alles dem Calcul zu unterwerfen, sich keine Verrechnungen bey wichtigen Gegenständen erlaubt, und von einem vornehmen Officier, dem die Kriegs-Archive nicht verschlossen waren. Ueberhaupt gewährt diese vortreffliche Geschichte einer so merkwürdigen Epoche, tactisch beschrieben, nicht allein für die lebenden Krieger jedes Ranges, sondern für die ganze militairische Nachwelt den angenehmsten und lehrreichsten Unterricht.

Beyträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763 mit Plans und Charten, von J. G. Tielke, Churfürstl. Sächs. Artillerie-Hauptmann. 5 Stücke. Freyberg 1781.

In diesem Werk findet man, außer den militairischen Abhandlungen, große Bruchstücke aus der Geschichte des siebenjährigen Kriegs,

als: Nachrichten von der Schlacht bey Zorndorf, von dem Treffen bey Maxen, und von dem berühmten Feldzug des Prinzen von Wirtemberg in Pommern, desgleichen die Tagebücher der Belagerungen von Cüstrin, von Colberg und von Schweidnitz. Tielke befand sich theils bey den Russischen, theils bey den Oesterreichischen Armeen, und war ein Augenzeuge der hier mit großer Sachkenntniß erzählten Begebenheiten. Man findet auch hier große Fragmente aus den eignen Tagebüchern vornehmer Kriegs-Befehlshaber, als: von Fermor, Tottleben, Guasco, Le Febre, Gribauval u. s. w.

Geständnisse eines Oestreichischen Veterans, oder das Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen in politisch-militärischer Hinsicht. 3 Theile. Breslau 1789.

Da die Oesterreicher ihre ruhmvollen Kriegsthaten nicht aufzeichneten, oder sie doch so unvollkommen beschrieben, daß ihre Nachrichten für den entfernten mit dem Locale unbekannten Geschichtschreiber ganz unbrauchbar waren, so wird das Interesse und die Nutz-

barkeit dieses mit vieler Sachkenntniß geschriebenen Werks eines vormahls Oesterreichischen Officiers, dadurch nicht wenig erhöht. Es enthält keine eigentliche Geschichtserzählung, wohl aber viele zweckmäßige Nachrichten und Bemerkungen über die Oesterreichischen Armeen, über ihre Operationen und ihre Heerführer; Nachrichten, mit Scharfsinn und großer Unparteylichkeit niedergeschrieben, die zuvor nie bekannt waren, und manchen Vorfall in einem neuen Lichte zeigen. Der Verfasser, Nahmens Conjazo, ein Ungarischer Edelmann, war ein angesehener Officier im siebenjährigen Kriege, war bey den vornehmsten Vorfällen jener Zeit gegenwärtig, und lebt jetzt im Preußischen Schlesien. Ich *) muß gestehn, daß er, und nur er allein, durch seine critische Aufstellung Oesterreichischer Thaten, mir Gelegenheit verschafft hat, würdigen Männern der feindlichen Heere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ohne sein Werk hätte mein guter Wille nichts gefruchtet; denn

*) Hier muß ich mich des Worts Ich bedienen, um nicht den Verfasser der Kriegsgeschichte mit den Verfassern der verschiedenen Bücher zu verwechseln, von denen hier die Rede ist. Im Text des gegenwärtigen Werks wird man dieses für einen Geschichtschreiber etwas unanständige Wort nicht finden.

vergebens war meine so wie Tempelhofs öffentliche Aufforderungen in Zeitungen und Journalen, um Beyträge auch von dorther zu erhalten. Sie kamen haufenweise aus allen Provinzen Deutschlands, aber, ein Paket aus Prag von einem berühmten Mann ausgenommen, das ich erhielt, keine einzige aus den Oesterreichischen Staaten.

## Briefwechsel des Marquis von Mont-Alembert in den Feldzügen von 1757 bis 1761. 3 Theile. Breslau 1780.

Die Bekanntmachung dieser geheimen sehr merkwürdigen Briefe geschah durch die Treulosigkeit eines Bedienten, der mit den Manuscripten des Marquis davon lief, und sie verkaufte. Dieser Officier, ein Mann von großem Geist und vielen Kenntnissen, hielt sich als Abgeordneter des Französischen Hofes erst bey der Schwedischen, hernach aber bey der Russischen Armee auf, und hatte auf die Operationen dieser Kriegsheere großen Einfluß. Die Briefe, gerichtet an den Minister Herzog v. Choiseul, an den Grafen v. Choiseul, Gesandten in Wien, an den Marquis v. Havrincourt, Gesandten in Stockholm, und an die

Fran-

Französischen Heerführer, enthalten genaue Berichte von dem Zustande dieser Hülfstruppen, von dem Character der commandirenden Generale, und von deren Entwürfen, die Mont-Alembert oft bey wichtigen Gelegenheiten ganz nach seinem Willen lenkte. Die zu den Briefen gehörigen Antworten enthalten Instructionen und Anfragen, worauf Erläuterungen folgen. Der Französische Hof benutzte die Thätigkeit dieses einsichtsvollen Mannes nach Möglichkeit, der auch dem König von Preußen unsäglichen Schaden that. Da er im Winter den verbündeten Armeen nicht nützen konnte, so mußte er nach Stockholm und Petersburg reisen, um dort an den Operations-Planen der künftigen Feldzüge mitzuarbeiten. Für alle diese wichtigen Dienste blieb er jedoch unbelohnt. Die Briefe sind von großem Werth, da sie Aufschlüsse von vielen sonst unerklärbaren Dingen geben, und die Politik des Hofes von Versailles ins Licht stellen.

Von Schlesien. 2 Theile. Freyburg 1785.

Dies bekannte sehr gut geschriebene Buch giebt eine richtige Idee von der ältern und

neuern Geschichte dieses berühmten Landes, und also auch von dessen Verfassung und Schicksalen während der letztern hier geführten Kriege, wobey besonders von dem siebenjährigen eine von Anecdoten und vielen feinen Bemerkungen begleitete Nachricht gegeben wird.

The General History of the War from 1755, to the peace in 1763; containing it's Rise, Progress, and Event, in Europe, Asia, Africa, and America. By the Rev. John Entick. M. A. and other Gentlemen. 5 Volumes. London 1784.

Der Hauptgegenstand dieses Werks ist die Erzählung der damahligen Unternehmungen der Britten mit ihren Flotten, und die Geschichte der in England während des Kriegs geschehenen Vorfälle, die hier mit Wahrheit und Genauigkeit dargestellt sind. Die Feldzüge in Deutschland, selbst die Operationen der alliirten Armee, haben hier nur eine untergeordnete Stelle. Die Erzählung derselben ist kurz zusammen gefaßt, im Detail nicht gar zu richtig, aber mit freymüthigen zum Theil scharfsinnigen Bemerkungen begleitet.

Abriß der drey Schlesischen Kriege, von Ludwig Müller, Königl. Preuß. Ingenieur-Lieutenant. Berlin 1786.

Dies ist ein sehr gedrängter Auszug der Geschichte aller Preußischen Feldzüge, wobey jedoch nichts wesentliches übergangen ist. Die beygefügten Schlachtplane machen das Buch für Krieger vorzüglich brauchbar.

Militairische Monatsschrift. Berlin 1785.

Bellona. Ein militairisches Journal. Dresden 1781.

Neues militairisches Journal. Hannover 1790.

In diesen periodischen Schriften, obgleich von verschiedenem Gehalt, ist unter vielen andern mehr oder minder wichtigen zum Theil lehrreichen Aufsätzen, eine Menge einzelner Begebenheiten des siebenjährigen Kriegs umständlich erzählt; als: die Operationen und Märsche von Armeen, von Corps und Detachements zur Erreichung eines bestimmten

Zwecks; desgleichen sehr detaillirte Nachrichten von Scharmützeln, Canonaden, Gefechten, Treffen, Schlachten und Belagerungen, oft von respectabeln Männern niedergeschrieben. Dies ist vorzüglich der Fall bey dem letztern dieser drey Werke, das noch fortgesetzt wird. Was aber den Werth dieser Werke als Geschichts-Materialien etwas vermindert, ist die Einseitigkeit der Berichte, die fast alle von Preußischen, Hannöverischen, Hessischen und Braunschweigischen Officieren gemacht sind; sehr wenige sind von Sächsischen Officieren, und noch weniger von den Officieren der Reichsverbundenen Fürsten; von Oesterreichischen Officieren aber findet man hier auch nicht eine einzige Nachricht.

Campagnes de Fréderic II. Roi de Prusse de 1756 à 1762. par M. de W. 1788.

Der Verfasser dieses Buchs, der in Preußischen Diensten als Oberster gestandene und als General verabschiedete Warnery, ist der unzuverlässigste Geschichtschreiber dieses Kriegs. Dies Werk, von welchem man wegen des Standes des Verfassers und seiner andern

brauchbaren Schriften, die ihn als einen Mann von Kenntnissen characterisirten, viel zu erwarten berechtigt war, ist die schlechteste Quelle für den Geschichtforscher; denn, manche gute Bemerkungen abgerechnet, enthält es weit mehr Falschheiten als Wahrheiten, ist voll des größten Eigendünkels, und ungereimter Behauptungen. Auch seine Ueberrumpelung der Bergfestung Stolpe ist eine Rodomontade, und nicht der Anführung werth. Warnery verließ den Preußischen Dienst am Ende des Jahrs 1757, also schon im zweyten Feldzuge, und brachte die andern fünf Kriegsjahre ferne von den streitenden Armeen in gezwungener Unthätigkeit hin. Er war daher bey allen folgenden Kriegs-Scenen nicht gegenwärtig, und konnte sie also nur aus den Berichten anderer beurtheilen; allein auch diese wurden durch seine Leidenschaften, vorzüglich durch seinen tiefgekränkten Ehrgeitz, ganz umgestaltet. Seine vorgeblich posttägliche Correspondenz mit dem General Seydlitz wird von den Freunden dieses Feldherrn durchaus geleugnet. Er hatte zu der Zeit, da ihn alles zur Thätigkeit aufforderte, die Ruhe aus Unzufriedenheit mit dem Könige gewählt, der ihn seiner Meinung nach nicht geschwind genug

zu den höchsten Kriegswürden beförderte, und ihm nicht das Commando ganzer Corps anvertrauen wollte; daher so viele sinnlose von der Rache dictirte Aeußerungen, wodurch er nicht allein die Wahrheit gröblich verfälscht, sondern selbst dem Publicum Hohn spricht. Er wagt es trotz den zahllosen Documenten aller Art zu behaupten, daß der Ursprung des siebenjährigen Kriegs kein andrer gewesen, als weil der General Winterfeld in Potsdam lange Weile gehabt, und daher dem König eine gegen ihn entstandene Verbindung großer Mächte vorgespiegelt habe. Durch dies wahnsinnige Vorgeben erscheint Friedrich als ein sehr schwacher König, den man in einer so überaus wichtigen Sache mit erfundenen Mährchen nach Wohlgefallen täuschen konnte. Warnery behauptet ferner, es von guter Hand zu wissen, daß der König geheime Befehle gegeben habe, die Schwer-Blessirten in den Feld-Hospitälern umkommen zu lassen, um nach ihrer Genesung nicht die Last ihres Unterhalts zu tragen. Diese schändliche Erdichtung ist durch das einstimmige öffentlich abgelegte Zeugniß der berühmten Greise Theden und Baldinger, so wie von andern würdigen Männern, die damahls die Aufsicht

über die Preußischen Feld-Hospitäler hatten, hinreichend widerlegt worden.

Warnery wußte nicht einmahl, daß Friedrich im Winter von 1759 bis 1760, während jener berühmten Campagne im Schnee, sein Winter-Quartier in Freyberg hatte, und nennt dafür Schlettau. Nach ihm bestand des Königs beste Infanterie in der Schlacht bey Torgau, das heißt: an dem Tage, wo er den Kern seiner Truppen bey sich hatte, größtentheils aus Gefangenen und Ueberläufern. Und wo waren denn die Veteranen der Berliner, der Potsdammer und der Magdeburger Garnison? Regimenter, die beständig das erste Treffen der Armee des Königs formirten, und von deren Soldaten bey weitem der größte Theil aus Landeskindern bestand. Es ist bereits im Text der Geschichte bemerkt worden, daß, um die bey Maxen und Landshut gefangenen Regimenter wieder herzustellen, eine Menge Gefangene und Ueberläufer in denselben incorporirt wurde; allein das Preußische Heer, das bey Torgau stritt und siegte, war ganz anders beschaffen. Der Abgang der hier befindlichen Regimenter wurde fast ganz aus den militairischen Cantons der Mark Brandenburg, fer-

ner aus Pommern, Magdeburg und Halberstadt, durch junge Landleute ersetzt, die alle Winter den Regimentern zugeführt wurden. Das Regiment von Forcade, bey dem ich stand, erhielt deren aus seinem Canton jedes Jahr 500, 600, auch mehr. Am Tage der Schlacht bey Torgau zählte das Regiment daher kaum 400 Ausländer, und so ungefähr sah es auch bey den übrigen Regimentern des ersten Treffens aus; der besten Infanterie des Königs, nicht allein in dieser Schlacht, sondern überhaupt. Wie wenig Glauben verdient ein Geschichtschreiber, der, es sey vorsetzlich oder aus Unwissenheit, es wagt, so notorisch bekannte Dinge, die jeder Corporal bey der Armee wußte, falsch zu erzählen? In welchem Grade verächtlich wäre die Preußische Armee gewesen, wenn ihre beste Infanterie aus solchem zusammengerafften Gesindel bestanden hätte? ihre schlechteste hätte daher natürlich noch unter den Rang der Zigeuner geordnet werden müssen. Schwerlich dürfte ein größeres Wunder in der Geschichte aufgezeichnet seyn, als wenn eine so beschaffene Armee noch zwey glorreiche Feldzüge, und zwar gegen sehr kriegerische Truppen und sehr erfahrne Feldherren, hätte thun können. Das

elende tactische Raisonnement dieses Schriftstellers über die Bewegungsgründe dieser Schlacht hat Tempelhoff im vierten Bande seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs in der ganzen Blöße aufgestellt. Zahllos sind die Rodomontaden von seinen großen Thaten und Verdiensten; auch geht er so weit, zu versichern, daß Er die bey Kollin geschlagene Preußische Armee gerettet habe. Seine Eitelkeit verleitet ihn zu erzählen, daß nach einem glücklichen Scharmützel, wobey er Gefangene einbrachte, die ganze Belohnung des Königs in einem Kuß bestanden habe. Friedrich war mit seinen Umarmungen eben nicht freygebig; sie waren die innigsten Dankäußerungen dieses Monarchen gegen seine vornehmsten Feldherren, und schwerlich konnte irgend ein Oberster bey der Armee sich dieses herzlichen Achtungzeichens rühmen, das übrigens jeder edeldenkende Mann nach Würden zu schätzen wußte. Diese wenigen Bemerkungen werden hinreichend seyn, den Grad der Zuverlässigkeit dieses Geschichtschreibers zu beurtheilen, der durch seinen Stand als ein vornehmer Officier so fähig war das Publicum zu täuschen.

## Fragmente über Friedrich den Großen, zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters, von dem Ritter v. Zimmermann. 3 Theile. Leipzig 1790.

Das viele Neue in diesem Werk, das als Thatsache aufgestellt wird, erfordert die größte Behuthsamkeit des Geschichtschreibers dieser Epoche, der alles hier befindliche, das andere Zeitgenossen nicht aufgezeichnet haben, sorgfältig prüfen muß. Das Auffallendste, die Kriegs-Periode betreffend, war die Nachricht, daß die Berliner Münzjuden den Oesterreichischen Armeen in Sachsen für ihr gutes Geld sehr schlechtes Preußisches, und zwar mit Genehmigung des Wiener Hofes, geliefert haben sollen; eine Operation, bey welcher, wie der Herr Ritter versichert, der König Friedrich sechzig pro Cent gewann!! Ohne das Unausführbare hier zu erwähnen, und das nicht minder Unbegreifliche, daß eine so öffentliche Handlung von keinem Preußen, Sachsen oder Oesterreicher, bis jetzt aufgezeichnet worden, und ohne die Frage aufzuwerfen, ob eine solche Menge Geldwagen durch Preußen oder Oesterreicher escortirt, oder ob sie ohne

alle Bedeckung ins feindliche Lager gebracht worden sind? kann höchstens nur so viel wahr seyn, daß die Preußischen Münzjuden mit ihren Münzsorten Verwechslungs-Speculationen gemacht haben, und daß es ihnen damit in einzelnen Posten gelungen seyn mag, aber die Natur der Sache und des Krieges selbst erklären es für ungereimt, daß dergleichen Handel im großen mit Vorwissen beider Höfe und zum Besten des Königs von Preußen getrieben worden seyn könnte.

Nachrichten, die Feldzüge von 1756 bis 1763 betreffend. Dresden 1785.

Die Feldzüge der Preußen wider die Sachsen, Oesterreicher, Franzosen, Reichstruppen, Russen und Schweden. Vom Jahre 1756 bis 1760. 6 Theile.

Sammlung ungedruckter Nachrichten, die die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern. 5 Theile. Dresden 1782.

Diese Werke sind Compilationen, mit großem Fleiß und vielen Noten, aber ohne Aus-

wahl zusammen getragen, und zwar einseitig, wie fast alle Bücher dieser Art. Sie enthalten eine Menge kleiner Kriegsvorfälle im großen Detail, desgleichen Tagebücher niederer und vornehmer Officiere. Das letztere dieser Bücher besteht größtentheils aus solchen Feld-Journalen, deren viele mit besonderer Genauigkeit die Kriegsgeschichte ganzer Regimenter enthalten, aber ohne die geringste Erwähnung der Civil-Vorfälle, und andrer Begebenheiten, die bey so zahlreichen Schaaren bewaffneter Menschen in dem Lauf mehrerer Jahre sich jedoch von allerhand Art ereignen; Begebenheiten, die mehr der Aufbehaltung würdig sind, als die umständlichen Beschreibungen von geringfügigen Scenen, die allen Kriegen gemein sind, kein Interesse, aber viel Einförmigkeit haben, und durch die beständigen Wiederhohlungen Ekel erregen. Das letztere Buch erhält jedoch einen vorzüglichen Werth durch die hier ausführlich aufgestellten Dispositionen, die von den Befehlshabern bey besondern Märschen und Operationen, bey Gefechten, Treffen und Schlachten gemacht wurden. Diese Anordnungen und Maaßregeln gehören zwar zur Militair-Geschichte, sie passen aber nur auf individuelle Fälle und Positionen, wo-

durch das Belehrende sehr eingeschränkt, und ohne die dazu durchaus nöthigen Karten noch mehr geschwächt wird.

Dr. Fr. Ch. J. Fischers, Professors zu Halle, Geschichte Friedrichs des zweyten, Königs von Preußen. 2 Theile. Halle 1787.

Dies Werk, das nach dem mit lobenswerther Bescheidenheit des Verfassers selbst in der Vorrede gefällten Urtheil kaum etwas mehr ist, als ein trockenes Register von Friedrichs Thaten, würde, weil es in Rücksicht auf den siebenjährigen Krieg nichts neues enthält, hier nicht erwähnt werden, wenn nicht unter allen ganz bekannten Sachen sich eine isolirte sehr außerordentliche höchstgewagte Behauptung befände, worüber ich nothgedrungen ein Paar Worte sagen muß. Im ersten Bande S. 528. versichert der Verfasser, und dies in Ausdrücken der Ueberzeugung, daß zur Zeit der Schlacht bey Kollin beym Preußischen Heer eine Cabale zu Gunsten der Oesterreicher geherrscht hätte, die aber doch nicht von Oesterreich herrührte, noch ihm bewußt war. So

lautet es wörtlich. Ich konnte kaum bey dieser Aeußerung meinen Sinnen trauen; und wäre der Gewährsmann dieser so seltsam erfundenen Anecdote ein Prinz, ja selbst ein Feldherr, so würde ich sie in die Classe sinnloser Träume setzen. Eine Cabale bey einer Preußischen Armee, und zwar die sich unter Friedrichs Anführung befand, war aus zahllosen Gründen ein Unding; und diese Cabale sollte dem Könige, ja selbst den Oesterreichern verborgen geblieben seyn? Zweifel wegen der Wahrheit eines solchen Verraths, wovon ich nie die entfernteste Muthmaßung gehört, wovon kein Wort, keine Anspielung je gedruckt worden war, konnten bey mir nicht Statt finden. Jedoch der Pflicht eines Geschichtschreibers getreu, wollte ich doch hierüber die Zeugnisse alter einsichtsvoller und vornehmer Officiere hören, die sich selbst damahls bey der Armee des Königs befanden, und in verschiedenen Regimentern dienten; ihr einstimmiges Zeugniß ist: daß man nie die geringste Spur von dieser Cabale bemerkt hat, und daß sie nicht denkbar war. Manche andere eben so ungegründete Bemerkungen, z. B. daß Nadasty aus Eifersucht auf Daun sich in der Schlacht bey Kollin so gestellt hätte, daß

er nothwendig geschlagen werden mußte, und kaum den Angriff von Zieten erwarten konnte, um davon zu fliehen, übergehe ich, weil ich keine Critik schreiben, sondern nur eine wichtige historische Unwahrheit berichtigen wollte.

Geschichte eines patriotischen Kaufmanns aus Berlin, Namens J. C. Gotzkowsky, von ihm selbst beschrieben. Augsburg 1789.

Diese Geschichte eines in vieler Rücksicht großen Mannes enthält manches Brauchbare den öconomischen Theil des Kriegs betreffend.

Correſpondance particulière et hiſtorique du Maréchal Duc de Richelieu, en 1756, 1757 et 1758, avec M. Paris du Verney, Conſeiller d'état. à Londres 1789.

Du Verney war im Anfang des Kriegs Französischer Staats-Minister und Richelieu's Freund, daher man in diesem geheimen Briefwechsel so wohl die Lage des in Deutschland commandirenden Feldherrn, seine Hoffnungen und seine Besorgnisse geschildert, als die theils

ministeriellen, theils freundschaftlichen Aeußerungen und Klagen des du Verney aufgezeichnet findet.

Oeuvres posthumes de Fréderic II., Roi de Prusse. Berlin 1788.

Der zweyte und dritte Band dieser Werke enthalten bekanntlich die Geschichte des siebenjährigen Kriegs. Man weiß den Unfall, der das ursprüngliche Manuscript des Monarchen betraf, der daher diese seiner Feder so würdige Geschichte zwar nochmahls schrieb, allein, wahrscheinlich in seinem damahligen Alter nicht mehr aufgelegt zum Nachforschen und Nachsuchen, großentheils aus dem Gedächtniß, und mit sichtbarer Nachlässigkeit. Viele große Begebenheiten sind von ihm nur obenhin berührt, andre ganz übergangen worden; an deren Stelle treten Nachrichten von unbedeutenden Vorfällen, die allen Kriegen gemein sind. Auch findet man hier weder die Character-Schilderung seiner politischen Gegner, so wohl der Fürsten als ihrer Minister, noch der feindlichen Heerführer, noch seiner eignen Feldherren, die auf dem Kriegs-Theater erschienen, und die niemand besser, wie er, kannte; hier ist auch kein Detail von seinen Cabinets-Ope-

rationen, von seinen geglückten oder mißlungenen Entwürfen, und von seinen Hülfsmitteln. Dieser Theil seiner Geschichte erfüllt daher auf keine Weise die große durch alle seine andern Schriften berechtigte Erwartung, ist als unvollendet, und folglich bey vielen Berichtigungen, die sie giebt, doch nicht als die erste Hauptquelle zu betrachten.

Auch folgende Geschichtsquellen sind hier benutzt worden:

Mémoires sécrets sur les règnes de Louis XIV. et de Louis XV. par feu Mr. Duclos, Historiographe de France etc. 2 Volumes. gr. in 12mo.

Oeuvres complettes de Louis de St. Simon Duc et Pair de France etc. pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la regence et de Louis XV. avec des Notes, des explications et des additions extraites des correspondances et des portefeuilles de l'auteur et de plusieurs princes et seigneurs ses contemporains. 13 Volumes. gr. in 8vo. Strasbourg 1791.

Mémoires du Baron de la Motte Fouqué, Général d'Infanterie Prussienne, dans

lesquelles on a inséré sa correspondance intéressante avec Fréderic II. Roi de Prusse. 2 Volumes. 8vo. Berlin 1788.

Déscription du monument qui vient d'être érigé à Rheinsberg précédée du discours qui a été lû à l'occasion de l'inauguration de ce monument. Avec quatre planches etc. fol. Berlin 1791.;

so wie ich auch auf manche diese Geschichte illustrirende Nebenschriften, als:

Eloge de Milord Maréchal par d'Alembert. 8vo. Paris 1779.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren, nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten. Herausgegeben von Fr. Nicolai. Sechs Hefte. 8. Berlin 1788 — 1792.

und andere aufmerksam gewesen bin.

Außer den oben angeführten Büchern und den zahlreichen Beyträgen von Personen von Range, die mir dabey die Pflicht auflegten, ihre Nahmen nicht zu nennen, habe ich handschriftliche Nachrichten aller Art benutzt. Eins der besten Manuscripte, von dessen Exi-

stenz und Brauchbarkeit mir ein großer Feldherr schriftliche Nachricht gab, verdanke ich der Frau Gräfin von Schwerin in Berlin. Ihr Bruder, der Preußische Kammerherr von Ammon, ein Mann von vieler Einsicht, hatte selbst in den Tagen des Kriegs die Geschichte desselben aus sehr guten Quellen aufgezeichnet. Sie war sehr umständlich in Französischer Sprache geschrieben, und bis zu Ende des Kriegs ausgeführt. Unglücklicher Weise aber ging nach seinem vor wenig Jahren erfolgten Tode das Manuscript größtentheils verlohren, so daß nur noch ein die beiden ersten Feldzüge betreffendes Fragment davon übrig ist. Auch habe ich das in Besitz des Herzogs Friedrich von Braunschweig befindliche, einen Folianten füllende, Original-Manuscript des Briefwechsels zwischen dem König und dem Herzog von Bevern während des Feldzugs vom Jahr 1762 genau durchgesehn, und zur Berichtigung mancher Widersprüche gebraucht.

Alle mir aufgestoßene Zweifel habe ich nach Möglichkeit aufzulösen gesucht. So z. B. hat der geheime Rath Baldinger in der militairischen Zeitung den Umstand, daß Friedrich in dem Dorfe Elsnig in der Kirche die Nacht nach der Torgauer Schlacht zubrachte,

und wo ihn einige hundert noch lebende Menschen sahen, zweifelhaft machen wollen. Nach der genauesten Erkundigung, die ich eingezogen, ist es jedoch höchst gewiß, daß er in der Kirche des gedachten Dorfes um Mitternacht auf den Stufen des Altars seine Depeschen ausfertigte, und die ganze Nacht dort blieb, wie der noch lebende General von Götz, damahls Friedrichs anwesender Flügel-Adjutant, bezeugt hat. Im Dorfe selbst war, wie allgemein bekannt ist, auch kein Plätzchen mehr übrig. Ein anderer von mir gehegter Zweifel betraf einen von mehrern Schriftstellern, auch vom Professor Fischer angeführten Character-Zug des Königs, von dem es heißt, daß er am Tage der Schlacht bey Kunersdorf an den Staats-Minister Grafen von Finkenstein die Worte geschrieben hat: Tout est perdû, et je ne songe qu'à la mort. Der Minister aber hat mir auf meine Anfrage unter dem 25sten October 1790 gemeldet, daß die Sage gar nicht gegründet wäre.

Diese und viele andere ähnliche Erkundigungen, die eine ungeheure Anzahl von Briefen erforderten, mögen den Eifer beweisen, womit ich meine Pflicht als Geschichtschreiber zu erfüllen gesucht habe; ein Eifer, der mich

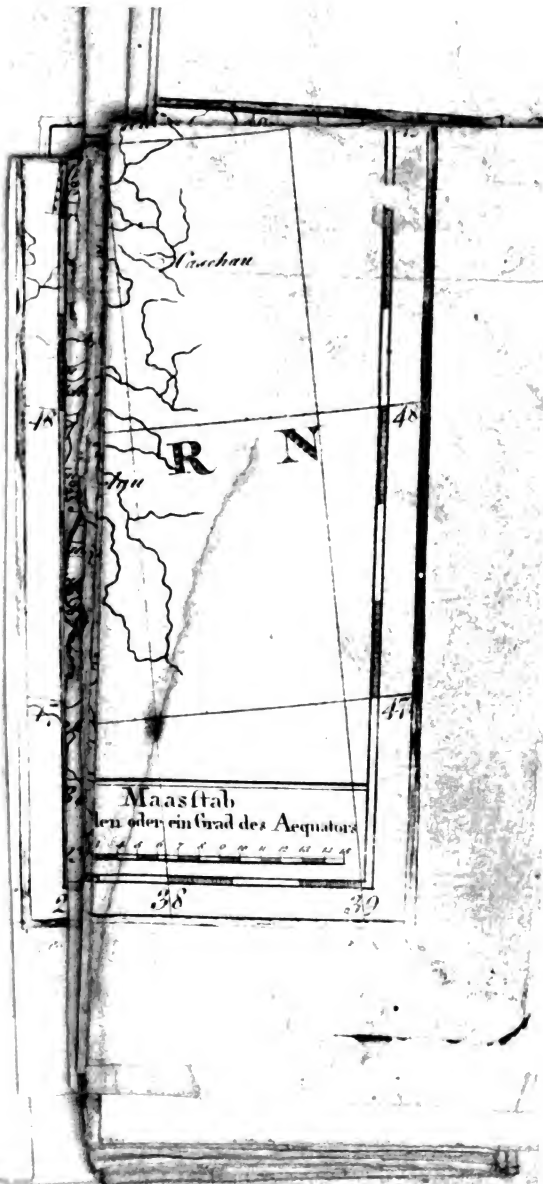
auch vorzüglich vermocht hat, nach Berlin zu reisen, und hier in den Jahren 1789, 1790 und 1791 meine Wohnung zu nehmen, um im Mittelpunct der Zeugen zu seyn, so wie auch nachher nochmahls eine Reise nach Dresden zu thun. Zu allen den mannigfaltigen Hülfsquellen und eingegangenen Berichtigungen kamen nun noch viele von mir selbst auf vormahligen Reisen gesammelte Nachrichten und eigne Kriegserfahrungen, und so ist diese Geschichte, woran ich fünf Jahr gearbeitet, ein ziemlich vollständiges Werk geworden.

v. Archenholtz.

---




Gedruckt bey Fr. A. Grunert in Halle.



Maasstab
R N
48
47
38
39